

192

+0437 493 01

lee

78/17927

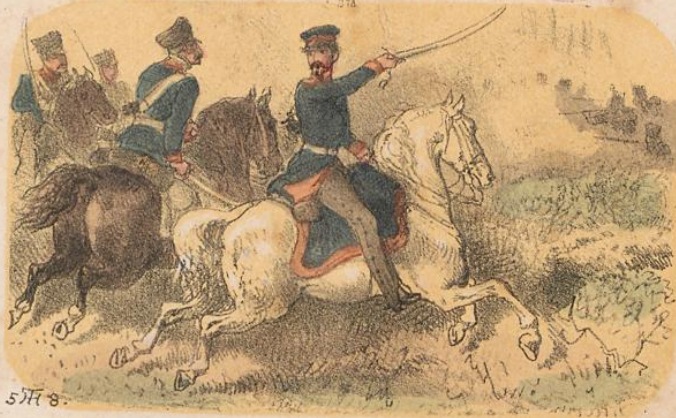


Das Schildhorn.

PREUSSEN

Bilder aus der Geschichte
des
preussischen Vaterlandes

von
J. D. Füllringhaus.



H. 8.

Mit 8 colorirten Bildern v. Th. Hosemann

BERLIN

Winckelmann & Söhne.

[1858]

7146400

~~G. Sp. G. 3515~~

Z. B.

02
his
034

1974

his
c 5192

s. ADV-
Katalog

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

025/437493

47. 2115

Vorwort.

Wie die in demselben Verlage erschienenen „Bilder aus der vaterländischen Geschichte“ an die ganze deutsche Jugend, so treten diese „Erzählungen, Schilderungen, Charakterzüge“ zc. zunächst nur an die preussische Jugend heran. In dem jugendlichen Gemüthe Liebe für das Vaterland und für vaterländisches Wesen zu entzünden, einen echten lebenskräftigen Patriotismus zu erwecken und zu beleben, das ist ihr Zweck. Einen reichen Stoff boten die ruhmvollen Thaten unseres erhabenen Fürstengeschlechts aus dem Hause Hohenzollern, durch deren weises Walten der anfangs kleine und unbedeutende Staat zu so frischem freudigem Wachsthum, zu so hoher Blüthe gebracht worden ist. Doch auch die Thaten der Helden aus dem Volke sind nicht vergessen, und neben Kriegs- und Schlachtenbildern haben auch die Werke des Friedens Berücksichtigung gefunden. Manches an sich Wichtige und Interessante mußte darum zurücktreten, weil das Buch mehr dem ersten Geschichtsunterricht dienen wollte. Die überall eingeflochtenen histori-

ſchen Gedichte werden hoffentlich ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Werke von Ranke, Preuß, Kugler, Varnhagen, W. und F. Hahn, Salmhuber, Förſter und Andere ſind von mir dankbar benutzt worden. Wo ich die Darſtellung vorzüglich fand, habe ich nicht ſelten Wörtliches entlehnt oder in treuen Auszügen wiedergegeben. Das Werk ſchließt mit den Freiheitskriegen; Bilder aus der neuſten preußiſchen Geſchichte werden vielleicht folgen.

Mögen dieſe Blätter den Sinn für ernſte Lectüre bei der preußiſchen Jugend beleben und zur Bildung des Gemüths und des Charakters für's Leben etwas beitragen! Dies iſt der ſehlichſte Wunſch

des Verfaſſers.

1. Die Mark in alter Zeit.

Dem Elbstrom nah, in allen Gränzgebieten,
Nach Mittag hin, so wie gen Mitternacht,
Da wohnten Sorben, Nhetrer, Obotriten,
Von gleichem Stamm, und stark an Heeresmacht,
Die nie zum Frieden mit den Christen riethen,
Ja, die den Kampf nur wilder angefacht,
Der sonder Frist, als sollt' er nimmer enden,
So graus geführt ward von dem Volk der Wenden.

Das Land war damals, wie nach frühster Kunde,
Meist Urwald noch, durchgraunt von Sumpf und Moor,
Wo Bären lagern, wo vom feuchten Grunde
Der Schlangenkönig dräunend zischt empor;
Ein Landstrich, oft von meilenweiter Kunde,
Hatt' einen Zugang kaum durch Schilf und Rohr,
Wo Flüsse hier, dort weite Seen gränzen,
Die schirmend rings den finstern Hain umglänzen.

Dort dient der Wende seinen Götzenbildern,
Bunt schimmert da manch Tempeldach hervor,
Wo blut'ge Priester mehr das Volk verwildern, —
Dort baut er seiner Städte festes Thor.
Bekannt sind wohl, auch ohne sie zu schildern,
Julin, Bineta, Nhetra, Brennabor; —
Dort kämpft für Glauben, Freiheit, Ruhm und Ehre
Der Witze kühn, verhöhnt des Heilands Lehre.

So lösen Frevelmuth rasch zu bezwingen,
 Versuch' schon Karl, der große Christenheld,
 Ihn glückt' es auch bald, siegreich vorzudringen,
 Unweit der Havel stand sein Lagerzelt;
 Doch will der Sieg nicht dauernd ihm gelingen,
 Vom Wendenkampf hört fort und fort die Welt:
 Ihn dämpfen spät nur erst die hohen Helben,
 Von deren Thaten hier die Lieder melden.

Bernehmt nunmehr, wie mächtig ward gestritten
 Im Heimathland mit Löwenkühnem Muth,
 Wie fromme Märtyrer hieselbst gelitten,
 Und was die Heiden trieb zur blinden Wuth;
 Von ihren Göttern meld' ich, ihren Sitten,
 Das Volk, zwar rauh, war bieder doch und gut:
 Nicht kämpft es nur für seiner Väter Glauben,
 Die Habgier will ihm Land und Freiheit rauben

Auch damals strahlte, wie für alle Zeiten,
 Des Heilands Wort im reinsten Himmelslicht,
 Allein der Christen Sinn, voll Dunkelheiten,
 Verleßt' nicht selten alle Liebespflicht;
 Oft mocht' er schänden Vortheil nur erstreiten,
 Sonst wahrte wohl der Kampf so dauernd nicht:
 Nur spät erblüht, beim spärlichsten Erstarken,
 Des Kreuzes Heil auch in den Wenden-Marken.

Carl Seidel.

2. Ursprung des preussischen Staats.

Das Königreich Preußen, jetzt über 5000 Quadratmeilen groß mit mehr als 17 Mill. Einwohnern, hat einen geringen Anfang gehabt. Ein kleiner Landstrich an der Elbe, Havel und Spree, den Kaiser Heinrich der Finkler den Wenden entriß, bildete seinen Ursprung. In grauer Vorzeit war diese Gegend mit großen Wäldern, Sümpfen, Sandfeldern und Morästen bedeckt. Deutsche Männer, Semnonen

und Longobarden, jagten hier den Wolf und den Bär. Zur Zeit der Völkerwanderung (375) verließen auch die Bewohner der Marken, wie andere deutsche Volksstämme, ihre unwirthliche Heimath, um andere, schönere Wohnsitze zu suchen. Die verlassenen Plätze an der Spree und Havel nahm ein fremdes Volk in Besitz, das vom Morgen herkam. Es gehörte zum Geschlechte der Slaven, das noch jetzt in Polen und Rußland wohnt, und bestand aus verschiedenen Völkern, Wenden, Sorben, Obotriten zc. Man sah es ihnen gleich an, daß sie Fremde waren; denn der deutsche Mann war hoch und schlank gewachsen, von blonden Haaren und blauen Augen. Die Wenden aber waren kleiner, von starkem, gedrungenem Körperbau, und hatten eine braungelbe Hautfarbe, einen feurigen dunklen Blick und schwarzes Haar. Sie brachten auch fremde Sitten mit. Der Deutsche liebte es in alten Zeiten, einsam in seinem Gehöfte zu bleiben, und baute sein Haus gern auf die Höhen und Berge, wo man dem Himmel näher ist und weit in das Land hinaussehen kann. Die Wenden aber setzten sich in den Niederungen der Flüsse fest, krochen in die Sümpfe und bauten sich da ihre schmutzigen Dörfer aus Lehm und Holz. Ihre liebste Beschäftigung war der Fischfang. Auch verstanden sie die Kunst des Webens und bereiteten sich selbst die langen morgenländischen Gewänder, worein sie ihren Leib hüllten. Obgleich dem Heidenthum ergeben, waren sie doch ehrbare und redliche Leute. Die Gastfreundschaft war unter ihnen eine hohe Tugend. Diebstahl und Meineid kannten sie nicht. Doch gab es unter den Wenden auch grausame Sitten. Eltern, die viele Kinder hatten, setzten die Töchter häufig zum Todthungern aus. Starb ein Mann, so wurde dessen Frau mit dem Leichnam lebendig verbrannt. Wer an Altersschwäche oder an einer Krankheit starb, konnte nicht selig werden, glaubte man; deshalb schlug man alte Leute todt. Wer in der Schlacht fiel, erbt den Himmel. Ihr gemeinschaftliches Oberhaupt nannten die Wenden Krole. Als oberste Gottheiten verehrten sie den Velbog, als den Schöpfer der Welt und den Geber alles Guten, und den Zerobog, als den Urheber alles Bösen. Beiden legten sie viele Untergötter bei. Schon frühe mögen die Wendenstämme an der Elbe mit ihren deutschen Nachbarn in ernste Fehden gerathen sein. Die erste Kunde davon erhalten wir aber erst zur Zeit Karl's des Großen (800). Als dieser blutige Kämpfe mit den Sachsen führte, fanden letztere an den Wilken, einem wendischen Stamme, einen Bundesgenossen. Deshalb zog der große Frankenkönig, nachdem er die Götzenempel der Sachsen umgestürzt, auch gegen die Wilken und

zwang sie zur Unterwerfung und zur Zahlung eines Tributs. Aber ehe er sie vollständig unterjochen konnte, mußte er ins Grab steigen. Erst hundert Jahre später ließ der kräftige deutsche Kaiser Heinrich, den man den Finkler oder Vogelsteller nennt, das deutsche Banner wieder im Lande der Wenden flattern. Er wollte sie zwingen, ruhige Nachbarn zu sein. Da, wo der Havelstrom in die Elbe geht, fiel er mit seinen Schaaren in ihr Land. Ihr Fürst Tugumir saß zu Brennabor an der Havel, das heute Brandenburg heißt. Er war den Deutschen nicht gewachsen; aber Brennabor gab ihm Schutz, denn ringsum die Stadt hatte das Havelwasser Sümpfe und Moräste gebildet, und Niemand hätte da hindurchdringen können. Da jedoch ein scharfer Frost einfiel, also daß der Fluß zufror und die Moräste fest wurden, konnte Kaiser Heinrich die Stadt angreifen, und er erstürmte sie. Nun unterwarf sich das ganze Wendenland. Damit er es im Zaume hielte, und um auch sein Sachsenland am andern Elbufer zu schützen, richtete der Kaiser dort, wo heute die Städte Salzwedel und Stendal liegen, eine Markgrafschaft ein, die er die Nordmark nannte, und welche jetzt die Altmark heißt. Sie sollte eine Wache des deutschen Reiches gegen Morgen sein. Tapfere Männer wurden als Markgrafen hineingesetzt. Damit aber die Wenden gute Christen würden, zogen Mönche über die Elbe hinein in die wendischen Städte und Dörfer, und verkündigten ihnen das Evangelium. Der Kaiser Otto, der gewaltige Sohn Kaiser Heinrich's, baute auch christliche Dome in den Städten Havelberg (946) und Brandenburg (949) und setzte Bischöfe in dieselben. Es veräumten aber die Deutschen, die Wenden durch Freundlichkeit und Milde zu gewinnen; sie haßten das arme Wenden-volk, verachteten es, und nannten es in ihrem Uebermuth: „Slavische Hunde“. Das machte böses Blut, und oft empörten sich die Wenden gegen ihre Unterdrücker; wo sie konnten, fielen sie über sie her und tödteten sie. Auch die Stadt Brennabor haben sie wieder erobert, die Altäre Gottes umgestürzt, die Kreuze zerschlagen und an die Stelle derselben ihre Götzenbilder aufgerichtet. Es wurden noch in späterer Zeit solche Männer, welche den Wenden das Evangelium predigen wollten, von ihnen in wildem Grimme erschlagen, und auch der märkische Sand ist roth gefärbt worden von dem Blute der Märtyrer, die um Christi willen von der Heidenfaust den Tod erlitten haben.

3. Preußens Ursprung.

Ein Bote sprengt vor Heinrich's Schloß
In früher Morgenstunde,
In Schweiß gebadet steht das Roß,
Sein Herr bringt diese Kunde:
Zur Rechten Sumpf, zur Linken Moor,
Und vor sich breite Seen; —
Wo ist der Weg nach Brennabor?
Er kann ihn nicht erspähen.

„Das Wendenvolk fiel uns ins Land,
Und haust d'rin zum Erbarmen
Mit Plünderung, mit Mord und Brand,
O König, hilf uns Armen!“
Da jubelt laut die Wendenbrut
Und jauchzt und höhnt nicht wenig:
„Seht, wie auf seinen Lorbeern ruht
Der große deutsche König!“

Da ruft Herr Heinrich zornentbraunt:
„Den Frevel will ich rächen,
Mit meiner starken Eisenhand
Den wilden Troß ihm brechen!“
„Komm', Heinrich, hier ist Brennabor!
Dir ist doch wohl nicht bange?
Sieh, offen steht dir Thür und Thor,
Was zauderst du so lange?“

„Ich stürme ihm sein Brennabor,
Zertrümm're seine Mauern;
Zurück erhält, wer was verlor,
Drum soll drob Niemand trauern!“
Betrübt der König forscht und sinnt,
Umsonst — da baut zum Glück,
Wer hätt's gedacht? ein eif'ger Wind
Ihm eine große Brücke.

Der Bote schnell zur Heimath kehrt
Mit dieser frohen Kunde.
Der König weht sein Helden Schwert
Noch in derselben Stunde.
Und über Seen, Sumpf und Moor,
In langen, stolzen Zügen,
Rückt Deutschlands Heer vor Brennabor, —
Die Feste muß erliegen.

Nach bricht er auf zum Havelstrand
Mit vielen tapf'ren Mannen;
Doch plötzlich steht er festgebannt
Und kann nicht mehr von dannen.
Und Heinrich pflanzt mit fester Hand
Nach Kampf und blut'gem Streite
Ein deutsches Reis ins Wendenland,
Das grünt und blüht noch heute.

D'raus wuchs in Sturm und Sonnenschein
Ein Baum mit Kiesenästen,
Der reicht vom Meer bis über'n Rhein,
Vom Osten bis zum Westen. —

J. D. Lüttringhaus.

4. Albrecht der Bär.

1134—1170.

Im Jahre 1134 übergab der Kaiser Lothar einem Grafen von Ballenstädt, der wegen seiner Tapferkeit Albrecht der Bär genannt wurde, die Nordmark erb- und eigenthümlich. Ihm konnten die Wenden nicht widerstehen. Er schlug ihre Einfälle zurück, drang mit raschem Erfolge in ihr eigenes Land vor, eroberte ihr Gebiet bis an die Oder und stürzte die heidnischen Tempel im Wendenlande. Der bisherigen Nordmark gab er nun den Namen Altmark, und dem eroberten Gebiete legte er den Namen Neumark bei. Auch veränderte er seinen Titel und nannte sich „Markgraf von Brandenburg“. Das brandenburgische Land lag größtentheils verödet da. Um aber in demselben frisches Leben zu erzeugen, verpflanzte Albrecht viele seiner Kampfgenossen dahin und schenkte ihnen Grund und Boden zur fleißigen Bearbeitung. Die Ritter erhielten größere Grundstücke und setzten sich in den verlassenen Burgen fest. Die alten wendischen Edlen wurden mit Schonung behandelt. Zwischen Deutschen und Wenden entstand ein freundlicher Verkehr. Die alten Wunden fingen an zu heilen; ein neues Geschlecht, das in deutscher Zunge redete und zu dem Christengotte betete, blühte auf, und seitdem ist Brandenburg ein deutsches und christliches Land.

Die Markgrafen aus dem Geschlechte Albrechts des Bären, auch die Anhaltiner oder Askaniëer genannt, regierten fast zwei Jahrhunderte lang über Brandenburg und brachten es in hohen Flor. Sie bauten feste Burgen, prächtige Kirchen und Klöster und legten Städte an, deren Handel über ferne Meere ging. Die Flüsse waren mit reich beladenen Rähnen belebt, die Straßen von Wagen und Karren mit Kaufmannsgütern. Die Wälder wurden gelichtet, die Moore ausgetrocknet; Kolonisten aus Friesland, Holland und vom Rheine verwandelten die Sandheiden in Gärten und die kahlen Höhenzüge in liebliche Weinberge. Wie sich das Land hob, so wuchs auch die Macht der Askaniëer. Sie waren hoch geehrt im deutschen Reiche; in allen schwierigen Fällen schaute man auf sie, und ihr Wort gab oft die Entscheidung. Aber wie ein Blumenfeld, das einige milde Frühlingstage zu früh aus den Knospen gelockt, von einem verheerenden Nachwinter unter Schnee und Eis begraben wird, so ging das herrliche Fürstengeschlecht unter. So reich es war an tüchtigen Herrschern,

an glücklichen Feldherren, an edlen Frauen und schönen Fräulein, um so reichere Ernte hatte der Tod. Da waren neunzehn Prinzen des Hauses Anhalt zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts auf einem Familientage versammelt. Aber nachdem nur neunzehnmal die Frühlingssonne des neuen Jahrhunderts das Eis der Havel und Spree geschmolzen hatte, waren die Gräfte voll, und nur noch einer war übrig, und als die Herbststürme kamen, waren auch die beiden letzten Augen geschlossen. Mit dem Wappen der Askanier, das über ihrer Gruft zer schlagen ward, zerfiel auch ihr Staat. In den Sand fuhr wieder der Sturmwind; in flüchtigen Wellen bedeckte er die Saaten und Gärten und zerstörte die Straßen und Wege; aus dem kaum bearbeiteten Sumpfe mußte die Flugschaar wieder fort; das Grundwasser quoll auf, und die alte Wildniß herrschte wieder.

5. Das Schildhorn.

Um das Jahr 1140 starb zu Brandenburg der letzte wendische Beherrscher des Havellandes, Namens Pribislaw. Er hatte vor seinem Tode Albrecht den Bären zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser nahm also die Stadt und das Land in Besitz. Zu Cöpenick an der Spree wohnte aber ein Verwandter des Pribislaw, der Wendenfürst Jaczo. „Bin ich nicht der natürliche Erbe des Landes,“ sagte dieser bei sich selbst, „und welches Recht haben die Christen auf wendisches Eigenthum?“ Darum zog er mit einem zahlreichen Heere gegen das feste Brandenburg. An der Havel wurde tapfer gekämpft, und die Wenden eroberten die Burg. Aber Albrecht der Bär eilte herbei, und nahm sie wieder mit Gewalt in Besitz. Jaczo zog nordwärts gen Spandau mit den Seinen. Das Heer der Christen unter Albrecht folgte ihnen. Auf den Feldern zwischen Groß-Glienecke und Spandau kam es zur Schlacht. Als die Wenden das Kreuz auf dem Banner der Christen näherrücken sahen, sank ihnen die Hoffnung auf den Beistand Triglavs, ihres Götzen. In Haufen verließen sie den Kampfplatz und flohen, um unter dem Schutze der Nacht dem Christengotte zu enttrinnen. Jaczo war einer der Letzten, welche die Waffen sanken. Als er sich aber von den Seinen verlassen sah, wandte auch er sein Roß und sprengte davon. Plötzlich ward seine Flucht durch einen breiten Strom gehemmt

er hielt am Ufer der Havel. Vor ihm lag die blaue Wasserfläche, und ihre Wogen stiegen ruhig auf und ab. Hinter ihm war der Feind. Was sollte er machen? Eine Landzunge streckte sich von der andern Seite quer in den Fluß hinein und verengte denselben. „Herr,“ rief ein Wende, der dem Jaczo gefolgt war, „schwimmt nicht über den Fluß; er ist sehr tief!“ Aber immer näher kommt der Feind. „Gott der Christen!“ ruft er, „rette mich aus dieser Gefahr, so will ich dir dienen und den Bösen absagen.“ — „Greift den Heidenfürsten!“ rief es hinter ihm. Da stürzt er jählings mit seinem Rosse, schwer bewaffnet, wie er war, in die Fluth hinab, die über ihm zusammenschlug. Jetzt taucht er empor. Keuchend schwimmt das treue Thier mit ihm dahin durch die Wogen. Der Feind stand am Ufer und bewunderte den Muth; er wagte es nicht, zu folgen, ja er sandte dem Fliehenden nicht einmal einen Bolzen nach. Matter und matter wurde das Pferd. „Halt aus, mein treues Roß,“ rief Jaczo, „du trägst deinen Herrn aus den Händen erbarmungsloser Christen zu ihrem erbarmenden Gott!“ Fester ergreift er den Zügel, und das müde Thier wendet seine letzten Kräfte an. Und nicht umsonst. Noch einige Schritte, und das Pferd hatte Boden unter den Füßen. Jaczo erfaßte mit kräftiger Hand das Gestrüpp an der Landspitze. Ein Sprung, und er ist gerettet. Er stieg die Spitze der Landzunge hinan und sank auf seine Knie. „Dank dir, du mächtiger Christengott,“ ruft er; „dir will ich fortan dienen. Von allen Waffen, welche ich für die Bösen geschwungen habe, besitze ich nur noch diesen Schild. Hier, wo ich Rettung gefunden, lege ich ihn nieder. Nie will ich mehr für die todten Bösen kämpfen.“ Er hielt Wort. Er lebte von jetzt ab in Cöpenick als Christ. — Jahrhunderte sind seitdem verfloßen. Noch heut aber heißt jene Uferspitze an der Havel, wo Jaczo Rettung fand, das Schildhorn, und noch heut redet jenes Denkmäl, das König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1844 errichten ließ, von den schweren Kämpfen, die ausgefochten werden mußten, ehe das Christenthum in der Mark den Sieg über das Heidenthum davontrug.

6. Albrecht der Bär.

1157.

„So wahr ich bin ein Ballenstädt, das soll er schwer mir büßen,
 Ja, ehe noch ein Mond vergeht, lieg' er zu meinen Füßen:
 Ich will es diesem Wendenhund mit meinem Schwerte thuen kund,
 Daß noch der Bär vorhanden, der selbst dem Feu gestanden!“

„Das, Ritter, mögt dem Schelme dort, dem Jaczo ihr verkünden;
 Ja, halten werd' ich ihm mein Wort, der keck sich thät verbünden,
 Um mir mit frech verweg'ner Hand zu rauben wieder jenes Land,
 Was ich von seinem frommem Ohm Pribislav bekommen!“ —

So hörte man im edlen Born den Markgraf Albrecht sagen,
 Und sah darauf mit scharfem Sporn hinweg den Ritter jagen
 Nach Brandenburg, wo Jaczo's Schaar jüngst siegend eingezogen war,
 Schnell sonder Furcht und Bangen als Herold zu gelangen.

Doch Jaczo gab mit kaltem Hohn die Antwort jenem Boten:
 „Mir nur gebührt der Wilzen Thron, trotz Lebender und Todten:
 Ruf er den todten Pribislav zu Hülfe, daß er ihm verschaff'
 Die Krone von den Wenden, die jetzt in meinen Händen!“ —

Und Markgraf Albrecht zog heran zur Brandenburger Feste;
 Ein wilder, heißer Kampf begann, und wie der Kar im Neste
 Stritt Jaczo tapfer und voll Muth für wendisch Land und Hab' und Gut,
 Bis er bedeckt von Wunden den Heldentod gefunden.

Da wich der Wenden Schaar zurück, verzweiflungsvoll noch streitend,
 Und, ob entflohen auch ihr Glück, den Tod noch rings verbreitend;
 Doch sah man nun zum Wall hinauf den Markgraf kühn im Siegeslauf
 Den blut'gen Weg sich bahnen, umweht von seinen Fahnen.

Und dankend hob zum Himmel er sein Schwert und sprach die Worte:
 „Hier, wo im Kampf ich eben schwer entging des Grabes Pforte,
 Will ich dem höchsten Gott allein nun einen heil'gen Tempel weih'n,
 Ein neues Reich hier gründen, des Volkes Glück zu finden.“

„Nun senk' ich in die Scheide dich, du meines Schwertes Habe,
 Will selbst nun weih'n zum Frieden mich dort an dem heil'gen Grabe:
 Es sank der Götzen schnöde Macht durch meinen Arm in Todesnacht, —
 Nun mög' er zum Regieren den Friedensstab nur führen!“

Ludwig Liber.

7. Markgraf Otto mit dem Pfeil.

1267—1308.

Otto IV., durch Kriegsmuth und einen unternehmenden Geist ausgezeichnet, gerieth in eine heftige Fehde mit dem Erzbisthume Magdeburg, weil man statt seines Bruders einen andern Erzbischof gewählt hatte. Er zog zum Kampfe gegen den neuen Erzbischof aus, wurde aber geschlagen, gefangen genommen und in einen eisernen Käfig gesperrt. Aus dieser schmachvollen Gefangenschaft kaufte ihn seine treue Gemahlin Hedwig los. Später erneuerte er den Kampf, war aber nicht glücklicher, als früher. Bei einer Belagerung wurde er am Kopfe durch einen Pfeil verwundet, den man nicht herausziehen konnte, woher er den Namen „Otto mit dem Pfeile“ erhielt.

Der Markgraf ist gefangen! Das Wort geht wie ein Brand
 Erschreckend durch die Marken, wer schützt nun das Land?
 In Magdeburg gehalten wird er in Käfig fest —
 Wer rettet nun den Vogel, wer bringt ihn in sein Nest?

Hedwig, des Markgrafs Frau, die sann wohl früh und spat,
 Sie fragt die Herr'n vom Rathe, doch wußten die nicht Rath;
 Von Rittern und vom Volke sie gerne Hülfe lieh, —
 Es fehlt das Haupt dem Körper, nicht handeln können sie.

Da dacht' die Frau, die treue: Ich fang es selbst wohl an,
 Ich will gen Magdeburg ziehen und sehen, was ich kann;
 Und zu des Bischofs Füßen sieht man sie dorten knien: —
 „Vierhundert Mark des Silbers: Herr Otto mag dann ziehn!“

Das war ein schlimmes Trostwort, schlecht war's damit bestellt;
 Die Mark hat g'mig der Steine, doch nie genug an Geld;
 Sie hat gar helle Seen, es glänzt der Wälder Grün —
 Doch war hier Gold zu suchen stets ein vergeblich Mühn.

Wenn auf behaute Wiesen blüht heller Morgenschein,
Wenn rings die Seen funkeln, das sind die Edelstein',
Und wenn im Männerbusen die Treue rein und hold
Ruhet, wie im Schacht verborgen: das ist der Marken Gold.

Wo aber ist die Stelle, wer kennt den guten Platz?
Wer hat die Wünschelruthe, und wer erhebt den Schatz?
Herr Otto denkt: Sie halten mich hier im Käfig fest;
O hätt' ich doch zwei Flügel, ich flög' nach meinem Nest.

Hätt' ich ein Schwert zur Seite und einen Pfeil zur Hand,
Ich wollt' den Bischof lehren, ich käm wohl in mein Land.
Vierhundert Mark des Silbers, solch' Schatz im Land nicht ist,
Das wußte wohl der Pfaffe, das ist des Pfaffen List.

Die Markgräfin verkümmert, der Gram sie nieder schlägt,
Da naht ein Mann, ein treuer, es war der Herr von Buch.
Er hatte nicht zu klagen sehr über Fürstenhuld,
Undank war ihm geworden, jetzt zahlt er seine Schuld.

Der Markgraf ist gefangen, so er zur Fürstin spricht,
Ich hab's vom Volk vernommen, war lang' bei Hofe nicht;
Vierhundert Mark nur braucht es; ich weiß wohl einen Schatz,
Der Markgraf ist gefangen, ich zeige euch den Platz.

Markgraf Johann vertraute mir einst ein gut Stück Geld:
„Ist einst mein Sohn in Nöthen, dann rett' ihn mit dem Geld.“
Der Markgraf ist gefangen, 's giebt größ'res Unglück nicht,
Nun ist es Zeit zu heben den Schatz, ich halt's für Pflicht.“

Nach Angermünde führt er die Markgräfin gar schnell,
Dort im Gewölb' der Kirche, dort zeigt er die Stell',
Ließ dort die Mauer brechen, hob dort den Schatz heraus. —
Herr Otto war gerettet, der Vogel flog nach Haus'.

Die Mark hat helle Seen, nicht Gold, nicht Silber fein,
Der Markgraf hat gefunden wohl einen Edelstein.
Ja, wenn im Männerbusen die Treue rein und hold
Ruhet, wie im Schacht verborgen, das ist der Marken Gold.

F. Bruno l d.

8. Die Mark unter den Bayern.

1324—1373.

Unter den Markgrafen aus dem Hause der Askanier führte besonders Waldemar eine ruhmvolle Regierung. Als er 1319 starb, griffen hundert Arme nach der reichen Erbschaft und rissen Stücke davon ab. Endlich (1324) erklärte Kaiser Ludwig der Bayer die Mark für ein erledigtes Reichslehen und übertrug dasselbe seinem neunjährigen Sohne. Aber was war unterdessen aus der glücklichen Herrschaft der Askanier geworden! Wäre da ein Berg gewesen, von dessen Spitze man das Land hätte überschauen können, man hätte viel Elend mit einem Male gesehen. Man sah aber genug schon, wenn man auf der Heeresstraße blieb. Davon abzuweichen, war nicht wohl gethan. In den Büschen und hinter den Hügeln wußte man nicht, wem man begegnete. Waren's nicht gar Räuberbanden, die dort lagerten, so traf man doch auf jedem Schritte Arme und Bettler. Vorgestern, gestern vielleicht noch waren sie warm und gut gekleidet gewesen, und das Unglück war über Nacht gekommen, und sie wanderten heut in Lumpen, sie wußten nicht wohin. Wo ein Haus noch fest war, ein Schloß mit rothen Dächern in den Himmel ragte, da schauten sie drinnen sich vorsichtig um und fragten ihn aus, ehe sie dem Manne das Thor öffneten, der wohlgekleidet kam. Der Bettler konnte lange warten. Waren sie mildthätig, so warfen sie ihm wohl ein Brot aus dem Fenster; aber so er zu lange zauderte, hörte er den Hund im Hofe knurren, und die Wärter ließen seine Ketten los. Der Bettler mußte den Bettler suchen, der Landstreicher den Landstreicher; die Gesellschaft findet sich allwärts. Ja, wer so weit war, dem fehlte es auch nicht. Brauchten nicht immer in den Wäldern zu liegen, noch in Gräben Schutz vor'm Winde zu suchen. Da standen der Häuser genug wüst und ganze Dörfer mit öden Mauern und hohem Brandschutt. Dahinter war Raums die Fülle für die Heimathlosen. Die Kirchtürme ohne Dach und Glocken lugten ins Land wie große Wegweiser, wo man das Elend suchen könne. Und an all' diesem Unheil waren der Papst Johann XXII. und der Bischof Stephan von Lebus Schuld. Diese haßten Ludwig den Bayer. Das mußte die Mark entgelten. Sie riefen deswegen die Litthauer ins Land und die Polen. Die haußten unter allen Gräueln der Verwüstung. 200 Dörfer gingen in Flammen auf. Die Lastwagen zerbrachen unter der Beute.

Schaaren von armen Gefangenen wurden von den wilden Reitern erbarmungslos durch die Moräste gepeitscht. Endlich gelang es dem Kaiser Ludwig, der die Vormundschaft über seinen Sohn führte, in Gemeinschaft mit dem brandenburgischen Volke die Räuber aus dem Lande zu jagen; aber von den 6000 Unglücklichen, die als Sklaven in die litthauischen Wälder geschleppt waren, hat Keiner seine Heimath wiedergesehen.

9. Der falsche Waldemar.

1348.

Unter dem Markgrafen Ludwig aus dem bayerischen Hause hatte die Mark nur trübe Tage. Zu Krieg, Brand und hohen Steuern kam noch der Bannfluch des Papstes, der schwer auf dem unglücklichen Lande lastete. Wie sehnte sich da das Volk nach der glücklichen Zeit unter der glorreichen Regierung des Markgrafen Waldemar zurück! Seltsamerweise schien der Himmel seine Sehnsucht erfüllen zu wollen, denn plötzlich scholl die Kunde durchs Land, Waldemar lebe noch. Und im Frühlinge des Jahres 1348, als Markgraf Ludwig im Tyrolerland auf der Gamsenjagd war, erschien zu Wolmirstädt vor der Burg des Erzbischofs von Magdeburg ein Pilgersmann und ließ sagen, er habe dem Erzbischofe etwas Wichtiges mitzutheilen. Dieser saß gerade mit vielen Gästen zu Tische, denn er feierte ein Fest. Als die Diener dem Pilger das sagten, sprach er: „Könnt ihr mich nicht zu eurem Herrn führen, so bittet für mich um einen Becher Weins!“ Als sie den Trank brachten, that der Pilger einen kräftigen Zug aus dem Becher, ließ dann einen Siegelring mit fürstlichem Wappen hineinfallen und bat, daß man den Becher dem Erzbischof bringe. Der hatte kaum den Ring gesehen, als er rief: „Das ist Markgraf Waldemars Ring!“ — Des verwunderten sich die Gäste über die Maßen; aber der Erzbischof hieß den Pilgersmann in das Zimmer führen und forschte von ihm, wer er wäre. Der war nicht befangen, wie sonst wohl Pilgersleute sind in vornehmer Gesellschaft; sein Auge ließ er ruhig über die Versammlung schweifen, und obgleich sein Haar schon ergraut war, trat er doch fest und sicher auf. Endlich sprach er: „Ich bin Markgraf Waldemar. Ich bin nicht gestorben, wie man bisher geglaubt hat. Man hat vor 29 Jahren einen andern

Mann statt meiner begraben. Ich wollte für todt gelten, denn mein Gewissen war beschwert, daß ich eine nahe Verwandte zur Frau genommen. Um diese Sünde abzubüßen, zog ich in das heilige Land. Nun aber ist die Kunde zu mir gedrungen, daß mein Land unter fremden Herrschern im Unglück sehe, und ich bin wieder heimgekommen, daß ich meines Volkes Leiden mildere.“ Das war eine wunderliche Rede; aber sie fand Glauben. Der Pilgersmann glich an Gestalt und Angesicht dem alten Markgrafen; auch hatte er eine Narbe an der Stirn, wie Waldemar sie gehabt. Der Erzbischof von Magdeburg und viele Fürsten fielen dem Manne zu. Als er in die Mark zog, entstand großer Jubel; die Bürger holten ihn festlich in ihre Städte und wußten kaum, wie sie ihn ehren sollten. Da stand es schlecht um die Herrschaft des Bayern in Brandenburg. Nur drei Städte blieben ihm treu, das waren Frankfurt, Spandau und Briezen. Sie schlossen ihre Thore zu und ließen die bayrischen Fahnen von ihren Mauern wehen. Briezen hielt sogar einen Sturm aus und schlug das Kriegsvolk Waldemars zurück. Dafür gab Markgraf Ludwig der Stadt den Namen Treuenbriezen, wie sie heißt bis auf den heutigen Tag. Die Bayern behaupteten, daß der Pilgersmann ein Betrüger sei. Kaiser Karl IV., dem man die Sache vorlegte, entschied zuerst, er sei wirklich der ächte Waldemar, und bald darauf wieder, er sei es nicht. Ludwig der Bayer wurde über den ganzen Handel so verdrießlich, daß er abdankte und die Herrschaft über die Mark seinem Bruder übergab, den man den Römer nannte, weil er zu Rom geboren war. Der hat noch manches Jahr des Waldemar wegen mit den märkischen Städten in Fehde gelegen. Endlich blieb er Sieger; Waldemar entsagte der Mark und starb später zu Dessau, wo er auch begraben liegt. —

Nachmals hat man gesagt, der Pilgersmann sei ein Müllerknecht gewesen, Namens Jakob Rehbock, der lange Zeit an dem Hofe des Markgrafen Waldemar als Diener gelebt habe, und der seinem verstorbenen Herrn ähnlich gewesen sei. Die Feinde des Markgrafen Ludwig hätten ihn beredet, den Betrug zu spielen. — Es weiß aber Keiner genau, wie es sich mit der Sache verhalten hat.

10. Die Mark unter den Luxemburgern.

1313—1415.

Während der Regierung Ludwig des Römers erhob Kaiser Karl IV. die Mark Brandenburg zu einem Kurfürstenthum. Nach Ludwigs Tode wurde dessen Bruder, Otto der Fünfte oder Faule, Kurfürst von Brandenburg. Sein Beinamen bezeichnet seinen Character. Den sinnlichen Lüsten ergeben, fehlte ihm die Kraft, sein Land selbst zu regieren. Er trat deshalb die Herrschaft in den Marken an den Sohn des Kaisers, den König Wenzel von Böhmen ab, und endete sein schmachvolles Leben in sündlichem Wandel. So kam Brandenburg an das luxemburgische Haus. Da aber König Wenzel noch ein Kind war, so führte sein Vater, der Kaiser, für ihn die Regierung in den Marken. Der hielt streng Gericht im Lande, ließ die Raubburgen niederreißen und die adeligen Räuber an die Bäume hängen. Den Richtern gab er einen Siegelring mit der Inschrift: „Richtet recht, ihr Menschenkinder.“ Als nach seinem Tode Wenzel deutscher Kaiser wurde, erhielt dessen Bruder Sigismund das Kurfürstenthum Brandenburg. Unter ihm gerieth das Land wieder in großes Elend. Er lebte meistens am Hofe des Königs von Ungarn und Polen, und dort gab er viel Geld aus. Da die Einkünfte seines Staates nicht ausreichten, so ließ er von seinem Vetter Jobst von Mähren große Summen. Dafür verpfändete er ihm sein Kurfürstenthum. Jobst, ein harter geiziger Mann, suchte von den Brandenburgern bloß Geld zu erpressen. Nur zweimal im Jahre kam er ins Land, um in Empfang zu nehmen, was gewissenlose Statthalter zusammen gescharrt hatten. Es herrschte die größte Unordnung im Lande; Straßenraub, Mord und Plünderung nahmen überhand. Ueberall zeigten Städte und Dörfer, Felder und Fluren die traurigsten Wahrzeichen der Verwüstung. Alle Sitten schwanden; Gerechtigkeit und Treue waren leere Namen geworden. Endlich starb Jobst, der unwürdige Pächter des Brandenburger Landes, und dasselbe fiel an Sigismund zurück, der inzwischen auch deutscher Kaiser geworden war.

11. Die Quitzows.

1390.

Der Name der Quitzows ist einer der verrufensten in der brandenburgischen Geschichte; denn in jener Zeit der Schmach und der Zerrüttung war es vor allen anderen Geschlechtern das der Quitzows, auf welche das Volk mit Zittern und Schrecken blicken mußte. Unter allen Raubrittern waren keine so verwegen und frech, wie diese, keine übten das Raubhandwerk in so großem Maßstabe aus, als die beiden Brüder Hans und Dietrich von Quitzow auf Quitzhöfel in der Altmark. Hans heirathete die Tochter des Statthalters Lippold von Bredow und erhielt dabei die Burg Plauen bei Brandenburg, bald darauf das Statthalteramt. Er, wie sein Bruder Dietrich, war von wildem, rohem Wesen, ein Feind ruhigen, friedlichen Lebens, ein Verächter der Bürger und Bauern und zu jeder Gewaltthat bereit, um seine Macht und seinen Reichthum zu vermehren. Seine Landesverwaltung begann er damit, daß er im Bunde mit den magdeburgischen Raubrittern in die Feldmarken der Stadt Brandenburg einfiel und große Viehheerden räuberisch forttrieb. Als das Land über eine solche Statthalterschaft bei Jobst Klage führte, kam dieser nach der Mark, setzte Hans von Quitzow ab und machte an seiner Statt die Herzöge von Mecklenburg zu Landeshauptleuten. Da verbanden sich die Quitzows mit den Herzögen von Pommern und Ruppin und begannen ungehindert neue Raubzüge in den Marken. Im Sturm wurde die Stadt Straußberg erobert, ein Theil der Bürgerschaft daraus vertrieben, und bis in die Nähe von Berlin verbreiteten die räuberischen Schaaren Schrecken und Jammer. Auch die magdeburgischen Ritter fielen wiederum in das Land ein, aber ein tapferer Ritter, Manteuffel, stellte sich an die Spitze der Bürger Brandenburgs und schlug sie nach blutigem Kampfe aus dem Lande hinaus. Um dem Verwegenen Treiben der Quitzows Einhalt zu thun, ernannte Jobst den Grafen Günther von Schwarzburg, einen ehrenwerthen, wohlgesinnten Mann, zum Statthalter, aber die Quitzows gaben demselben von vorn herein auf die frechste Weise zu verstehen, wie wenig sie sich vor ihm fürchteten; denn als der neue Statthalter eben heranzog und bei Tangermünde über die Elbe setzte, erwartete ihn Dietrich mit einer Raubschaar in einem Versteck, nahm vor seinen eigenen

M
G
ge
N
fr.
fo
w
G
N
N
N
il
es
E
E
il
se
d
h
Z
er
se
se
g
n
e

g
g
fi
s
s

Augen sein ganzes Gepäck fort und ritt hohnlachend davon. Als Günther sein undankbares Amt, in welchem ihn Jobst nicht unterstützte, bald darauf wieder niedergelegt hatte, waren die Quitzows und ihre übermüthigen Genossen vollends die Herren im Lande. Ungehindert zogen sie mit ihren Schaaren umher, plünderten und brandschatzten Alle, welche sich nicht mit ihnen durch freiwillige Geldopfer abfinden wollten. Viele Städte demüthigten sich ohne Widerstand unter ihrer Herrschaft und thaten ihnen sogar alle Ehre an. In Berlin gab man ihnen große Festlichkeiten, wobei, wie eine Chronik erzählt, „köstlicher Wein, allerlei Saitenspiel, und was dergleichen mehr zur Freude und Fröhlichkeit dienen möge, gewesen. Abends geleitete man die Gäste mit Laternen, Fackeln, Gesängen und anderen Freudenbezeugungen nach Hause.“ Natürlich mußten die Städte ihren in solcher Art verehrten Freunden und Beschützern außer den Schmausereien auch reiche Geldgeschenke machen. — Soweit ging der freche Uebermuth der Quitzows, daß, als Herzog Jobst wieder einmal selbst in der Mark war und den Herzog Johann von Mecklenburg unter sicherem Geleit auf sein Fürstenthum nach Berlin kommen ließ, die Ritter Hans und Dietrich denselben bei Liebenwalde überfielen und gefangen nach ihrem Schloß Plauen schleppten. Jobst war so ehrvergessen, daß er, statt sie dafür zu züchtigen, die Beute mit ihnen theilte. Die Quitzows wußten seine ewige Geldnoth zu benutzen und durch Bewilligung reichlicher Abgaben von ihrem räuberischen Verdienst seine Gunst zu gewinnen, so daß sie seinethalben ungestört ihr Unwesen fortreiben konnten. Herzog Johann von Mecklenburg versuchte nun mit Hülfe eines Bäckers von Brandenburg aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen. Schon war er über das Eis der Elbe gegangen. Aber Hans von Quitzow entdeckte die Flucht, ließ eiligst seine Leute zu Pferde steigen und jagte mit ihnen und den losgemachten Hunden der Spur des Flüchtlings nach, den sie vor Frost halb erstarrt in den Kerker zurückbrachten. Die Bürger von Brandenburg hatten versucht, sich den wilden Schaaren entgegenzusetzen, aber Hans fiel über sie her, mehrere wurden erschlagen, eine große Anzahl gefangen fortgeführt und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben. Erst als Hans von Quitzow selbst bei einem neuen Raubzuge in die Hände der Mecklenburger gefallen war, erhielt um den Preis seiner Loslassung auch Herzog Johann die Freiheit wieder. Im ganzen Lande schalteten die Quitzows mit verwegener Willkür. Niemand wagte mehr ihnen entgegenzutreten; von ihren vierundzwanzig Burgen aus hielten sie Alles in Furcht und Gehorsam. Nicht nur zahlreiche Städte und Adelsfamilien der Mark, sondern selbst in den

Veruffla.

benachbarten Ländern zahlten ihnen reiche Abgaben, um vor ihren Anfällen gesichert zu sein.

12. Aus der Mark.

Aus der Mark hier, wo wir wohnen,
Zogen vormals die Semnonen
Mit viel andrer Völker Schaar.
Dann hört' man hier Wenden nennen,
Wollten Christum nicht erkennen,
Schlugen sich dreihundert Jahr.

Doch hat Gott es dann gewendet,
Daß der wend'sche Krieg geendet,
Unter Anhalt blüht das Land.
Das Haus Anhalt, bald verstorben,
Hat der Mark den Halt verborben,
Sie verfiel zu Sumpf und Sand.

Jeder Nachbar Hundsfott erbte
Mit dem Schwerte hier und färbte
Das zerstampfte Feld mit Blut.
Ludwig that's dem Ludwig schenken,
Doch der Bayer konnt's nicht lenken,
Grete Maultasch that nicht gut!

Räuber-Teufel tobt indessen,
Auch ein Müllerknecht vermessen
Als ein falscher Waldbemar.
Ja, das ganze Land verbietet,
Als in Müllers Gret' verbietet
Der verkomm'ne Finner war.

Karl und Wenzel wollten's wenden,
Doch zu bald aus ihren Händen
Nahm der Tod das Regiment.
Von den Duitgow's ganz zerquitzet,
Ward das Recht im Land verfitzet,
Als der Sobst die Mark verpfänd't.

Von dem Tollern kam's zum Tollern,
Bis zuletzt ein Hohenzollern
Lehrte kaiserlich Gebot.
Brachten Greten faule Nöthe,
Die Kanon, die faule Grete,
Tilget jetzt des Landes Noth.

Alles Recht recht auszubessern,
Schloß Held Friedrich nach den Schlössern,
Riß den Raub aus manchem Zahn.
Als er sah, das Land ward weiser,
„Kauf das Land dir,“ sprach der Kaiser,
„Kauf's vom Reich, du sollst es han!“

Friedrich war gar wohl bei Kasse,
Zahlte gleich die ganze Masse
Auf ein Brett für's Markgrafthum.
Kurfürst ward er vierzehnhundert
Achtzehn: Niemand war verwundert,
Täglich wuchs sein Glanz und Ruhm.

A. K o p i s c h.

13. Das Wunderblut zu Wilsnack.

1383.

In einer blutigen Fehde zwischen dem Bischof von Havelberg und dem Ritter Heinrich von Bülow ging das Dorf Wilsnack in der Priegnitz in Flammen auf. Die Bewohner desselben flüchteten sich nach dem nahen Quitzhöfel. Als die Feinde die Gegend verlassen hatten, kehrten sie mit thranenden Blicken an den Ort der Zerstörung zurück. An ihrer Spitze befand sich der Ortsgeistliche. Mit schwerem Herzen blieb er vor der heiligen Stätte stehen. Ach, da lag sein Kirchlein, eine dampfende Ruine, rings umgeben von den rauchenden Schutthaufen der zerstörten Häuser. Die Morgensonne schien durch die ausgebrannten Fenster, und beleuchtete die schwarzen Mauern des Thurmes, von dem nun kein Obcklein seine mahnende Stimme mehr erschallen ließ. Das Innere des heiligen Gebäudes, sonst so freundlich strahlend, war ein graues Gewirr von schwarzen, rauchenden Balken. Dem Priester wollte das Herz brechen; ihm war zu Muth, als stehe er bei der Leiche seines liebsten Freundes. Mit nassen Augen bahnte er sich einen Weg über Balken und Trümmer nach der Stelle des Altars. Der Sakristan, welcher gefolgt war, räumte einige Balken weg, und siehe, da stand der Altar unversehrt; denn er bestand aus Stein. Aber sein Schmuck, das Muttergottesbild mit den Zierrathen, fehlte. Der Sakristan schafft den Schutt herunter, und mit Erstaunen bemerkt der Priester, daß auch die Altardecke nicht verbrannt ist. Er schüttelt sie aus und kann kaum einige Brandflecke daran entdecken. Das mußte ihm um so wunderbarer vorkommen, da er nicht wußte, daß der kalte Stein in solchen Fällen ein Schutzmittel gegen das Feuer abgeben kann. Auch ein Paar Leuchter findet der Sakristan in Schutte, und stellt sie auf den Altar, der indeß wieder mit der Decke bekleidet worden ist. Dann geht er zu einem Behältniß, das sich hinter dem Altar in der Mauer befand und eine eiserne Thür hatte. Dort wurden immer einige geweihte Hostien in einer Büchse für solche Kranke aufbewahrt, die plötzlich das Abendmahl begehrten. Auch zwei Wachslichte fanden sich daselbst für einen solchen Fall. Alles war unversehrt. Der Diener bringt die Büchse, in eine kleine Decke gehüllt, und die Lichte dem Pfarrer, der indeß den Altar geordnet hat. In andächtige Gedanken versunken, steht er da und betrachtet das heilige

Geräth mit den Hostien, während der Sakristan die Lichter anzündet und sie auf die Leuchter steckt. In dem Augenblicke kommen einige Bauern dazu und schauen mit Erstaunen hin auf den bereiteten Altar inmitten der rauchenden Trümmer. „Wunder, Wunder!“ schreien sie und wecken den Priester aus seinem Sinnen. Der blickt auf, bemerkt nun erst die unversehrten brennenden Kerzen und stimmt mit Bewunderung ein in den Ruf seiner Gemeindeglieder. Bald füllt sich die Kirche mit staunenden Männern und Weibern. Kaum vermag der Priester sich Ruhe zu erwirken. „Auf die Kniee!“ ruft er den Versammelten zu; „schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Dieser Altar mit seiner Decke ist unversehrt geblieben! Diese heiligen Geräthe hat die Gluth des Feuers nicht verzehren können! Noch mehr! diese drei geweihten Hostien haben den Flammen widerstanden; aber in der Pein der Gluthen ist ihnen Blut entschwißt; durch Blut sind sie zusammengeklebt! Lobet den Herrn, der euch gewürdigt, sein heiliges Blut zu schauen! Gebenedeiet seist du, Maria, du Holdselige, die du dich unser erbarmt hast! Heil Allen, die es schauen, Heil mir, der ich gewürdigt worden bin, an so heiliger Stätte zu dienen! Wohlan, hier ist der Leib des Herrn; nichts fehlt zum Messopfer, beginnen wir!“ Und die Gemeinde erhob sich und die Messe begann. Darauf wurde beschlossen, die Kerzen zu Ehren des heiligen Blutes immer brennen zu lassen.

Der Ruf des heiligen Blutes zu Wiltsnack verbreitete sich schnell. Mit Staunen vernahm Jedermann die Kunde. Der Bischof von Habelberg eilt an der Spitze seiner Geistlichkeit nach Wiltsnack, um das Wunder zu schauen. Die Landstraße wimmelt von Menschen, die sich seinem Zuge anschließen. Die Kirche zu Wiltsnack ist dicht mit Menschen gefüllt. Der Bischof erblickt mit Bewunderung den bereiteten Altar. Viele Zeugen bestätigen das Wunder. Der Zubrang wird immer stärker. Alle wollen da anbeten, wo der Heiland auf so wunderbare Weise seine Gegenwart offenbart hat. Einige der benachbarten Bischöfe, später auch der Papst, verhiessen Allen, die nach Wiltsnack pilgern würden, reichen Ablass. Der Bischof von Habelberg schenkte der Kirche eine schöne Monstranz mit krystallinem Behälter für die wunderbaren Hostien. Die Wallfahrten mehrten sich. Von allen Gegenden her, selbst aus fernen Ländern, strömten Gläubige zu dem heiligen Wunderblute und zwar um so mehr, da man viele Beispiele anführte, daß Kranke, Blinde, Lahme dort geheilt, und daß sogar Todte wieder zum Leben erweckt worden seien. Die Pilger kamen nicht mit leeren Händen, die Kirche konnte prächtig wieder aufgebaut

werden, der Ort erblühte schnell zu einem nie geahnten Wohlstande. Alle Einwohner wurden Herbergswirthe.

Es fehlte indessen auch an Stimmen nicht, welche Zweifel an den zu Wiltsnack geschehenen Wundern erhoben; allein das Volk hörte nicht darauf, und noch über hundert Jahre später wallfahrteten fromme Pilger vertrauensvoll dahin, bis endlich die Aufklärung des sechszehnten Jahrhunderts dem Wunderblute sein Ansehen raubte. Noch als Wiltsnack längst evangelisch geworden war, kamen Processionen zum heiligen Wunderblute.

14. Die Hohenzollern.

Wohl blühet auf dem weiten Erdenrunde
Manch Fürstenhaus, an Ruhm und Ehren reich;
Doch sprich, von welchem Stamme ward dir Kunde,
Der dem erhab'nen Zollernstamme gleich?
Aus Schwabenmark entsprossen,
Von rauher Luft umflossen,
Wuchs er zum Niesenbaum im Sturm der Zeit,
Der Millionen Frucht und Schatten beut.

Blick auf den Baum, den herrlichen, den besten,
Fühl's, wie die frischen Zweige Kühlung weh'n.
Die Namen lies, die in den knorr'gen Nisten
Mit Flammenzeichen eingegraben steh'n;
Ich darf sie laut dir nennen,
Du sollst, du mußt sie kennen,
Die von der Alp, der schroffen Felsenwand,
Ihr Haus gebauet in den märl'schen Sand.

I. D. Lüttringhaus.

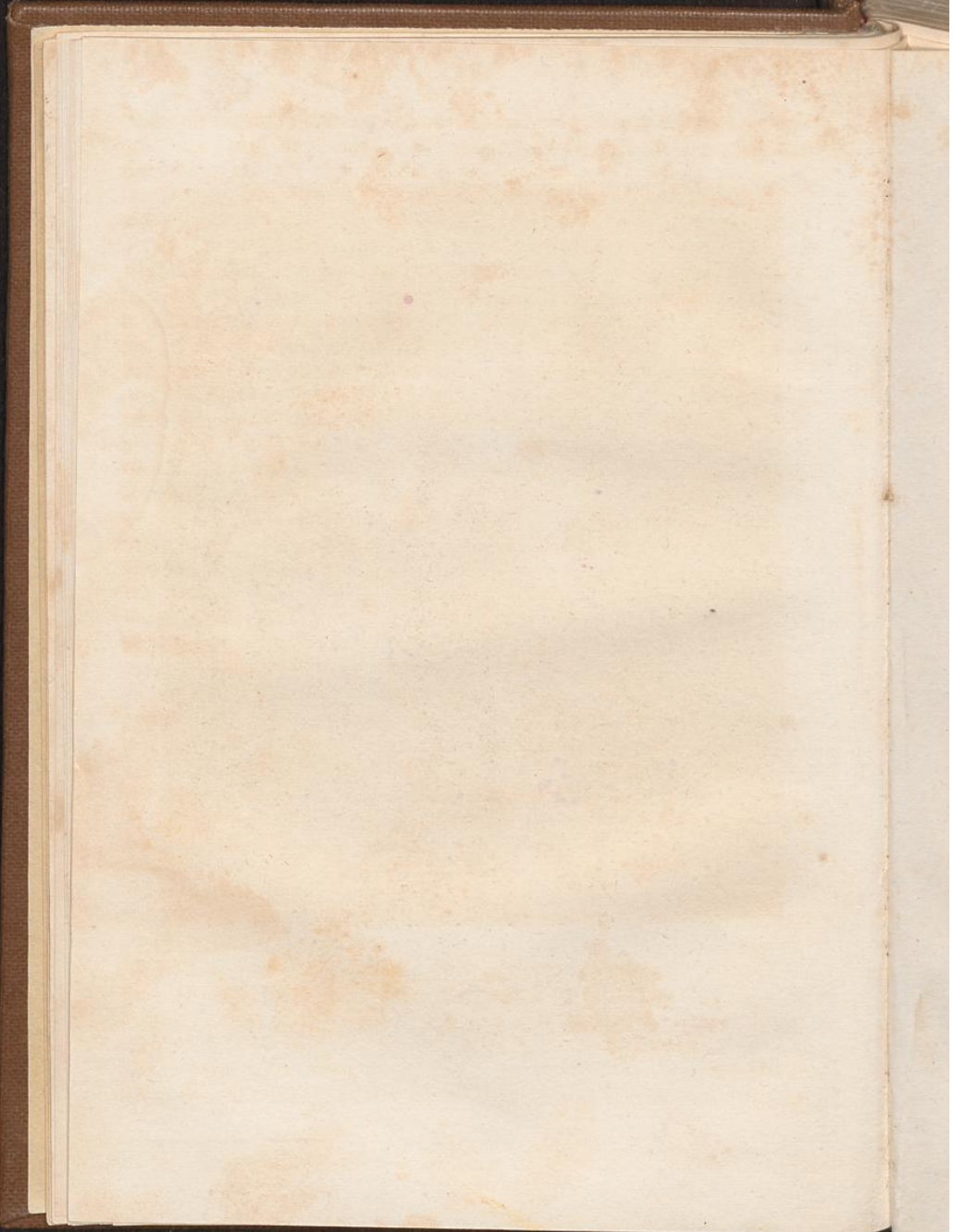
15. Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Für achtzehn Millionen ja
Ist Blüth' und Frucht und Schatten da!

Der Ursprung der preussischen Königsfamilie verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Ein jetzt verfallenes Bergschloß auf einem felsigen Gipfel der schwäbischen Alp war die Wiege ihrer Vorfahren, der Grafen von Zollern oder Hohenzollern. Es war ein reichbegabtes, ritterliches Geschlecht, ein lebensfrisches, kerngesundes Reis, das durch die Stürme der Jahrhunderte zu einem mächtigen, stolzen Baume emporwuchs, in dessen Schatten fast achtzehn Millionen Menschen friedlich und sicher wohnen. Im 13. Jahrhundert wurden die Grafen von Zollern Burggrafen von Nürnberg: sie empfangen nämlich die Verwaltung der um Nürnberg liegenden Reichs- und Hausgüter der hohenzollernischen Kaiser. Sie waren von Haus aus gut kaiserlich gesinnt und leisteten dem Reiche oft wichtige Dienste. Als der große Hohenzollernkaiser Friedrich II. von einem unbeugsamen Papste, der ihn und sein Haus unversöhnlich haßte, verflucht und mit dem Banne belegt wurde; als die meisten seiner Lehnsleute ihres Eides sich entbunden sahen und ihren Herrn und Kaiser verließen; da hielt der zweite Friedrich von Nürnberg aus dem Hause der Hohenzollern in unerschütterlicher Treue bei ihm aus „bis zur Gefahr des Lebens und der Habe.“ Nach dem unglücklichen Ausgange der Hohenstaufen, als die kaiserlose, die schreckliche Zeit über unser deutsches Vaterland herein gebrochen, da war es Friedrich III. von Nürnberg im Verein mit dem obersten Kirchenfürsten Deutschlands, dem Erzbischof von Mainz, welcher mit vieler Mühe die Wahl des Fürsten auf Rudolph von Habsburg lenkte. Ein Hohenzoller hat also den ersten Habsburger an die Spitze des Reiches gebracht und den kühnen Fehderitter zu der Herrschaft abgerufen, durch welche sein Haus groß geworden ist. Doch als Friedrich der Schöne von Oesterreich die Waffen ergriff gegen den von der Mehrzahl der Kurfürsten gewählten Kaiser Ludwig von Bayern, wandte Friedrich IV. von Nürnberg sich gegen den Reichsfeind. Schon neigte sich in der heftigen Schlacht bei Mühlendorf der Sieg auf Oesterreichs Seite, da brach Friedrich IV. mit seinen Reifigen aus dem Hinterhalte hervor, raubte dem stolzen Gegner Sieg und Freiheit und übergab ihn gefangen dem rechtmäßigen Herrscher. Ein anderer Hohenzoller, der Bruder Friedrichs I., hat im Kampfe



Burggraf Friedrich von Nürnberg.



gegen die Türken mitgefochten und dem damaligen Heerführer der Christen, dem spätern Kaiser Sigismund, seinem Schwager, das Leben gerettet.

Daß die deutschen Kaiser solche treue Vasallen für ihre geleisteten Dienste dankbar belohnt haben werden, läßt sich erwarten. In einem Zeitraume von 150 Jahren (1250—1400) empfingen die Burggrafen von Nürnberg beinahe 200 Urkunden aus kaiserlichen Händen, worin ihnen Güter, Lehen und Privilegien ertheilt wurden. Rudolph von Habsburg machte sie zu erblichen Burggrafen, Karl IV. erhob sie zu Reichsfürsten. Außerdem kamen sie in den Besitz aller Bergwerke in ihrem Gebiete, die ihnen reiche Ausbeute gaben, wodurch sie in den Besitz großer Reichthümer gelangten. Bei dem Tode des Burggrafen Friedrich V. war sein Land schon wegen seiner Größe in zwei Fürstenthümer, Anspach und Baireuth, getheilt. Friedrich VI. stand beim Kaiser Sigismund in großer Gunst. Er war demselben oft gefällig gewesen, namentlich durch Geldvorschüsse. Dafür verlieh ihm Sigismund im Jahre 1411 die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg, um dieselbe, wie es in der Verleihungsurkunde heißt, mit Gottes Hülfe aus ihrer jammervollen Lage zu erretten. Dem Burggrafen sollten alle Einkünfte eines wirklichen Landesherrn zustehen; die Würde eines Kurfürsten und Erzkämmerers behielt Sigismund sich selbst und seinem Erben vor. Bald mußte Sigismund von Neuem die Hülfe seines Freundes Friedrich in Anspruch nehmen. Als er nämlich zu dem großen Conzil nach Kostniz reisen wollte, fehlte es ihm an den Mitteln, dort mit kaiserlicher Pracht auftreten zu können. Er entlieh deswegen vom Burggrafen wiederum 250,000 Goldgulden und übergab ihm dafür die Mark Brandenburg nebst der Würde als Erzkämmerer und Kurfürst erb- und eigenthümlich. Im Dezember 1415 nahm der neue Kurfürst in Berlin die Erbhuldigung entgegen. Am Anfange des Jahres 1417 zog er mit großer fürstlicher Pracht und in Begleitung seiner vornehmsten Ritter nach Kostniz. Jeder Adelige war im reichen Feierkleide und trug eine rothe Fahne an der Lanze. Zur Rechten des Kurfürsten ritt Wichart von Nochow mit der Fahne der Kurmark, zur Linken ein fränkischer Ritter mit der Fahne der Hohenzollern. Durch alle Straßen ging der Ritt bis zu des Kaisers Wohnung. Der saß auf erhöhtem Throne, ihm zur Seite Cardinäle, Bischöfe und Fürsten. Dahinter standen Ritter mit kostbaren Wappen und Fahnen. Friedrich stieg nun mit seinen beiden Fahnenträgern zum kaiserlichen Throne hinan. Hier kniete er dreimal und bat um die Belehnung. Da ward die Urkunde verlesen, nach welcher das Churfürstenthum Brandenburg den Hohenzollern feierlich und förmlich

übertragen wurde. Der Kurfürst schwur dem Kaiser Treue und empfing von ihm das brandenburgische Banner, den Reichsapfel und das Reichsschwert. So kam Brandenburg an das Haus Hohenzollern zum Ruhme des erlauchten Geschlechts und zum Heile des brandenburgischen Volkes.

16. Burggraf Friedrich als Statthalter in der Mark.

1412.

Im Jahre 1412 erschien Burggraf Friedrich zuerst als Statthalter in der Mark, und die Stände leisteten ihm die Hulldigung. Nur die Ritter des Havellandes, Hans und Diederich von Quitow an der Spitze, versagten dem Burggrafen den Eid. Dieser suchte sie durch Milde und Ueberredung zu gewinnen. Allein sie spotteten seiner, nannten ihn den „Land von Nürnberg“ und sprachen: „Wenn es auch ein ganzes Jahr lang Burggrafen vom Himmel regnet, so sollen sie doch in der Mark nicht aufkommen.“ Dabei schauten sie voll trotzigem Grimms aus ihren festen Burgen herab. Da wandte sich Friedrich an den Kaiser. Der sprach die Reichsacht über sie aus. Als sie dessenungeachtet fortfuhren, das Land durch ihre Fehden und Raubzüge zu verwüsten, brauchte auch der Burggraf Ernst. Mit vier Heeren rückte er zu gleicher Zeit vor die Burgen und Schlösser der Widerspenstigen. Das Haupt der Rebellen, Diederich von Quitow, befand sich in Friesack. Hier leitete Friedrich selber die Belagerung. Die Stadt war eine der festesten in der Mark. Die Besatzung war mit feurigem Muthe besetzt. Daß die Feste genommen werden könnte, glaubte Niemand, am wenigsten Diederich. Die Belagerung begann. Jeder befand sich auf seinem Posten. Da geschah ein furchtbares Krachen. Die ganze Burg erzitterte, die Thürme wankten, klirrend zerprangen die Fensterscheiben, prasselnd fiel der Kalk von den Wänden, und donnernd stürzten Steine und Steintrümmer in den Burghof. In größter Bestürzung und betäubt von dem unerhörten Getöse lief Alles in der Burg zusammen. Wer mochte unter Donner und Blitz solche Felsenblöcke ausspeien? Die faule Grete war's, eine Kanone, die Kugeln oder Steine von 24 Pfund schoß. Solche Mordgewehre kannte man in der Mark noch nicht. Selbst Friedrich besaß nur diese eine. Da sie ihrer Schwere wegen nur langsam fortgeschafft werden

konnte, so gab ihr das Volk den Namen: „Faule Grete“. Bald waren die Mauern von Friesack zertrümmert, und die Feste mußte sich ergeben. Quitow war aber entkommen. Er diente späterhin diesem und jenem Fürsten, machte auch bisweilen feindliche Einfälle in die Mark, fand aber endlich ein klägliches Ende. Nun zog Friedrich vor Plaue, die Hans von Quitow vertheidigte. Die Burg hatte 14 Fuß dicke Mauern. Die faule Grete aber durchbrach sie. Hans wurde gefangen genommen und später begnadigt. Auf solche Weise wurden in kurzer Zeit alle Raubnester im Lande ausgenommen, und Ruhe und Sicherheit kehrten wieder.

17. Die faule Grete.

1412.

Welch' große Noth im Brandenburger Lande!
Nur Mord und Brand, nur Klag' und Jammerton,
Als Friedrich kam, im losen mähr'schen Sande.
Zu gründen einen festen deutschen Thron.

Der Räuberburgen hohe, stolze Zinnen,
Wie blicken sie voll trotz'gen Grimms in's Land!
Die edlen Herr'n, wie spotten sie da drinnen:
„Burggräselein komm, wir halten dir schon Stand.“

„Die breiten Wälle willst du wohl durchstechen
Mit deinem Speer; ei, wären wir schon da!
Die Felsenmauern meinst du zu zerbrechen;
Gemach, gemacht, Herr Ritter Josua!“

„Und sollt' es auch ein ganzes Jahr lang regnen
Burggrafen ohne Zahl in's Land herein,
Kein Märker wird den fremden Samen segnen,
Er soll verdorren, nimmermehr gedeihn.“

Da plötzlich schallt ein schauerliches Dröhnen,
Zuerst ein Blitz und dann ein Donnerschlag.
„Wer redet draußen in so frechen Tönen?“
Kuft Quitow und springt auf vom Betchgelag.

Von neuem kracht's, die schweren Mauern zittern,
Der Grund erbebt, fast taub wird jedes Ohr,
Die Thürme wanken, wie in Ungewittern
Die Riesentanne schwanket, gleich dem Rofr.

Und immer wieder brüllt das Ungeheuer,
Speit unermüßlich Felsenblöcke aus.
Die Edlen sitzen wie im Höllenfeuer,
Und bald versinkt die Burg in Schutt und Graus.

So kehrt die faule Grete rein die Marken,
Und beß're Saaten sprießen auf im Land.
Der Burggraf pflanzt, begießt und sieht erstarren
Den Zollerthron im losen märk'schen Sand.

J. D. Lüttringhaus.

18. Die faule Grete und die schöne Else.

Der erste Kurfürst Friederich
Zwei Frauen brachte der mit sich,
Den beiden hielt nicht lange Stand
Das trotz'ge Volk im Märkerland.

Köckeritz und selber Kracht
Bengten sich der sanften Macht,
Nochows saßt du auf den Knie'n,
Kröchers sanken vor ihr hin.

Gewaltig laut und heimah rauh
Sprach Kurfürst Friedrichs eine Frau,
Und manche stolze Feste sank
Vor ihrer Stimme Donnerklang.

Die der erste Kurfürst minnt,
War des Bayerherzogs Kind,
Und die „schöne Else“ hieß
Diese Dame wunderfüß.

Die Bredow und die Ihenplitz,
Die scheuten ihres Auges Blitz,
Und lieb' man auch die Frau nicht sehr,
So fürchtet' man sie desto mehr. —

Kurfürst Friedrichs andre Frau,
Mit der Stimme dumpf und rauh,
War im brandenburger Land
„Fauler Greta“ zubenannt.

Kurfürst Friedrichs zweit' Gemahl
War als wie ein Mondenstrahl,
Gar so hold und wunderschön,
Wie man selten sie gesehn.

Denn es war ein schwer Geschüt,
Das mit Donnerknall und Blitz
Brach so manche stolze Burg
In dem Lande Brandenburg.

G. Hefefiel.

19. Kurfürst Friedrich I. und die Hussiten.

1420.

Friedrich I. war ein Mann von hoher Begabung und tüchtiger Bildung. Wenn er auf den Reichstagen sprach, so war es ihm gleich, ob er in deutscher, lateinischer, französischer oder italienischer Sprache zu der Versammlung redete. Dabei trug er in seinem Herzen das Kleinod reiner Frömmigkeit und echter Gottesfurcht. Er war in allen ritterlichen Künsten geübt, muthig und tapfer, klug und besonnen im Rath, rasch und entschlossen bei der That. Ein Theil seiner Kraft wurde durch die fortwährenden Streitigkeiten mit den Hussiten in Anspruch genommen. Leider war Johann Huß, der wackere Streiter für Wahrheit und Recht, auf der Kirchensynode zu Konstanz zum Feuertode verurtheilt worden, weil er seine angeblichen Irrlehren nicht hatte widerrufen wollen. Vergeblich hatte Friedrich gerathen, ihm das versprochene freie Geleit zu halten, und die Verbesserung an Haupt und Gliedern durchzuführen. Sein weiser Rath konnte gegen die römische Partei nicht zur Geltung gelangen. Kaum waren aber die Flammen des Scheiterhaufens in Konstanz erloschen, als die Böhmen in wilder Empörung wider den Kaiser aufstanden, um den Tod ihres Lehrers zu rächen. Nochmals rieth der Kurfürst zur Milde und Versöhnung. Doch auch jetzt drang er nicht durch. Der Kaiser glaubte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu müssen. An die Spitze der Böhmen, die auch Hussiten genannt wurden, traten tapfere Männer, besonders Ziska und die beiden Prokope, und so kam es zu den langwierigen, zerrüttenden Hussitenkriegen. Von den Hussiten wurden die schändlichsten Gräueltthaten verübt. Anfangs wütheten sie mit Mord und Brand in dem eigenen Lande, schlugen die kaiserlichen Truppen überall zurück und verbrannten die Gefangenen in verpichten Fässern. Da bot Sigismund die ganze Reichsmacht gegen sie auf. Ein Heer von 130,000 Mann kam zusammen. Kurfürst Friedrich, als der „erste unter Deutschlands Helden“, führte sie gegen den Feind. Aber Gottes Segen ruhte nicht auf den Waffen des Reichs. Bei Miesenberg in Böhmen wurde das kaiserliche Heer furchtbar geschlagen und auseinander gesprengt. Friedrich eilte nach Brandenburg zurück. Die Hussiten aber folgten ihm rachebeschraubend auf dem Fuße nach, fielen in die Mark ein, brannten Städte und Dörfer nieder und tödteten Männer, Weiber

und Kinder. Besonders hatten Frankfurt, Lebus, Müncheberg und Straußberg damals Schreckliches zu leiden. Schon waren die Feinde bis Bernau, drei Meilen von Berlin, gekommen und belagerten das Städtchen; aber die Mauern waren fest und die Bernauer so tapfer, daß sie alle Stürme der wilden Feinde abschlugen. Und wurden etliche der Feinde zu dreist und wollten auf Leitern die Mauern ersteigen, so gossen die Bernauer kochenden Mehlbrei auf die Köpfe der Andringenden. Aber die Noth wuchs in der Stadt. Da kam Friedrich, des Kurfürsten zweiter Sohn und brachte den Belagerten Hülfe. Die Hussiten wurden geschlagen und aus der Mark getrieben. Die Waffen der wilden Feinde, welche auf dem Schlachtfelde, das noch heute das rothe Feld heißt, aufgefunden wurden, bewahren die Bernauer für Jeden, der sie sehen will, zum Andenken an jene Tage auf.

20. Der starke Mann.

In den traurigen Zeiten der Wittelbach'schen und Lützelburgischen Herrschaft hatten die benachbarten Fürsten bedeutende Theile der Markgrafschaft Brandenburg an sich gerissen, und so war auch die Uckermark in die Hände der pommerschen Herzöge gefallen. Friedrich I. strebte natürlich darnach, diese verloren gegangenen Stücke wieder zu erobern. Er unternahm deshalb einen Krieg gegen Pommern und suchte vor Allem Prenzlau, die Hauptstadt der Uckermark, in seine Gewalt zu bringen. Die Stadt war von Sümpfen umgeben. Er setzte sich auf die Schultern eines starken Mannes, der sich dazu darbot, um sich hindurch tragen zu lassen. Als der Mann, von der schweren Last niedergedrückt, zu wanken begann, rief ihm der Kurfürst zu: „Verwundere dich nicht, daß du einsinkst; auf deinen Schultern liegt eine ungeheure Last, die ganze Mark.“ Prenzlau und die ganze Uckermark wurden eingenommen, und der Herzog von Pommern mußte die Oberlehnherrschaft des Kurfürsten anerkennen.

Vor Prenzlau's hohen Mauern steht eine Kriegerschaar,
Markgraf Friedrich der Kühne es mit den Märkern war;
Sie wollten sich erobern die jüngst verlorne Stadt —
Kein Wächter sie, kein Pommer zur Nacht bemerkt hat.

Hoch stieg empor am Himmel ein Feuerstern, so klar,
Dem Markgraf es ein Zeichen von seinen Bürgern war.
Fort eilt er mit dem Heere, fort über Stein und Stumpf —
Da hemmt sein kühnes Wagniß ein weiter, tiefer Sumpf.

Der Markgraf stuzt, da dränget ein Mann sich kühn herauf:
„Mein Rücken trägt Euch sicher, ich kenn' den Sumpf, sitzt auf!
Ich werd' Euch sicher tragen.“ „„Bist Du so kühn und stark?
Bedenk', es trägt Dein Rücken ganz Brandenburg, die Mark.““

Wie ruht es sich so sicher in treuer Bürger Hut,
Wie trägt ein märk'scher Rücken so kräftig dich und gut.
Der Markgraf sammt dem Heere, sie kommen alle durch,
Bald zittern Prenzlau's Straßen vom Ruf: Die Brandenburg!

Heil wie wird da geheizet so frisch den Pommeren ein,
Der Rauch die Augen reizet, die Schwerter klirren drein,
Wie wurden da die Märker lang nicht des Kämpfens satt,
Markgraf Friedrich erobert Prenzlau, die alte Stadt.

Dies ist die alte Sage vom starken treuen Mann,
Wie es die Chronik kündet mit schlichten Worten an;
Der Name doch des Mannes, der steht im Buche nicht,
Die That lebt nur im Volke, die That lebt im Gedicht.

F. BrunoId.

21. Friedrich II.

1440—1470.

Friedrich II. erhielt von seinen Zeitgenossen den Beinamen Eisen-
zahn oder der Eisene. Weßhalb, das ist unbekannt. Daß er einen
harten Sinn gehabt und mit eisernen Zähnen Alles an sich gerissen
habe, davon meldet die Geschichte nichts. Wohl bewährte er, wie
sein glorreicher Vater, eine große Festigkeit und Ausdauer in der Ver-
folgung seiner Pläne, die auf die Vergrößerung der Macht seines
Hauses berechnet waren; auch fehlte es ihm nicht an Tapferkeit, wenn
es darauf ankam, mit dem Schwerte eine nothwendige Entscheidung
herbei zu führen, aber sein eigenthümliches Wesen, die Tugenden, welche

ihn schmückten, erfordern eine mildere Bezeichnung als der Eiserne. Er war ein weiser und gerechter Fürst, in allen ritterlichen Übungen wohl erfahren, ein Held in der Schlacht und seinem Volke ein wahrer Vater. Vor allem aber leuchtet seine tief innige Frömmigkeit hervor, die neben der Tapferkeit der Hohenzollern Erbtheil ist. Sein frommer Sinn hat seinen schönen Ausdruck in dem Bekenntniß gefunden, welches er kurze Zeit nach seinem Regierungsantritte niederschrieb, später aber in der Domkirche zu Brandenburg feierlich wiederholte. „Ich vergeb' durch Gottes Willen allen denen,“ heißt es darin, „die je wider mich gethan haben, von ganzem Herzen, und bitt' Gott für sie. Ich geb' auch wieder, was ich unrecht hab', sicher und unsicher, lebendigem Leib', daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre. Und hab' ich Jemand Unrecht gethan, das mir vergessen ist, so bitte ich Alle, daß sie mir's vergeben und wollte gern, daß ich allem meinem Leben nie hätte gethan wider Gottes Lieb' und des Nächsten. — Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! — Ich fürchte Dich, gütiger Jesu, ich leb', lieb' und hoff' in Dich; Du magst mich behalten und verdammen.“ —

Friedrichs Bestreben war zunächst darauf gerichtet, alle Landestheile, welche früher zu Brandenburg gehört, wieder mit demselben zu vereinigen, wozu ihm der Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg (1444) durch eine Urkunde die Berechtigung ertheilte. Mit Mecklenburg einigte er sich nach kurzer Fehde, indem er auf den sofortigen Besitz des Landes verzichtete, wogegen ihm für den Fall des Erlöschens der männlichen Linie der mecklenburgischen Herzoge die Erfolge in Mecklenburg zugesichert, wurde; auch mit Sachsen, Hessen, Magdeburg schloß Friedrich Erbverleibungs- und Landfriedens-Verträge. Eine wichtige Erwerbung war die Neumark, welche er vom deutschen Ritterorden für 100,000 Gulden erst als Pfand, dann als Eigenthum wieder erhielt. Auch in der Lausitz dehnte er die brandenburgische Herrschaft wieder aus. (1455.)

Friedrich war frei von aller Herrschbegierde. Zweimal schlug er die böhmische Krone aus, und als ihm die polnischen Großen ihre Königskrone anboten, wies er sie ebenfalls zurück, weil noch ein Prinz da war, der nähere Ansprüche darauf hatte. Ein berühmter Zeitgenosse sagt darüber: „Solche Mäßigung eines deutschen Fürsten haben wir zu unserer Zeit gesehen und halten sie werth, dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden.“ Ebenso ehrenhaft zeigte sich der Kurfürst bei der Mißstimmung der deutschen Fürsten gegen ihr Oberhaupt, den Kaiser Friedrich III. Freilich erfüllte derselbe nur sehr lässig

die Pflichten seines hohen Berufs und kümmerte sich fast gar nicht um die Angelegenheiten des Reiches, die gerade damals einer weisen und kräftigen Leitung bedurft hätten. Als nun aber der ehrgeizige König von Böhmen, George Podebrad, diese Unzufriedenheit benutzen wollte, um die Absetzung des Kaisers zu bewirken, und selbst die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken: da waren es ganz besonders unser Kurfürst und dessen Bruder, Markgraf Albrecht, die diesen Plan durch ihre Festigkeit und unverbrüchliche Treue vereitelten. Friedrich sagte in der Versammlung der Fürsten: „Man mahne den Kaiser auf ordnungsmäßigem Wege an seine Pflicht. Ich bin demselben mit meinem Eide verpflichtet; ich kann nicht wider Ehre und Gewissen handeln und will lieber sterben, als meineidig werden und an meiner Pflicht freveln.“

22. Kampf gegen die Städte.

1448.

Wie Friedrichs Vater alle Kräfte hatte aufbieten müssen, den räuberischen Adel zu händigen, so sah er sich genöthigt, den Stolz und Trotz der großen Städte zu brechen. Die Städte, durch blühenden Handel reich geworden, hatten sich zur Zeit des Raubwesens, wo ihnen von ihrem Landesherren kein sicherer Schutz gewährt wurde, selbst helfen müssen und waren aus manchem Kampfe gegen den Adel siegreich hervorgegangen. Dadurch war ihr Selbstgefühl gewachsen und hatte ein Streben nach Unabhängigkeit hervorgerufen, das den Fürsten un- bequem wurde. Unter den Städten der Mark hatte sich in der damaligen Zeit Berlin sehr gehoben. Es bestand aus zwei Städten, welche die Spree von einander trennte. Die Stadt auf dem rechten Ufer hieß Berlin, die andere führte den Namen Cölln. Diese Namen haben sich erhalten bis auf den heutigen Tag. Berlin und Cölln hatten einen gemeinsamen Magistrat. Deshalb waren aber die Bürger noch lange nicht eines Sinnes. Die Berliner redeten manches spitze Wort gegen die von Cölln, und diese gaben es wieder. Von Worten kam's zu Thätigkeiten, und nicht selten ist in den Straßen Berlins oder in der breiten Straße, welche zu Cölln gehörte, Blut geflossen. Das war noch so, als Friedrich II. Kurfürst wurde. — Nun geschah es aber, daß die Bürger beider Städte gemeinsame Sache machten wider ihren Rath, und diesem in offenem Aufruhr den Gehorsam versagten.

In seiner Noth rief der Rath die Hülfe des Kurfürsten an. Eilig kam dieser mit 6000 Reitern herbei, zog in der Verwirrung ungehindert in's Spandauer Thor ein und brachte die Städte zur Ruhe. Zur Strafe mußten sie ihm die Schlüssel aller Thore übergeben, und es ward ihnen untersagt, eigenmächtig Bündnisse zu schließen. Gleichzeitig erbaute sich der Kurfürst eine Burg an der Spree, wo heut das königliche Schloß steht; denn in Berlin gedachte er den Sitz seiner Herrschaft zu gründen. Nun wandte sich die Erbitterung der Bürger gegen den Landesfürsten. In tobender Empörung standen sie 1448 wider ihn auf, mißachteten seine Befehle, und verletzten kurfürstliches Eigenthum. Da griff Friedrich durch. Seine Reiter warfen die Empörer nieder; die Hauptanstifter des Aufrehrs büßten ihren Uebermuth mit dem Leben; Andere wurden des Landes verwiesen, noch Andere mußten schwere Geldstrafen erlegen. Der Roland der Stadt, welcher im alten Berlin in der Gegend der Nicolaitirche stand, ward umgestürzt, zum Zeichen, daß fortan Berlin nicht mehr den Blutbann üben dürfe, d. h., daß der Rath nicht mehr das Recht haben solle, schwere Verbrecher vom Leben zum Tode bringen zu lassen. — Damit war der Trotz der Städte gebrochen, und fortan wagte keine Stadt mehr, dem „eisernen“ Kurfürsten ungehorsam zu sein. Dieser bezog 1451 seine fürstliche Burg in Berlin.

23. Der Schwanenorden.

1443.

Um den Adel fester mit sich zu verbinden und das Streben nach wahrer Ehre in demselben mehr anzuregen, gründete Friedrich den Schwanenorden. Die Jungfrau Maria war Schutzpatronin desselben. Die Mitglieder des Ordens trugen an einer Kette auf der Brust als Ordenszeichen ein in Silber gearbeitetes Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, die Glorie um das Haupt, den Mond zu ihren Füßen. Darunter hing ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, das Sinnbild der Unschuld und Reinheit. Die Stiftung geschah im Jahre 1443. Der Orden gebot seinen Mitgliedern eine genau vorgeschriebene Verehrung der heiligen Jungfrau und ein sittlich reines und frommes Leben. Nur Männer und Frauen fürstlichen, gräflichen und adeligen Standes durften in die Schwanengesellschaft aufgenommen werden.

Die Gesetze derselben bestimmten, daß ein jedes Mitglied sich nach seinem Stande solle ehrlich und fuglich halten und sich vor offenbarer schämlicher und schändlicher Missethat, Unfug und Unehre treulich bewahren, und so Jemand wider den Andern eine Sache hätte oder in Streit gerieth, sich nicht selbst Recht zu nehmen, sondern seine Sache dem Urtheile der Gesellschaft zu überlassen.

Der Orden hat sich bis ins Zeitalter der Reformation erhalten. In jüngster Zeit, 400 Jahre nach der Stiftung, ist durch König Friedrich Wilhelm IV. die Erneuerung desselben angeregt worden.

Die letzten Regierungsjahre Friedrichs II. waren mit Kriegen gegen Pommern ausgefüllt. Bei einer Belagerung von Uckermünde richtete ein Mönch in der Stadt eine Kanone so geschickt auf das Zelt des Kurfürsten, daß die Kugel durch dasselbe schlug und den Tisch mit allen darauf befindlichen Speisen zerschmetterte. Friedrich, der eben zu Mittag speisete, blieb zwar unverwundet, aber der starke Druck der Luft wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit; er wurde kränklich, hob die Belagerung auf und konnte seine Rechte auf Pommern nicht geltend machen. Er wurde der Regierung überdrüssig und entsagte dem Throne zu Gunsten seines Bruders Albrecht, da er seinen einzigen Sohn kurz vorher durch den Tod verloren hatte, und starb ein Jahr darauf in Franken auf der Pfaffenburg 1471.

24. Eisenzahn.

Der zweite Friedrich, würdig seiner Ahnen,
Der fromme, weise, ritterliche Mann
Ist treu gefolgt des Vaters Ruhmesbahnen
Und hat vollführt, was er voll Muth begann.
Wie der dem freien Adel Recht gesprochen,
Hat Eisenzahn der Städte Troß gebrochen.

Man will den Sohn mit Königskronen schmücken,
Wie man dem Vater bot die Kaiserkron';
Der Zoller doch will nur sein Land beglücken,
Von fremden Völkern nimmt er keinen Thron;
Die Böhmen wissen das und Polenland,
Und auch den Dänen ist es wohlbekannt.

S. D. Lüttringhaus.

25. Albrecht Achilles.

1470—1486.

Er war der dritte Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause der Hohenzollern. Den Beinamen Achilles erhielt er wegen seiner Leibesstärke und Tapferkeit nach einem griechischen Helden, der sich in alter Zeit bei der Belagerung von Troja ausgezeichnet hatte. Im ganzen deutschen Reiche, selbst in Ungarn und Polen wurde sein Name mit Bewunderung genannt. An dem wilden Getümmel des Kampfes fand er seine höchste Lust. Schon als 16jähriger Jüngling hatte er sein Schwert in dem wilden Hussitenkriege geschwungen. Später gerieth er mit den Nürnbergern in eine blutige Fehde, lieferte ihnen acht Schlachten in einem Jahre und blieb Sieger. Unter den Muthigsten war er immer der Erste. Einmal sprengte er, nur von zwei Rittern begleitet, auf 800 Nürnberger Reiter. Drei Feinde kommen ihm entgegen. Seine Begleiter fallen, er aber streckt seinen Gegner zu Boden, stürzt sich mitten in das feindliche Heer, reißt dem Fahnenträger das Stadtbanner aus der Hand und ruft: „Nirgends kann ich rühmlicher sterben, als hier!“ Von allen Seiten dringen die Feinde schonungslos auf ihn ein. Schon strömt ihm das Blut aus Mund und Nase. Da brechen sich seine Reiter zu ihm Bahn und befreien ihn. Dennoch wies er den Wagen, den man ihm anbot, mit den Worten zurück: „Ein Fürst darf nicht fahren!“ und schwang sich wieder auf sein Schlachtroß.

Ein anderes Mal belagerte er die Stadt Gräfenberg, die zum Nürnberger Gebiete gehörte. Die Ungeduld treibt ihn zum Sturm. Er ist der Zweite auf der Mauer, der Erste in der Stadt. 100 feindliche Schwerter blitzen ihm hier entgegen; er lehnt sich an einen Baum, bedeckt die Brust mit seinem Schilde und kämpft, aus vielen Wunden blutend, so lange, bis die Schaaren seiner Getreuen das Thor sprengen und ihm zu Hülfe kommen. Wenn es keinen ernstern Strauß auszufechten gab, so versuchte er seine Kraft in lustigen Kampfspielen (Turnieren). 17mal soll er ohne Harnisch, nur durch Helm und Schild gedeckt, mit scharfer Lanze gerannt haben. Ein einziges Mal, erzählt man sich, wurde er aus dem Sattel gehoben; doch auch sein Gegner lag auf der Erde. Sein ganzer Leib war mit ehrenvollen Narben bedeckt. Einer seiner Zeitgenossen erzählt von ihm:

Viele Feldherren haben nicht von so vielen Schlachten gehört oder gelesen, als er mit durchgefochten. Unzählige Mal hat er Heere geführt und die tapfersten Feinde geschlagen, immer der Erste beim Angriffe, der Letzte beim Rückzuge; keine Burg, keine Stadt war ihm zu fest; in Deutschland giebt es keinen Winkel, den er nicht gepanzert betreten.

In der stattlichen ritterlichen Gestalt wohnte eine edle großmüthige Seele. Mit einer seltenen Geistesbildung verband er die feinsten Sitten, und sein Hof zu Cadolzburg in Franken war nicht selten der Sammelplatz der vornehmsten Gäste. Seine Prachtliebe artete in Verschwendung aus. So erschien er einmal bei einer Festlichkeit mit 1300 Pferden, während seine Gemahlin, von 100 edlen Damen begleitet, in einem vergoldeten Wagen fuhr.

In Staatsgeschäften war Albrecht besonders klug und erfahren. Er besaß eine hinreißende Beredtsamkeit. Kein wichtiges Geschäft kam ohne ihn zu Stande. Er war der vertrauteste Freund des Kaisers Friedrich III. und die kräftigste Stütze seines wankenden Thrones. Deshalb sagt auch ein alter Geschichtschreiber von ihm: Alle Verhandlungen im Reiche gehen durch den Markgrafen, der giebt Rede und Antwort und wird höher angesehen, denn die kaiserliche Majestät. Den Geistlichen, unter denen damals freilich viel Sittenlosigkeit gefunden wurde, war er nicht besonders hold. Als Bayreuth vom Papste mit Bann und Interdict belegt war, und die Geistlichkeit christliche Begräbniße verweigerte, befahl er, man sollte ihnen die Todten in das Haus bringen, damit sie solche selber begräben.

26. Albrecht und die Märker.

1471.

Albrecht vereinigte alle Gebiete unter sich, die sein Vater besessen und sein Bruder dazu erworben hatte. Die Brandenburger nannten ihn mit Stolz den ihrigen; allein sein Herz war nicht bei ihnen. Statt die Regierung selber zu übernehmen, schickte er seinen Sohn Johann als Statthalter nach den Marken. Erst im Jahre 1471 kam er nach Brandenburg, um die Huldigung anzunehmen. Die Abgeordneten der Städte und Ritterschaft waren in Salzwedel zu seinem Empfange versammelt. Alles, was in ihren Kräften stand, war aufgefange, das

Fest zu verherrlichen. Der Rath, die Geistlichkeit, die Schulen und die Gilden holten den Kurfürsten ein und geleiteten ihn zur Kirche, wo ihm das Te Deum gesungen wurde. Dann folgte die Huldigung und darauf das Mittagsmahl. Nach alter Sitte beschenkte der Magistrat den Kurfürsten mit Hafer für die Pferde, Fischen, Fleisch, großen-Mol-den voll Gewürz und Bohnentuchen mit Mandeln und Ingwer, Körben voll Aepfel und Birnen, einbeckischem Bier und köstlichem Wein. Albrecht aber nahm die Geschenke kalt auf und erwiderte sie nicht durch Gegen-geschenke. Er selbst genoß auch nichts davon, sondern überwies sie seinen Dienern. Während er mit seinen fränkischen Rittern beim Mahle saß, standen die märkischen Ritter unbeachtet hungrig am Kamin; nicht einmal einen Trunk ließ ihnen der Kurfürst reichen. Endlich erbarmte sich ihrer der Rath von Salzwedel und schickte ihnen Speise und Trank in ihre Wohnungen. Kaum sagte Albrecht den Bürgern, die er überhaupt nicht recht leiden konnte, für ihre gastliche Aufnahme Dank und entfremdete sich so Bürgerschaft und Adel. Er mochte die Märker einmal nicht leiden. Die Entfremdung stieg noch dadurch, daß er mit seinen Franken auf Kosten der Städte eine Zeitlang fürstlich lebte; daß er sich die Bestätigung ihrer Privilegien mit schwerem Gelde bezahlen ließ, daß er die gesammten Städte endlich mit drückenden Steuern z. B. auf Bier, zu belasten suchte. Alle murten, aber Alle, Adel, Geistlichkeit und Städte, beugten sich unter seinen eisernen Arm.

Albrecht hielt sich später selten in der Mark auf und übertrug die Verwaltung des Landes ganz seinem Sohne Johann.

27. Albrecht Achilles und Johann von Priebus.

1479.

Albrecht Achilles hatte seine achtfährige Tochter Barbara mit dem Herzog Heinrich von Ologau verlobt. Schon nach zwei Jahren (1474) fand die Vermählung statt. Herzog Heinrich starb aber bald darauf, nachdem er, wie berichtet wird, seine Gemahlin und deren Familie zu Erben eingesetzt hatte. Das Testament wurde aber von dem Vetter des verstorbenen Herzogs, Johann von Priebus, ebenso von den Königen Matthias von Ungarn und Wladislaus von Böhmen, angefochten.

Die Glogauer erklärten sich für Johann von Priebus, und dieser, von Matthias unterstützt, fiel in die Mark, verheerte sie furchtbar und belagerte Frankfurt. Einen seiner Hauptleute, Hans Ruck, ließ er mit einer kleinen aber verwegenen Schaar von 200 Reitern von einer andern Seite her in die Mark einfallen, und es gelang denselben bis Belzig vorzudringen. Da hier gerade Jahrmart gehalten wurde, versteckten sich die listigen Feinde in die großen Frachtwagen, kamen so heimlich in die Stadt und bemächtigten sich derselben. Schrecklich wüthete Hans Ruck gegen Eigenthum und Leben der armen Bürger. Schleunig rückte aber Markgraf Johann vor Belzig, und so hartnäckig die wilden Räuber sich auch vertheidigten, so mußten sie sich doch, nachdem die Stadt in Brand gesteckt worden war, ergeben. Hans Ruck wurde hingerichtet. Gegen Hans von Priebus konnte Markgraf Johann indessen wenig ausrichten und gerieth in um so größere Verlegenheit, als auch die pommerschen Herzoge, seine bedrängte Lage benutzend, ihm alles pommersche Gebiet, welches er besaß, wieder zu entreißen suchten. Vergeblich bat er seinen Vater, ihm zu Hülfe zu kommen; der alte Held meinte, Johann müßte mit seinen Feinden, wenn sie ihm auch an Zahl überlegen wären, doch allein fertig werden. Als aber die Gefahr stieg, wandten sich die märkischen Städte und die Ritterschaft an Albrecht und legten ihm ihre Noth dringend an's Herz. Da kam er denn endlich mit seinen Truppen nach der Mark. Leicht brachte er die Pommern zur Ruhe. Dann rückte er gegen Johann von Priebus. Bei Kroffen entbrannte die Schlacht. Herzog Hans wurde geschlagen und seine ganze Kriegsmacht aufgerieben oder zerstreut; nur durch eilige Flucht konnte er sein Leben retten. Später belästigte er die Mark mit neuen Raubzügen; als aber sein Bundesgenosse, König Matthias, in einen Krieg mit den Türken verwickelt wurde, zog er sich wieder zurück. Endlich gab er den Kampf ganz auf und schloß mit dem Kurfürsten einen Vertrag, durch welchen Brandenburg in den unbestrittenen Besitz von Kroffen, Züllichau und Sommerfeld gelangte, die seitdem bei den Marken verblieben.

Hans von Priebus gerieth später in die größte Dürftigkeit. Kurfürst Johann, Albrechts Sohn, gewährte ihm indessen in der Stadt Frankfurt eine Wohnung und Unterhalt (1491). Es war aber so weit mit ihm gekommen, daß er dem Gespötte der Straßenbuben nicht entgehen konnte. Wenn er ausging, so riefen sie ihm nach:

„Herzog Hans ohne Leut' und Land
Hat sich vor Drossen das Maul verbrannt.“

28. Hausgesetz der Hohenzollern.

1473.

Das Wichtigste, was Albrecht Achill für die aufstrebende Herrschaft der Hohenzollern gethan, ist das von ihm erlassene Hausgesetz (1473). Der Inhalt desselben ist kurz folgender:

„So lange nur ein männlicher Sprößling des hohenzollernischen Hauses vorhanden ist, erhält dieser die gesammten Lande; sind es zwei, so erhält der ältere die Marken, der jüngere die fränkischen Besitzungen; sind es mehrere, so steht fest, daß die Marken nie getheilt werden dürfen, Franken dagegen nur in zwei Theile.“

Dies Hausgesetz ist darum von so hoher Bedeutung, weil durch dasselbe die Mark Brandenburg aufhören sollte, ein zu theilendes Grundstück zu sein; es hat unzweifelhaft viel zur Erhaltung und zum Wachsthum der brandenburgischen Herrschaft beigetragen.

29. Herzog Hans vor Drossen.

Herzog Johann von Sagan, der böse Hans genannt,
Zog her mit seinen Mannen in's Brandenburger Land,
Er stülzt sein Mordgestülten an Kampf und Schlachtengluth,
Und seine Augenweide ist Dörferschutt und Blut.

Gen Drossen ziehet sengend und brennend Hansen's Heer,
Es rüsten sich die Bürger zur tapfern Gegenwehr.
O Drossen, armes Städtlein, nun wird dir zugesetzt,
Die Lanzen sind geschliffen, die Klingen sind gewetzt.

Schon dröhnet Speereschwingen und wilder Roffe Lauf,
Schon sammeln sich die Feinde am Thore all' zu Hauf;
Umschildet stürmen mächtig die wilden Haufen an,
Von Spießen rings umstrahlet, so dringet Mann an Mann.

Die Bürger stehen droben und rufen mauerab:
 „Bereitet uns dort unten ein wohlgebetet Grab!
 Daß wir, zu Grund gefallen, am Boden liegen weich
 Und sanft gelagert kommen in's liebe Himmelreich!“ —

Nun geht es an ein Stürmen, daß rings der Boden dröhnt,
 Daß unter Hofseshufen die Erde bangt und stöhnt,
 Und zu dem Schweiß des Tages rinnt rother Todeschweiß,
 Und an der Mauer liegen die Todten stufenweis!

Schon klimmt an Leichenhaufen der kühne Feind empor,
 Aus weiter Ferne wündet sich neu Geschwärm hervor.
 Sei! wie durch Staubeswirbel die Heereswirbel ziehn;
 Da überfällt die Städter ein Schrecken — sie entfliehn.

Was Männer nicht erschoten, han Weiber wohl vermocht,
 Die han in Topf und Kessel siedheißen Brei gekocht,
 Und giesen von der Mauer so manchen schönen Guß,
 Darin Herr Hans von Sagan beinah' ertrinken muß.

Die Feinde, die gekommen ganz trocken, wohl und kalt,
 Die stieh'n verbrannt, durchseuchtet und ohne Aufenthalt;
 Und noch ein Sprüchlein gehet durch's ganze Märkerland:
 „Herr Hans hat sich vor Drossen am Brei das Maul verbrannt.“

H. Marggraff.

30. Johann Cicero.

1486—1496.

Johann, der bisherige Statthalter der Mark, war der erste Kurfürst aus dem Hause der Hohenzollern, der seinen Wohnsitz bleibend in Brandenburg nahm. Seine Vorgänger hatten gewöhnlich in Franken gelebt und waren meistens nur auf dringende Veranlassungen nach den Marken gekommen. So war er auch der erste, dessen Leiche auf brandenburgischem Boden seine Ruhestätte fand. Seiner Gelehrsamkeit, namentlich seiner Fertigkeit wegen in lateinischer Rede, erhielt er nach einem berühmten römischen Redner den Beinamen Cicero. Er

vermied alle Kriege und strebte vielmehr danach, die geistige Bildung seiner Unterthanen zu heben. In Stendal und Berlin wurden unter seiner Regierung die ersten Buchdruckereien angelegt. Die Stiftung der Universität Frankfurt bereitete er vor; die Grafschaft Pössen brachte er durch Kauf an sich. Er liebte die Sparsamkeit. Dazu hatte ihn die Noth gebracht. Als er Statthalter der Marken war, mußte er die Einkünfte des Landes ununterbrochen nach Franken senden, wo sie bei den glänzenden Festen seines nicht eben sparsamen Vaters daraufgingen, während er selbst an den nothwendigen Bedürfnissen einer bescheidenen Haushaltung oft Mangel litt. Er lebte zuweilen in Furcht, von seinen Gläubigern gemahnt zu werden und hatte seine eigene Hochzeit Jahre lang aufschieben müssen, weil er die Kosten derselben nicht bestreiten konnte.

In einem verheerenden Kriege zwischen den Königen von Ungarn, Polen und Böhmen, der die brandenburgischen Grenzen bedrohte, trat er als Vermittler auf und brachte die Könige zu einer Unterredung in dem Dorfe Mackern bei Breslau. Er wohnte derselben bei und ermahnte die Streitenden, sich zu vertragen. Dabei machte er so ernstlich auf die 6000 Reiter aufmerksam, die er gegen denjenigen führen werde, der in den Frieden nicht willigen wolle, daß sie einen dreißig monatlichen Waffenstillstand schlossen und sich die Gefangenen und eroberten Ländereien zurück gaben. Von dieser Versöhnungsrede eben soll er den Namen Cicero erhalten haben.

Am besten lernen wir den edlen Fürsten aus den väterlichen Ermahnungen kennen, die er seinen Söhnen schriftlich hinterließ. Wir heben folgende schöne Stelle heraus:

„Es stehen Viele in dem Wabne, man erweise sich dann erst recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschweret und durch gewaltsame Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpft. Man führt wohl königliche Pracht; aber man verliert die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen; man führt nicht mehr das Amt eines lieben Vaters, sondern eines Tyrannen. Es ist schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man Reichen und Wohlbegüterten befehlen kann. Von Kriegen halte ich nichts; sie bringen wenig Gutes. So man nicht zur Beschützung des Vaterlandes, oder eine große Unbilligkeit abzuweisen, den Degen ziehen muß, ist es besser, davon zu bleiben. — Laß dir, mein Herzenssohn, die Gottesfurcht anbefohlen sein; aus selbiger wird viel, und alles Gute dir zufließen. Wer Gott fürchtet, wird niemals mit Vorsatz etwas begehen, das ihn gereuen könnte. Die Armen nimm in deinen Schutz. Du wirst deinen Fürstenthron nicht

besser befestigen können, als wenn du dem Unterdrückten hilfst, wenn du den Reichen es nicht nachsiehst, daß sie die Geringern überwältigen, und wenn du Recht und Gleich einem Jeglichen widerfahren lässest. — Strafe die Schmeichler, welche dir Alles zu Liebe und Nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. — Lebe glücklich, mein Sohn, und reziere so, daß die Frommen dich lieben und die Bösen dich fürchten!“ —

31. Johann Cicero.

Der König aus dem Ungarland und Kasimir von Polen,
Zedweder opfert großes Volk, sich Schlesien zu holen:
Der Pole streitet für den Sohn, Matthias für sich selber;
Vor Reid und Haffe sieht man sie tagtäglich immer gelber!

Sie schießen sich, sie schlagen sich,
Sie drängen sich, sie jagen sich
Um alle Grenzen aus und ein;
Bald ist der draus, bald ist der drein!
Sie reiten, daß der Boden dampft,
Und Saat und Ernte wird zerstampft!

„Das trifft am End' uns selber,“ spricht zu Brandenburg der Prinz Johann;
„Ich will zum Guten reden, gebt, Herr Vater, mir sechstausend Mann!“

Da sprach der Alte froh:
So muß man reden, so!
Du bist ein Cicero,
Reit' hin, mein Cicero!
Mein Cicero! Cicero!
Cicero! Cicero!

Einst ritt der Prinz mit seiner Schaar und lud die Herr'n nach Mackern,
Dab an, ihr hartgeworden Herz mit Reden umzuackern;
Der Pol', im dicken Pelz, will sich zum Beugen nicht bequemen,
Der Ungar trägt 'nen Kautenkranz, den Hut nicht abzunehmen.

Da schließt die Rede Prinz Johann:
Seht die sechstausend Reiter an,
Die stoßen zu des Königs Macht,
Dem hier der and're Unruh macht!
Sechstausend Reiter hau'n wohl ein:
Zeh den', ich rede klar Latein?

Betragt euch friedlich, geht heraus das mit Gewalt besetzte Land,
Lass't And're schlichten hier, es sei drei Jahre Waffenstillstand! —

So sprach der Jüngling, so!

Das Land rief herzlich froh:

Das ist ein Cicero,

Ein wahrer Cicero!

Ein Cicero! Cicero!

Cicero! Cicero!

Die Kön'ge beide loben ihn, indem sie sich verbeugen:
Ihr sprecht ein treffliches Latein, das muß man euch bezeugen!
Um euretwillen reicht man sich zum Frieden gern die Hände!
So ward durch Johann Cicero der langen Noth ein Ende.

Er lud die Herr'n zur Tafel ein:

Die Schüssel raucht', es floß der Wein;

Der Haß, der grimme, ward gedämpft

Und manch ein Becherkampf gekämpft;

Der Ungar that gewalt'ge Schluß,

Und Polenland blieb nicht zurück.

Da sprach Johann: „Wohl besser ist's, wenn man des Landes Frucht genießt,
Als wenn man kämpfend niederstampft, was aus dem Gottesboden sprießt!“ —

So sprach er herzensfroh.

Es lebe Cicero,

Herr Johann Cicero,

Prinz Johann Cicero!

Cicero! Cicero!

Kopisch.

32. Joachim I., Nestor.

1499—1535.

Joachim Nestor war erst fünfzehn Jahre alt, als er seinem Vater Johann Cicero in der Regierung folgte. Darüber freuten sich die Raubritter, Wegelagerer und Strauchdiebe nicht wenig, denn was hatten sie von einem schwachen Kinde zu fürchten! Und lustig begannen sie nun ihr lange unterdrücktes Gewerbe aufs Neue. Ein wüßtes Treiben herrschte bald auf den Landstraßen. Kein Fuhrmann konnte

ruhig seines Weges dahin ziehen, kein Kaufmann seine Waaren versenden. Ueberall hörte man von Raub und Plünderung, von Mord und Todtschlag reden. Das gemeine Volk ahmte den Ubeligen nach und sprach:

„Stehlen und Rauben ist keine Schande,
Thu'n es doch die Ersten im Lande.“

Und wenn die Reisenden durch die Mark ziehen mußten, so war der Schluß ihres Gebets:

„Vor Köckerige und Lüderige,
Vor Krachte und vor Ikenplite
Behüt' uns, lieber Herr Gott!“

Das Raubgesindel hatte sich aber gewaltig verrecknet. Sobald der neue Landesherr von dem Raubwesen Kunde erhielt, trat er mit Kraft und Strenge gegen die Wegelagerer auf und ging entschlossen zu den äußersten Maßregeln über. Ein Edelmann, der zu seinem Hofe gehörte und in der Nähe von Berlin einen Straßenraub verübt hatte, wurde ohne Gnade geköpft. So starben in einem Jahre in den Marken über vierzig adelige Räuber von Henkershand. Darüber entstand eine ungeheure Erbitterung unter dem Adel, was zu einer umfassenden Verschwörung führte. Die Verschwornen wollten dem Kurfürsten auflauern, ihn gefangen nehmen, öffentlich ein adeliges Standrecht über ihn halten und ihn dann an einen Baum hängen. Einer von ihnen, ein Junker von Otterstädt, der die kurfürstliche Leibgarde befehligte, hatte gar die Frechheit, an die Thür des kurfürstlichen Schlafgemachs zu schreiben:

„Joachimke, Joachimke, hüte dy!
Fangen wy dy, so hangen wy dy!“

Bei Köpenick sollte die That ausgeführt werden; doch ein Bauer verrieth dem arglos dahinreitenden Kurfürsten die Nähe der Verschwornen. Sogleich eilt Joachim nach Berlin zurück, ruft schleunigst eine Anzahl Reiter zusammen, überfällt die Räuber, nimmt sie gefangen und läßt sie an die Bäume hängen. Otterstädt, der Anführer der Rotte, wurde geviertheilt und sein Kopf an dem Köpenicker Thore befestigt. Da beschwerte sich der Adel bei andern deutschen Fürsten; aber Joachim antwortete denselben: „Ich achte den wahren, verdienten und tugendhaften Adel; aber die, welche die Ehre ihrer Vorfahren beslecken, verabscheue ich. Ich habe kein edles Blut vergossen; unehrliche

Räuber habe ich nach Verdienst bestraft. Wären sie wahre Edelleute gewesen, so hätten sie edle Thaten verübt und nicht ein so schändliches Gewerbe getrieben.“ Seine Gerechtigkeitsliebe bewies er durch die Stiftung des Kammergerichts in Berlin, dessen Aussprüchen er sich selbst unterwarf; er führte gleiche Maaße, Ellen und Gewichte ein, und gründete zu Frankfurt an der Oder die erste Universität des Landes. Er bereisete häufig das Land, „um uns,“ wie er selbst sagte, „des Regiments und des Wesens in unsern Städten und Dörfern zu erkundigen und ferner gnädiglich zu helfen und zu rathen.“ Er pflegte zu sagen: „Der Adel ist mein Haupt, der Bürger mein Herz, und der Bauer der starke Fuß, der Haupt und Herz und mich selbst trägt.“

33. Kurfürst Joachim.

Der Kurfürst war's, der erste Joachim,
Er saß zu Hof, da naht ein Kaufmann ihm —
Wo fand' er vor der Räuber Macht und Trube
Noch Hilfe sonst als in des Fürsten Schutze!

Der Kaufmann klagt, im Wald, unweit Berlin,
Beraubt' in jüngster Nacht ein Räuber ihn,
Und nach dem Raub, das Schlimmste zu vollenden,
Schnürt ihn der Räuber fest an Fuß und Händen.

Da half kein Fleh'n, in einer Grube Schlamm
Ward er gestürzt — fast war es wundersam,
Daß in den Banden, die ihn eng umschnüren,
Ihm doch gelang befreiend sich zu rühren.

Er löst den Knoten, klimmt hinauf den Sand, —
Nun steht er hier, ein Zeugniß frecher Hand,
Ein wüßtes Bild des Raubes und der Pfüge,
So trat er hin vor seines Fürsten Sitze.

So trat er hin und fleht' Gerechtigkeit
Der Missethat, die doppelt Rache schreit,
Weil nicht im Dunkel, nein, im Glanz des Fürsten
Sich Jene bergen, die nach Raube dürsten.

Joachim glüht in Scham und Zornesbrand:
 „Kennst du den Mann, den Räuber, der dich band?“ —
 Da mißt des Andern Auge wohlbedächtig
 Manch hohen Feldherrn sammt und seidenprächtig.

Nicht lange prüft er sinnend Zug um Zug,
 Ein Blick, noch einen — und er weiß genug:
 „Dort steht der Räuber, der vor wenig Stunden,
 Beraubt, mißhandelt mich und hart gebunden!“

So ruft er laut mit unerschrock'nem Muth,
 Und Einem weicht vom Antlitz schon das Blut,
 Der Lindenberger war's, des Stammeln, Zagen
 Mit schwerem Zeugniß selber ihn verklagen,

Und den die Schuld, die harte, jetzt beschwert,
 Es war ein Herr, vornehm und hochgeehrt,
 Ein Lieblich Joachim's — in dessen Herzen
 Kämpft um den Sieg Gerechtigkeit mit Schmerzen.

Und zu dem Lieblich, der an Gnade glaubt,
 Spricht ernst der Fürst: „Verfallen ist dein Haupt,
 Wollt' ich im Mörder mir den Freund erretten,
 Ich schlug' das Recht des Landes selbst in Ketten.“

Der Grimm des Adels schreckt den Herrscher nicht,
 Der Henker kommt, der Henker hält Gericht,
 Und für den Räuber muß der Hofmann büßen,
 Ihm legt ein Schlag das schuld'ge Haupt zu Füßen. —

D. F. Gruppe.

34. Joachim I. und die Reformation.

Joachim war der Reformation, die unter seiner Regierung ihren Anfang nahm, sehr abgeneigt. Zwar war der allgemeine Verfall der christlichen Kirche auch in Brandenburg sehr fühlbar. Gerade hier trieb auch Teügel, durch dessen Ablassverkündigung Luther zu seinem gewaltigen Auftreten herausgefordert wurde, am ärgsten sein Wesen

(Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt). Leider war es ein Kirchenfürst aus dem hohenzollernischen Hause, Joachim's Bruder, Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Kurfürst von Mainz, der dem Tezel den Auftrag zum Ablasshandel ertheilt hatte und seinen Vortheil daraus zog. Die Universität zu Frankfurt hatte sich Tezel's angenommen und ihm feierlich und öffentlich den Doctorgrad verliehen. Dafür bereitete der neue Doctor den Frankfurter Studenten das Vergnügen, daß er persönlich die Schriften Luther's auf eine höchst lächerliche Weise verbrannte. Mit der Unversität zu Frankfurt wollte es übrigens nicht recht voran. Gelehrte, die nach den Worten Joachim's in der Mark so selten waren, wie „weiße Raben“, wurden auf ihr wenige gebildet. Schaarenweise strömten die studirenden Jünglinge nach Wittenberg; nach Frankfurt aber kamen nicht viele. Das verdroß den Kurfürsten. Auch fühlte er sich verlezt, daß ein armes Mönchlein wie Luther mit so freimüthiger Strafpredigt gegen so große Kirchenfürsten auftrat; er nahm es überdies als einen Schimpf gegen sein eigenes kurfürstliches Haus auf, daß Luther die Anordnungen seines Bruders, des Erzbischofs Albrecht, so scharf geißelte. Dazu kam noch, daß sich Luther's Feder gegen Joachim selbst wandte, da er ihm vorgeworfen hatte, daß er die Bibel an hundert Stellen falsch übersetzt habe. So trat bei dem Kurfürsten zu der festen Ueberzeugung, daß der Mönch Verkehrtes lehre, noch persönlicher Haß. Selbst das Auftreten Luther's auf dem Reichstage zu Worms machte auf ihn keinen günstigen Eindruck. Er verbot in seinen Landen die Verbreitung der reformatorischen Schriften und den Uebertritt zur neuen Lehre. Noch höher stieg sein Zorn, als er die Verirrungen sah, welche durch die mißverstandenen Lehren Luther's hervorgerufen wurde, als Karlstadt die Kirchen verwüstete, als die Burgen der Nitter in den Bauernkriegen in Flammen aufgingen, als die Wiedertäufer ihr schmachvolles Wesen trieben.

Auf dem Reichstage zu Augsburg (1531) trug Joachim's heftiges Auftreten viel zur Erhöhung der Spaltung bei, und seine drohenden Reden veranlaßten die Evangelischen, sich im Bunde von Schmalkalden zur Vertheidigung ihres Glaubens zusammenzuschließen.

35. Die Kurfürstin Elisabeth.

1529.

Die Gemahlin des Kurfürsten war die Tochter eines Königs von Dänemark und eine Nichte Friedrichs des Weisen von Sachsen. Erst siebenzehn Jahre alt, wurde sie zu Stendal mit Joachim vermählt.

Sie blühte in großer Schönheit und Anmuth, besaß eine treffliche Geistesbildung und galt für eine der holdseligsten Fürstinnen ihrer Zeit. Anfangs war ihre Ehe sehr glücklich, aber es kamen bald traurige Tage. Das Herz ihres Gemahls entfremdete sich von ihr. In ihrer Betrübniß fand sie Trost und Frieden im Evangelium. Heimlich las sie Luther's Schriften. Nach einiger Zeit konnte sie gar dem Wunsche nicht widerstehen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu genießen. Als nun Joachim einst von Berlin abwesend war, ließ sie sich von einem lutherischen Geistlichen zu ihrer großen Erbauung und Herzensstärkung das heilige Mahl reichen. Aber ihr eigenes Kind verrieth es dem Vater auf sein heftiges Drängen. Der Kurfürst gerieth dadurch in den heftigsten Zorn. Sein stolzer Sinn ertrug es nicht, daß seine eigene Gemahlin der Neuerung anhing und ein schlechtes Beispiel gab zur Verbreitung der verhassten Lehre. Er stürzte, seiner selber kaum mächtig, in das Zimmer der Kurfürstin, sagte ihr die härtesten Worte und drohte ihr mit Kerker und Banden und Einmauerung. Sein Gemüth war so heftig bewegt, daß er ohnmächtig niedersank und für todt zu Bette getragen werden mußte. Die Kurfürstin brach in ein heftiges Weinen aus. Sie kannte das aufbrausende Wesen ihres Gemahls und wußte, daß er fähig war, sein Drohwort wahr zu machen. Im Geiste sah sie sich schon dem qualvollsten Tode preisgegeben. Da entschloß sie sich, aus ihrem Lande zu fliehen. Es war wol ein herzlich schwerer Schritt. Welche Fürstin verläßt gern ihr Land, und welche Mutter trennt sich gern von ihren Kindern? Elisabeth hat es gethan. Man schrieb den 25. März 1528. Die Fürstin setzte sich auf einen Kollwagen, wie ihn die Landleute haben, und hüllte ihren Leib in schlechte Bauenracht. So ging es in der Nacht in aller Stille, da Alles noch schlief, aus den Thoren Berlins. Bei ihr waren nur ein Kammerfräulein und zwei Ritter des Hofes. Draußen aber strich ein kalter Wind über die Felder und durch die Heiden, und in den Wegen lag noch der Schnee. Der Kurfürstin schlug das Herz, es möchten Verfolger ihrer Spur nachjagen und sie mit Schimpf als eine

Gefangene in die Hauptstadt zurückbringen. Fast hätte sie ihre Flucht nicht fortsetzen können; denn unterwegs brach ein Rad am Wagen, und Elisabeth mußte ihr Kopftuch abbinden, damit der Schaden gebessert werden könne. Sie kam indeß glücklich nach der Stadt Torgau im Sachsenlande und bat den Kurfürsten von Sachsen in einem Schreiben um Schutz. „Könnt Ihr aber meine Bitte nicht erfüllen,“ schrieb sie, „so muß ich, unstät und flüchtig umherirrend, mein Schicksal tragen.“

Der edle Kurfürst, Johann der Beständige, nahm sie freundlich in seinem Lande auf und gab ihr das Schloß Lichtenburg an der Elbe zum Wohnsitz. Von hier aus trat sie mit Luther in den freundschaftlichsten Verkehr, wohnte sogar einmal drei Monate in seinem Hause und stand bei einem seiner Kinder Gevatter.

Das brandenburgische Volk war übrigens in der Stille seiner Kurfürstin gefolgt. Das Lied „Eine feste Burg ist unser Gott“ wurde überall gesungen und half, die Mark für die Sache der Wahrheit zu gewinnen. Der geistliche Oberhirt, der üppige Albrecht von Mainz und Magdeburg, ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, da er bei seiner Unentschiedenheit ferneren Widerstand für unmöglich hielt. Nachdem die lutherische Lehre in Magdeburg Eingang gefunden, ging sie leise, doch mit festem Tritt, durch die Lande des ersten Joachim. Noch vor seinem Tode war Brandenburg durch und durch protestantisch.

Der Kurfürst war indessen über die Flucht seiner Gemahlin äußerst ergrimmt und wiederholte die Drohung, sie einmauern zu lassen, wenn er sie wieder in seine Hände bekäme. Später milderte sich jedoch sein Zorn; er erlaubte sogar seinen Söhnen, ihre Mutter in Sachsen zu besuchen. Ueberhaupt muß man ihm zur Ehre nachsagen, daß er, bei aller Feindschaft gegen die evangelische Lehre, Niemand in seinen Landen seines Glaubens wegen verfolgte, und daß er, bei der sonstigen Energie seines Charakters, nicht immer auch wirklich ausführte, was ihm die erste Aufwallung des Zornes eingab. Dieser hochherzige Sinn gerechter Duldsamkeit bei verschiedener Bekenntnistreue hat sich stets im Hause der Hohenzollern erhalten, weshalb auch unsere vaterländische Geschichte von blutigen Verfolgungen um des Glaubenswillen wenig zu erzählen weiß.

Joachim I. starb in seinem 51sten Lebensjahre zu Stendal. Nach seinem Tode holten seine Söhne die Mutter zurück und traten bald darauf öffentlich zu der neuen Lehre über.

36. Judenverfolgung in der Mark.

Im Mittelalter waren die Juden oft heftigen Verfolgungen und Mißhandlungen ausgesetzt; unter der Regierung Joachims I. brach auch in den Marken großes Unheil über sie herein. Die Israeliten waren damals fast nirgends als wirkliche Staatsbürger betrachtet; sie wurden vielmehr nur ungern gegen ein von ihnen entrichtetes Schutzgeld gebuldet. Nicht selten besaßen sie große Reichthümer, die sie durch ihre Betriebsamkeit, manchmal auch durch Schlaubeit und Betrug erworben hatten. Dadurch wußten sie sich den Fürsten und andern Großen nützlich zu machen. Dessenungeachtet vermochten diese nicht immer sie zu schützen. Zuweilen reizte gerade ihre Wohlhabenheit die Verfolgungswuth der Menge gegen sie auf. In den meisten Fällen wurden ihnen jedoch Verpottung christlicher Einrichtungen, Entweihung christlicher Heiligthümer, besonders geweihter Hostien, oder der Raub und die Ermordung von Christenkindern vorgeworfen. Eine ähnliche Veranlassung rief auch die Judenverfolgung unter Joachim hervor.

Ein Kesselflicker aus Bernau, Namens Paul Fromm, hatte einen Kirchenraub verübt und eine Monstranz mit zwei geweihten Hostien entwendet. Er wurde gefänglich eingezogen und bekannte den Frevel. Als man ihn fragte, wo er die Hostien gelassen, erwiederte er, die eine habe er gegessen, die andere für neun Groschen an den Juden Salomon in Spandau verkauft. Salomon, der gleichfalls zur Haft gebracht wurde, sagte aus, die Hostie sei von ihm in drei Theile getheilt worden. Ein Stück habe er an den Juden Jakob in Brandenburg, das zweite an einen Juden in Stendal verkauft; das dritte habe er in Weizenmehl gelegt und daraus einen Kuchen gebacken. Der Teig aber sei blutroth geworden, und es habe sich in demselben unter wunderbarem Glanze ein Kindlein gezeigt. Darüber sei er in Angst und Schrecken gerathen und habe den Kuchen eilig in die Synagoge gebracht und dort aufgehängt. Als man darauf in der Synagoge nachforschte, fand man in der That einen rothen Kuchen. Die beiden Juden aus Brandenburg und Stendal wurden sogleich nach Berlin gebracht und alle Israeliten in der Mark verhaftet. Aus den Verhören ergab sich, daß noch vierzig andere Juden Theilchen der Hostie an sich gebracht hatten. Auch diese wurden mit in den Prozeß verwickelt. Die Untersuchung wurde, den Sitten der damaligen

Zeit gemäß, mit großer Härte geführt. Die schrecklichen Qualen der Folter preßten den Angeklagten die fürchterlichsten Geständnisse ab. Sie bekannnten, mit dem christlichen Heiligthume allerlei Frevdel getrieben, dasselbe auf den Tisch genagelt und mit Messern zerschnitten zu haben, wobei wunderbarer Weise immer Blut herausgequollen sei. Einige gestanden sogar, Christenkinder ermordet und ihr Blut zu Arzneien verwendet zu haben. Alle wurden zum Tode verurtheilt, und ihre übrigen Glaubensgenossen wurden aus der Mark Brandenburg verbannt, nachdem sie Urpfehde geschworen, d. h. den Eid geleistet, nie zurückzukehren.

Die Hinrichtung der Unglücklichen, die schwerlich Alles verbroschen hatten, was sie unter den Martern der Folter ausfragten, schildert ein alter Bericht in folgender Weise:

In einem Sommertage strömte viel Volks aus Berlin und der Umgegend nach dem freien Platz vor der Marienkirche. Dort sah man drei hohe Bühnen stufenweise über einander gebaut. Auf der obersten standen etliche „hochgelehrte und rechtsverständige Leute“, auf der mittleren der Richter nebst seinen Schöppen, Schreibern, Zeugen und Anwaltern, auf der untersten die angeklagten Juden nebst Paul Fromm. Nur Jakob war nicht da; er hatte schon früher angegeben, daß ihm eines Nachts die Jungfrau Maria erschienen sei, und war demzufolge zum Christenthum übergetreten, weshalb er eine mildere Behandlung als die übrigen Angeklagten erfahren sollte. Die Juden, in ihrer uralten Volkstracht und mit spitzen, theils gelben, theils weißen Hüten bekleidet, hatten unter Gesang die Gerichtsstätte betreten. Der Richter ließ die ganze Verhandlung laut verlesen und fragte sodann die Angeklagten, ob sie bei ihrer Aussage beharren wollten. Als sie dies bejaht hatten, beriethen sich die Schöppen eine kurze Zeit und sprachen dann folgendes Urtheil aus: „Diemeil der böse Christ, Paul Fromm, sich an dem heiligen Sacrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft habe, darum solle man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf und nieder führen, mit Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und diemeil die böshastigen, schändlichen und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sacraments und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehrmalen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum so solle man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle andern ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen möchten.“ Sofort wurden die Angeklagten den Henkern zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. Die Juden, nachdem sie den Todespruch vernommen, rüsteten sich unter Ermahnung eines Rabbiners durch lauten Gesang in ihrer Väter Sprache zu dem grauenvollen Tode

dem sie entgegengingen. Das Volk aber meinte, daß die „schönen Juden“ durch neue Lästereien den christlichen Gottesdienst verhöhnend wollten. Hinter dem Rabensteine hatte der Scharfrichter mit seinen Helfershelfern einen „wunderlichen Bau zu ihrer Strafe“ aufgerichtet, „dreier Mann hoch, aus hölzernen Rosten bestehend, die mit Stroh und Pech belegt waren.“ Auf diese befestigte er die achtunddreißig Schlachtopfer mit Halsseisen, nur Paul stand abge sondert von seinen Leidensgenossen an einen Pfahl gekettet. Als das gräßliche Todtenbett angezündet ward, da brachen viele der unglücklichen Juden in laute Lästereien gegen das Christenthum aus und versuchten es, den anwesenden Priestern ins Angesicht zu speien. Bald verendeten sie unter fürchterlichen Qualen. Jakob, welcher die Taufe empfangen hatte, wurde am anderen Tage mit dem Schwerte hingerichtet.

37. Der heilige Adalbert.

997.

Es war im Jahre 995, als sich der heilige Adalbert, Bischof von Prag, mit zwei Freunden und 30 Bewaffneten zu Krakau einschiffte, um, die Weichsel hinabfahrend, in das Land der heidnischen Preußen zu gelangen und dort das Christenthum zu verkündigen. Er kam in die Gegend von Danzig. Kaum war er gelandet, so strömte das Volk herbei, um das Begehren der sonderbaren Fremdlinge zu erfahren. Von der begeisterten Rede des Apostels ergriffen, stiegen Viele hinab in die Weichsel, um die Taufe zu empfangen und dadurch aller der Wohlthaten theilhaftig zu werden, von denen der Bischof gesprochen hatte.

Nach diesem glücklichen Anfange bestieg er wieder das Schiff, um, wie er es sich ursprünglich vorgenommen hatte, das unbekanntere östliche Preußen, das Bernsteinland, zu besuchen. Er kam in's frische Haff und daselbst an eine kleine Insel, an der Küste von Samland gelegen. Hier landete er mit seinen beiden Freunden. Die Bewaffneten hatte er zurückgelassen, um nicht durch ihren Anblick die Bewohner zu reizen, sondern ihnen vielmehr auch äußerlich als ein Bote des Friedens zu erscheinen. Die Insulaner aber, ahnend, daß es sich darum handle, ihnen ihre Götter und damit auch ihre Freiheit zu rauben, strömten tobend herbei, um die Fremdlinge zu vertreiben.

Der heilige Adalbert fing nun an, mit lauter Stimme einen Psalm zu singen, hoffend, er werde durch die Klänge des frommen Liedes die Gemüther der Aufgebrachten zu besänftigen vermögen. Umsonst. Schreiend bringen sie auf ihn ein. Ein Schlag mit dem Ruder streckt ihn zu Boden. Gott lobend, daß er würdig gewesen war, um seines Namens willen Schmach zu leiden, erhebt er sich wieder, begiebt sich in's Fahrzeug und schiffte nach Samland hinüber.

Es war am Sonntag, als er die Küste des Landes betrat. Gegen Abend kam er in ein Dorf, wo er von dem Herrn desselben freundlich aufgenommen wurde. Ehe es indeß völlig dunkel geworden war, eilten die Leute herbei, umgaben das Haus und verlangten zu wissen, warum die Fremdlinge gekommen seien. Adalbert geht hinaus, um es ihnen zu sagen. Kaum aber haben sie den Sinn seiner Rede vernommen, so erheben sie ein wüthendes Geschrei, schwingen ihre Keulen und drohen, ihn zu tödten, wenn er am Morgen nicht das Dorf verlassen hätte.

Noch in der Nacht brach er auf und kam nach einem andern Ort der samländischen Küste. Hier verweilte er fünf Tage in einem Dorfe. Alles, was er hier sah und hörte von den Bewohnern, von ihrem festen Sinne, mit welchem sie beharrten bei den Göttern ihrer Väter, war keineswegs geeignet, ihn zum weitem Vordringen zu ermuntern. Auch einige Träume, die er hatte, schienen ihm das Gefährliche seiner Unternehmung zeigen und ihm die Rückkehr gebieten zu wollen. Allein der fromme Apostel achtete nicht auf solche Zeichen, und der Gedanke, daß er vielleicht dem gewissen Tode entgegengehe, vermochte seinen regen Eifer nicht zu erkalten, noch ihn zur Umkehr zu bewegen, ohne seinen heiligen Beruf erfüllt zu haben.

Demnach zog er mit seinen Freunden mehr landeinwärts. Ein dichter Wald nahm sie auf. Diese Stille herrschte unter dem Schatten der gewaltigen Bäume, heilige Schauer durchbebten die einsamen Wanderer. Adalbert stimmte einen Psalm an. Von neuem Muthes belebt, schritten sie u erschrocken vorwärts und erreichten gegen Mittag einen vom Wald umkränzten, freien Platz. Hier machten sie Halt. Einer der Freunde las die Messe, und Adalbert nahm das Abendmahl. Darauf genossen sie einige Sprise und legten sich in die Schatten der Bäume, um neue Kräfte zur Fortsetzung der Reise zu sammeln. Bald senkte sich der Schlaf auf ihre müden Augen, und die vorige Stille trat wieder ein.

Die Armen! Sie waren, ohne es zu wissen, durch den heiligen Wald auf das geheiligte Feld der Preußen gekommen, welche geweihte

Derter der Fuß des Fremden ungestraft nicht betreten durfte. Mißes Geschrei schreckt die müden Schläfer aus ihrem Solummer. Mit geschwungenen Keulen stürzen die Heiden herbei, um die Entweibung zu rächen. Die Wanderer werden ergriffen, gefesselt, gegeißelt und zum Tode bestimmt.

„Trauert nicht, liebe Freunde!“ rief der heilige Adalbert. „Ihr wißt, daß wir dies Alles nur leiden für den Namen Gottes, welcher allein Herr ist über Leben und Tod.“

Raum waren die Worte gesprochen, als der Führer des Haufens, ein Priester, herbeistürzt und ihm den Wurfspeer in die Brust stößt. Die zunächststehenden Heiden folgen seinem Beispiele. Von sieben Lanzen durchbohrt, steht Adalbert noch aufrecht, Augen und Hände betend gen Himmel gerichtet. Jetzt löst man seine Bande. „Vater, vergib ihnen!“ lallt er sterbend und stürzt leblos nieder.

Neue Volkshaufen strömen herbei. Wüthend fallen sie über den Leichnam her, verstümmeln ihn und stecken den Kopf auf eine Stange. Die beiden Freunde des Gemordeten werden fortgeführt und dann freigelassen. Sie eilen zurück und bringen dem Herzog Boleslav von Polen die traurige Kunde. Dieser sandte zu den Preußen, um wenigstens den theuern Leichnam wieder zu erhalten. Für so viel Geld, als derselbe schwer war, ward er endlich verabfolgt. Boleslav ließ ihn nach Onesen bringen und in der dortigen Domkirche beisetzen.

38. Boleslav.

Die alten Preußen waren die letzten unter den slavischen Völkern an Deutschlands Grenzen, die das Christenthum annahmen. Sie sträubten sich mit aller Macht gegen das Evangelium. Der Bischof Adalbert von Prag wurde durch sie zum Märtyrer (997). Der zweite Befehrer, Bruno, hatte dasselbe Schickial. Später entbrannte eine Reihe der grimmigsten Kriege zwischen den Polen und Preußen. Boleslav IV. beschloß einen Vernichtungskrieg gegen die heidnischen Preußen, der aber mit dem Untergange seines Heeres endigte.

Es schwur der Polen König zorngefünt:
 „Vertilgen will ich sie mit Weib und Kind;
 In ihrem Sumpf ersticken soll ihr Stamm,
 Von ihrem Dasein schweigen soll der Schlamm!“

Der König ruft, die Fürsten haben's Acht,
Es sammelt sich der Polen Heeresmacht,
Um Preußens Heidenvolk mit einem Schlag
Ganz auszurotten von der Erde Tag.

Das war am Ossafluß. Da traten zwei
Betagte Männer vor den König frei:
„Du großer Polenkönig Boleslav,
Es freut uns, schlägst du heut die Preußen brav.“

„Undank erfuhren wir in ihrem Schooß;
Wir sind mit dir, die Rache werde groß!
Du findest durch die Sümpfe nicht den Weg,
Wir aber kennen jeden Pfad und Steg.“

„Doch König, merk's, wir wagen Ehr' und Glück —
Wir dürfen nie ins Preußenland zurück.“ —
Er sprach: „Ich weiß, das Alter geizt nach Gold;
Ihr meint, ich soll euch zahlen theuern Sold.“

Sie sprachen: „Herr, der Preuße haßt Verrath,
Versuchen würd' er uns um solche That“
Er sprach: „Seid ruhig, meinem Schwert entrinnt
Kein Preuß' und Preußenweib und Preußenkind!“

„Wohlan, es sei! und was begehrt ihr Gold's?
Seid ihr's zufrieden: Fünzig Stücke Gold's?“
Sie sprachen: „Jedem!“ Aber er: „Zum Pfand
Sieht euer Leben, wißt, in meiner Hand.“

Sie schlugen ein. Sie führten all' sein Heer
Durch Sumpf und düst're Waldung kreuz und quer,
Den Wald zur Rechten, aber links das Moor,
D'raus stieg ein giftig dumpfer Qualm hervor.

Da sprach der Polenkönig zorngefunnt:
„Schafft mir hierher das Preußenvolk geschwind;
Denn dieses schiene mir so recht der Ort,
Daß ich dem Volk der Preußen hielte Wort!“

„Herr, wir sind Preußen! Pfui des schönen Gold's!
 Sieh, hier sind deine hundert Stücke Gold's!“
 Die sä'ten sie hohulachend in den Sumpf,
 Und wie sie fielen, scholl's im Moore dumpf.

Sie sprachen: „Unser Leben steht zum Pfand,
 Nimm's, wenn du willst, es ist in deiner Hand;
 Denn wisse, wir bekämpften dich mit List,
 Da Greifesarm zu schwach zum Kämpfen ist.“

„Du und dein Heer, ihr seid in Todes Schooß!
 Heraus, hervor! die Rache werde groß!“
 Der König schweigt und starrt, sein Knie erbebt;
 Allein der Wald beweget sich und lebt.

Als ob die Blätter würden Zungen all',
 So tönt hervor viel tausendstimm'ger Schall;
 Als ob die Zweige würden Schwert und Speer,
 So tritt auf einmal aus dem Wald ein Heer.

Da frommt kein Schild und widersteht kein Damm,
 Die Polen alle müssen in den Schlamm; —
 Es sinken Roß und Mann und Fürst und Heer,
 Und ragt kein Zeichen, weder Helm noch Speer.

39. Christian von Oliva, der erste Bischof der Preußen.
 1200.

Um's Jahr 1200 lebte im Kloster Oliva bei Danzig ein Mönch, Namens Christian. Er war geboren zu Freienwalde in Pommern und hatte sich schon als Knabe und Jüngling durch Fleiß und Lernbegierde ausgezeichnet. Zum Manne herangewachsen, beschloß er, dem Weltleben zu entsagen und sich dem Herrn zu weihen, und er wurde ein Mönch. Sein reger Geist fand indeß zwischen den stillen Klostermauern keine Befriedigung; er sehnte sich wieder hinaus in die Welt.

Da kam ihm der Gedanke, unter die heidnischen Preußen zu gehen und ihnen ein Lehrer des Evangeliums zu werden. Er führte seinen Vorsatz aus. Doch nicht als ein Zerstörer ihres alten, ihnen so heiligen Gottesdienstes trat er unter den Preußen auf; keine bewaffnete Macht, zu Raub, Mord und Brand bereit, war in seinem Gefolge, nein, er verkündigte das Evangelium der Liebe mit sanften Worten und überzeugenden Gründen. Sein Wirken war nicht ohne Erfolg. Viele Preußen ließen sich taufen. Christian ermüdete nicht, und das Werk der Befehung nahm einen raschen Fortgang. Bald bekannte sich ein großer Theil des Volkes zum Christenthume. Zwei mächtige Häuptlinge beschenkten ihren Befehrer auch mit bedeutenden Herrschaften. Christian dachte nun daran, ein geordnetes Kirchenthum einzuführen. Während er sich darüber in dem fernen Rom mit dem Papste berieih und von diesem mit dem Bischofstitel die Berechtigung erhielt, die kirchlichen Verhältnisse in den neuen Ländern nach eigenem Ermessen und den römischen Sakungen zu ordnen, entstand in seinem Bisthume dabem ein wilder Aufuhr. Die Preußen besorgten, mit der neuen Lehre ihre Freiheit zu verlieren. Die Aufreizungen ihrer Priester kamen dazu, und so stand bald das ganze Land in Flammen. Alle Zeichen des Christenthums wurden vernichtet, Alles mit Feuer und Schwert verwüstet. Am härtesten mußten die Mönche im Kloster Oliva die Wuth der aufgeregten Preußen empfinden: sie wurden sämmtlich nach Danzig geschleppt und daselbst ermordet. Daß bei einer solchen Erbitterung des empörten Volkes und nach solchen schweren Unthaten eine friedliche Ausgleichung unmöglich sei, sah Bischof Christian wol ein, und er schaute sich nach bewaffneter Hülfe um. Es fand sich aber Niemand, der es gewagt hätte, den Preußen mit dem Schwerte in der Hand entgegen zu treten und dadurch die Rache dieses Volkes auf sich zu lenken. Da mußte Christian sich selbst Hülfe schaffen. Er warb Söldner in Deutschland und Masovien (Polen) und führte sie gegen die Preußen. Allein es war diesen ein Leichtes, den also zusammengebrachten Haufen, dem ein kundiger Führer und jedwede Begeisterung fehlte, in die Flucht zu schlagen. Um nun unter seinen Truppen einen größeren Eifer zu erregen, stiftete Christian mit Genehmigung des Herzogs Konrad von Masovien einen Ritterorden, den der „Brüder von Dobrin“, die einen weißen Mantel mit Kreuz, Schwert und rothem Kragen trugen. Vergebens, die Brüder von Dobrin wurden in einer zweitägigen Schlacht bis auf fünf erschlagen, die sich in die Burg zu Dobrin retteten. Da gerieth der Bischof auf einen Gedanken, der in seinen Folgen für Preußen von außerordentlicher

Wichtigkeit wurde. Er wandte sich an Hermann von Salza, den berühmten Hochmeister des deutschen Ordens und lud ihn ein, in's Kulmerland zu kommen und von da aus das Land der Preußen zu erobern.

40. Der deutsche Orden.

1190.

Der deutsche Orden entstand zur Zeit der Kreuzzüge im Morgenlande (1190). Als nämlich die Helden des Abendlandes Jerusalem erobert hatten, stiftete ein Deutscher, der mit seiner Gattin nach dem heiligen Grabe gepilgert war, ein Krankenhaus mit einem Bethause und nannte es das Hospital von St. Marien zu Jerusalem. Deutsche Männer (auch Ritter) durch ein Gelübde gebunden, sollten die Krankenpflege übernehmen und deutsche Pilger vorzugsweise darin Aufnahme finden. So bildete sich, mit Genehmigung und Begünstigung des Patriarchen der heiligen Stadt, ein Orden unter dem Namen:

„Vom deutschen Hause unserer lieben Frauen zu Jerusalem.“

Als bei einem späteren Kreuzzuge unter Friedrich Barbarossa das deutsche Heer durch Hunger und Seuchen in einem furchtbaren Grade heimgesucht wurde, errichteten Einwohner aus Lübeck und Bremen in christlichem Erbarmen Zelte aus den Segeln ihrer Schiffe, und mit ihnen verbanden sich die Brüder des deutschen Hospitals von Jerusalem. Da faßte der Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn Friedrich Barbarossa's, der in den Wellen des Saleph seinen Tod gefunden, den Plan, die Brüder des deutschen Hauses zu einem Ritterorden aus deutschem Adel und zur Ehre der Jungfrau Maria zu erheben, erlag jedoch selbst, ehe die Bestätigungsbriefe des Papstes und Kaisers ankamen, der herrschenden Krankheit. Der Orden wurde darauf feierlich anerkannt. Er sollte die Ungläubigen bekämpfen, den Pilgern Schutz und den Kranken Pflege gewähren. Als Ordensstracht erhielt er einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz (Ursprung der jetzigen preussischen Farben), dazu einen Schild mit denselben Farben und als Heimath ein neuerbautes Ordenshaus zu Acon.

Im Jahre 1210 wählten die deutschen Ritter einen Mann zu ihrem Ordensmeister, welcher ebenso ausgezeichnet war durch Tapferkeit,

wie durch Klugheit, Einsicht, Beharrlichkeit und Edelmut. Das war Hermann von Salza, ein Thüringer. Unter ihm blühte der Orden schnell auf. Der Kaiser ernannte ihn zum erblichen Fürsten und Großbeamten des deutschen Reiches; dem Orden aber ertheilte er viele Geschenke und Vorrechte. Der Papst beschenkte ihn mit einem Ringe, als Zeichen des Meisteramtes, und befreite sämtliche Ordensgüter vom Zehnten und von der geistlichen Gerichtsbarkeit. Nun stieg das Ansehen des Ordens mit ungeahnter Schnelligkeit. Es galt für eine Ehre, ihm anzugehören. Die Zahl seiner Ritter ging in die Tausende. Seine Güter erlangten in allen christlichen Ländern und besonders im südlichen Deutschland einen solchen Umfang, daß sie in Comthureien und diese wieder in Balleien vereinigt werden mußten. Hermann von Salza, nunmehr von fürstlichem Range, nahm den Titel Hochmeister an und verlegte seinen Sitz nach Benedig.

41. Der deutsche Orden in Preußen.

1227.

Hermann von Salza ließ den Ruf des Bischofs Christian von Preußen nicht unbeachtet. Er sah in dieser Aufforderung für den Orden ein neues weites Feld für Glauben, Ehre und Gewinn sich eröffnen und versprach, nach reiflicher Ueberlegung, Hülfe zu senden. Als Vorboten sandte er zwei Ritter in's Kulmerland, das ihm Konrad von Masovien als völlig unabhängige Schenkung angetragen hatte, um des Landes Sitten, Gebräuche und Kriegführung zu erforschen. Sie wohnten in der ersten deutschen Burg mit dem lieblichen Namen Vogelsang, dem späteren Thorn gegenüber. Ihnen folgte bald (1228) ein Häuflein von etwa 100 Rittern mit ihren Knechten unter ihrem Anführer Hermann Balk. Und diese Männer unternahmen ein Gebiet zu erobern, das von einem tausendfach überlegenen, kräftigen Feinde bewohnt wurde, welcher für Sprache, Sitte, Verfassung und den Glauben seiner Väter kämpfte. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die Kühnheit eines solchen Unternehmens oder über den Glaubensmuth und die Todesverachtung, womit die deutschen Ritter ihre Heldenthaten vollbrachten. Jener 53jährige, grimme Kampf begann. Die Ritter gingen mit der größten Umsicht und

Behutsamkeit zu Werke. Sie setzten über die Weichsel und legten an der rechten Seite des Stromes eine Burg an. Von hieraus bekriegten sie den Feind. Hatten sie ihn zurückgedrängt, so zogen sie weiter an der Weichsel hinab und erbauten eine zweite Burg. Sobald wieder ein Stück erobert war, wurde eine neue Burg angelegt. Diese Burgen wurden besetzt, und es bildeten sich aus ihnen Städte, in denen sich Deutsche niederließen. So entstanden die Städte Thorn, Kulm, Marienwerder und andere. Deutsche Sprache und Sitte wurden im Lande eingeführt; deutsche Einwanderer bevölkerten dasselbe, die christliche Lehre fand Eingang, und so wurde das Preußenland ein deutsches. 1283 hatte der Kampf sein Ende erreicht. Acht Hochmeister des Ordens und vierzehn Landmeister waren darüber hingestorben. Die große Zeit war vorüber gegangen. Von ihr gelten die Worte: „Wasser und Brot sättigte, ein einfaches Gewand kleidete, eine leichte Decke schützte den Ritter vor dem Erfarren, wenn er im ungeheizten, immer unverschlossenen Gemache auf Strohsack und Strohkissen in der Nacht, von häufigen Andachtsübungen ermüdet, ruhte. Er selbst fühlte sich erhaben als Glied einer glänzenden Kette, von der Welt geehrt. Der Ruhm, die Macht, die Größe des Ordens war seines Lebens Ziel und Lohn.“

42. Blüthe und Verfall des deutschen Ordens.

Die Macht und Gewalt des Ordens beruhte auf der strengen Einheit und opferfähigen Begeisterung aller Ritter für dasselbe Ziel. Freudig entsagte der junge Edelmann seiner Familie und Heimath, sowie aller weltlichen Lust, um die strengen Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth zu übernehmen. Nach überstandener Probezeit leistete er knieend am Hochaltare seine Gelübde; dann wurde ihm als Schirm der Kirche das Schwert umgürtet, und aus den Händen des Priesters empfing er den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze. Der neue Ritter wurde einem Ordenshause zugewiesen. Jede solche Genossenschaft bestand, unter einem Komthur, aus Priestern, Rittern und dienenden Brüdern. Der Tag des Ordensritters war streng geregelt und durch bestimmte Andachtsübungen in sechs Abschnitte getheilt. Schon früh Morgens riefen ihn die Glocken zur

Frühmesse, nach welcher des Tages Arbeit und die ritterlichen Uebungen begannen. Der Glocken-Ruf erneuerte sich zu den festgesetzten Stunden bis zur Vesper. Selbst der Schlummer der Nacht wurde durch Andachtsübungen unterbrochen. Die Mußestunden wurden gemeinsam im Versammlungs-Saale der Burg verlebt. Harmloser Scherz, munteres Gespräch, selbst Schachspiel und andere Ergötzlichkeiten waren erlaubt; um Geld durfte aber nicht gespielt werden. Die Ritter hielten ihr einfaches Mahl an gemeinsamer Tafel. Bier war das gewöhnliche Getränk, seltener wurde Meth gereicht, Wein nur an festlichen Tagen. Zur nächtlichen Ruhe diente ein gemeinsamer Schlafsaal, wo ein Strohsack, ein Strohkissen und eine wollene Decke das Lager ausmachten.

Bei solcher demüthigen Lebensart aber fühlten sich doch alle Ritter durch das stolze Bewußtsein gehoben, der ruhmvollen Gemeinschaft anzugehören, deren Macht und Größe ihres Lebens Ziel und Lohn war. Nach der Unterwerfung Preußen's wurde der Sitz des ganzen Ordens nach der prächtigen Marienburg verlegt. Dort wohnte der Großmeister mit seinem Hofstaat und mit den höheren Beamten des Ordens, dort wurden die Capitel (Hauptversammlungen) des Ordens gehalten, dort erschienen die Gesandten der europäischen Höfe und vornehme Fremde aller Art. Die Bildung, welche daselbst eine glänzende Stätte fand, verbreitete sich allmählich auch über das ganze preußische Land. Deutsche Sprache und Sitte begannen im Volke Wurzel zu schlagen. — Unter Wienrich von Kniphausen war des Ordens goldene Zeit. Die Städte blüheten durch Handel und Gewerbe, die Verwaltung des Landes, die Rechtspflege und die Verordnungen für die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt waren musterhaft. Aber Glanz und Macht des Ordens ertödteten seine früheren Tugenden: die Gelübde wurden mehr und mehr zu leeren Worten, die Ritter lebten in Hoffahrt, Genußsucht und Uneinigkeit. Landadel und Städte verbündeten sich gegen ihre Bedrückungen, verbanden sich endlich mit dem Könige von Polen, und so ging nach langwierigen Kriegen Westpreußen an Polen verloren, und Ostpreußen mußten die Ritter von Polen zu Lehen nehmen. 1525 löste sich der Orden ganz auf. Der damalige Hochmeister Albrecht, aus dem Hause Hohenzollern, trat mit dem größten Theile seiner Ritter zum lutherischen Bekenntniß über und wurde weltlicher Herzog in Preußen. 1616 endlich kam nach dem Aussterben der Herzogsfamilie das Land an das nahe verwandte brandenburgische Kurhaus und wurde die Grundlage des preußischen Königthums.

43. Die Schlacht bei Tannenberg.

1410.

Unter dem deutschen Orden war das alte Preußen zu großem Wohlstande emporgeblüht. Die Städte Danzig, Thorn und Elbing besaßen ungeheuere Reichthümer.

Danzig allein konnte 50,000 Bewaffnete in's Feld stellen. Selbst in die niedrigsten Hütten hatte der Reichthum seine goldene Bahn gefunden. Ein Bauer lud einmal den Hochmeister Konrad von Jungingen zu einem Gastmahle ein. Als dieser in das Speisezimmer trat, fand er den Tisch mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzt. Um denselben standen zwölf Tonnen, die als Sitze dienen sollten. Elf davon waren ganz, die zwölfte aber erst halb mit Gold gefüllt. Der Hochmeister staunte nicht wenig. Der Bauer bot ihm aber nach der Tafel den ganzen Schatz als Geschenk an. Konrad lehnte indeß das freundliche Anerbieten nicht nur ab, sondern befahl gar, die zwölfte Tonne noch vollends mit Gold zu füllen, damit er sagen könne, er habe einen Bauer in seinem Lande, der zwölf Tonnen Goldes besitze.

Der große Reichthum gereichte dem Orden aber zum Verderben. Die ungeheuern Einkünfte boten den Rittern die Mittel zu Genüssen aller Art, und so versanken sie nach und nach in ein üppiges, schwelgerisches Leben, und als die Zeit kam, wo es nöthig gewesen wäre, ihre ganze Macht gegen äußere Feinde zu richten, da war die Kraft, mit welcher sie sonst so Großes ausgerichtet hatten, von ihnen gewichen.

Schon manchen Kampf hatte der Orden mit seinen Grenznachbarn, den Polen, glücklich bestanden, da wollte es die Vorsehung, daß er von diesen Feinden den Todesstoß erhalten solle. Der Polentönig Jagello beabsichtigte schon lange einen Kriegszug gegen den Orden. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen wußte das und wollte ihm zuvorkommen, ließ sich aber so lange hinhalten, bis Jagello sich mächtige Bundesgenossen erworben und mit einem Heere von 160,000 Mann und 60 Kanonen in's Feld ziehen konnte. Der größte Theil dieses Heeres war wenig geübt im geordneten Kampfe und außerdem mangelhaft bewaffnet. Das Ordensheer war 83,000 Mann stark, darunter 40,000 Reiter. Hinsichtlich des Geschützes waren die Ritter den Polen überlegen. Die Polen fielen in das Ordensland. Die Dörfer und Städte, welche an der Gränze lagen, gingen in Flammen auf; die Bewohner wurden auf's grausamste mißhandelt; man hörte nur von Mord und Todtschlag,

von Raub und Plünderung. Das versetzte die Ordensritter in den heftigsten Zorn; sie schwuren den grausamen Feinden blutige Rache und zogen ihnen in Eilmärschen entgegen. Unweit Tannenberg, in einer buschigen Gegend, trafen die gewaltigen Heere am 15. Juli 1410 auf einander. In der Nacht vor dem Schlachttage brach ein furchtbare Gewitter los. Flammende Blitze warfen ihren grellen Schein auf die langen Reihen der Krieger; gewaltige Donnerschläge machten den Erdboden erbeben; der Sturmwind stürzte die Zelte um und schleuderte sie in wilder Unordnung über die Ebene hin, dabei strömte der Regen vom Himmel herab. Auch am folgenden Morgen noch tobte der Sturm, als beide Heeren sich in Schlachtordnung aufstellten. Ehe aber der Orden den Angriff machte, sandte der ritterliche Hochmeister zwei Herolde an den Polenkönig Jagello und dessen Bundesgenossen Witowd, den Herzog von Litthauen, und ließ jedem ein Schwert überreichen als Zeichen der Herausforderung zum Kampfe. Dabei sprachen sie die Worte: „Wollt ihr Krieg oder Frieden? Wenn ihr den Krieg wählt, so rückt vor zum ritterlichen Streite!“ Jagello erwiderte: „Ich nehme die Schwerter, wie der Sieger von dem Ueberwundenen die Waffen empfängt.“

Gegen Mittag, bei drückender Schwüle, beginnt Witowd unter furchtbarem Kanonendonner die Schlacht. Nun setzen sich die Ordensritter fest im Sattel, drücken den Helm tiefer in's Gesicht und stürmen mit eingelegten Lanzen auf den Feind ein. Das Blachfeld tönt wieder von dem ungeheuren Zusammenprall, Staub wirbelt auf, das Kampfgewühl wälzt sich hin und wieder; da fliehen endlich die Litthauer, und die Polen sprengen heran, die siegreichen Ritter aufzuhalten. Aber auch diese erhalten Hülfe, die Schlacht rast von Neuem in wilder Wuth; ringsum decken Todte und Verwundete die Ebene, reiterlose Pferde sprengen in rasender Eile über dieselbe; da weichen auch die Polen, und Witowd eilt zu Jagello, damit dieser mit frischen Schaaren zu Hülfe komme. Jagello nähert sich und schaut von einem Hügel dem Trefen zu. Siehe, da fliehen die Polen, ihr Banner sinkt und die Ritter verfolgen mit dem Siegesgesang: „Christ ist erstanden!“ die Fliehenden. Auch Jagello will fliehen und läßt schon sein Hauptbanner verstreuen; da sprengt mitten durch Staubwolken ein Föhlein Ritter gegen ihn heran, voran Dippold v. Köckeritz, um den König niederzuhauen. Schon hat er den Arm zum tödtlichen Streich erhoben, da stößt ihm ein Pole hinterrücks die Lanze durch den Rücken, daß Dippold rasselnd niederstürzt und seine Begleiter umringt und niedergehauen werden.

Jagello ist vor Bestürzung außer sich, aber Witowd verzagt nicht; er holt immer neue Schaaren, allein auch sie erliegen, denn der rechte Flügel der Ritter behauptet seinen Sieg. Jedoch beim Verfolgen zerstreuen sich die Schaaren, der lange hartnäckige Kampf hat die Geharnischten ermüdet, und Ulrich besitzt keine Reserven. Kaum bemerkt dieß Zindam, der Schwertträger von Krakau, so führt er neue Schaaren in den Kampf, und immer neue und wieder neue, so daß die Ritter von drei Seiten eingeschlossen sind. Jetzt steht die Schlacht eine Zeitlang. Endlich ermatten die Ritter, ihre Streiche fallen weniger kräftig, ihre Reihen wanken; noch einmal raffen sie ihre Kraft zusammen und bringen in wildem Sturmloaf gegen den Feind, der an Zahl mit jedem Augenblicke wächst, nachdem viele Flüchtlinge zurückkehren; doch obschon das Ordensheer Leichen umthürmen, so muß es doch zum Tode ermattet Schritt vor Schritt zurückweichen, wobei es immer mehr zusammengedrängt wird, so daß die Einzelnen am Fechten gehindert werden.

Die Schlacht ist verloren und die Rettung des Lebens schwer. Der Hochmeister, der sich im dichtesten Kampfgewühle befindet, wird ermahnt, an seine Rettung zu denken. Er antwortet aber mit Nein und ruft: Hier, wo so mancher tapfere Ritter neben mir gefallen ist, werde ich nicht weichen! Mit diesen Worten stürzt er sich mit einer kleinen Heldenschaar nochmals auf den Feind, um wenigstens sein Leben theuer zu verkaufen. Ein furchtbares Mordgewühl erhebt sich, das Häuflein schmilzt zusammen, der Hochmeister wird tödtlich in die Brust getroffen, er sinkt leblos nieder. Der Bannerträger fällt neben ihm, die Fahne mit dem Marienbilde liegt im Staube. Die Reihen der Ritter sind sehr gelichtet, der geordnete Rückzug wird bald zur Flucht, der Kampf war zu Ende. Die Feinde hatten aber den Sieg theuer erkauft; 60,000 todte und verwundete Polen bedeckten den Wahplatz, aber auch von dem Ordensheere waren 40,000 Mann gefallen und außerdem noch 600 Ritter. Nur drei Komthure entkamen lebend der furchtbaren Schlacht. Die Blüthe des Ordens war hinweg gemäht; er erholte sich nie wieder.

Noch heute ist jenes blutreiche Schlachtfeld kenntlich; denn da wächst kein Gras, sondern nur dürres Haidekraut und trauriges Gestrüpp, und auf dem Hügel sieht man noch die Ruinen der Trauerkapelle, welche der Orden zum Andenken und zum Lesen der Seelenmesse hier errichtete. „Hunderttausend sind hier gefallen!“ sagte die einfache Inschrift des Kirchleins.

44. Des Preußen Heldenthat.

1266.

Es liegt im trüben Dunkel der Preußen alte Zeit,
 Kaum ist der Sage Flüstern noch auf ihr Grab gestreut;
 Wohl denkt man noch bewundernd an Roma's Kampf und Sieg,
 Da ungefehrt verwittert die Kund' vom Preußenkrieg.

Doch manchen Helden barg es vordem in seinem Schooß,
 Als fast fünfhundert Jahre das Blut des Krieges floß;
 Und mehr als Kampf und Schlachten erzählt der Chronik Mund,
 Es thut von braven Herzen uns edle Thaten kund.

In's Kulmer Land gefallen war wild der Bartnerheld,
 Und wie die Eiche splitternd im Waldessturm zerschellt,
 So war nach kurzem Kampfe verheert das flache Land,
 Und Weib und Mann und Kinder erwürgt von Feindeshand.

Da sammeln sich aus Christburg und Fischau, kampfdurchglüht
 Die Ordensritter eilig im kahlen Kulmgebiet,
 Und wie der Feind auf Kolke anstürmt in wilder Wuth,
 Erreichen ihn die Ritter und schlagen lang und gut.

Zerborsten und zerflogen ist rings die Heidenschaar,
 Und schon vernichtet glauben die Christen jetzt sie gar;
 Sie lagern am Sirgune sich siegestrunken d'rauf,
 Nicht ahnend, daß sich nächstlich der Feind geschaart zu Hauf'.

Und wie zu tiefem Dunkel die Nacht den Schatten streut,
 Da nähern sich die Bartner und stehen schlagbereit,
 Und wie vom Schlafe alle die Wachen übermannt,
 Da stürzen sie ins Lager, das Schwert in starker Hand.

Und von den Christenführern, den Ordensbrüdern all,
 Und von den Knechten keiner entrinnt dem Ueberfall;
 Zwar hat ein Theil schon flüchtend nach Christburg sich gewandt,
 Doch mit der Stadt selbst fallen sie von des Feindes Hand.

Noch ist vom Heidenschwarme die Burg nicht überschwenmt;
 Doch wo ist Kraft und Stärke, die ihren Anstrom dämmt?
 Drei Ritter und drei Knechte, sie blieben d'rin zur Wacht,
 Als der Komthur zum Streite auszog mit Heeresmacht.

Nicht denken sie an Feinde, nicht denken sie der Gut,
 Weit offen steh'n die Thore, nicht hemmen sie die Wuth,
 Die Brücke ist hernieder, die Vorburg menschenlos;
 Der Christen starke Feste, die Christburg kahl und bloß.

Mit schnellen Schritten dringen zur Vorburg jene ein,
 Durch sind sie schon, und nirgends erglänzt ein Hoffnungschein;
 Die Wachen weilen immer noch ohne Sorge drin:
 Wer schirmt dem Christenthume die Burg mit muth'gem Sinn?

Wohl sah vom Kerkerthurme herab ein Augenpaar
 Die Heidentrieger stürmen heran in wilder Schaar;
 Wohl hat's ein Blick erkundet, wie in die Burg sie fuhr,
 Doch liegt er drin' in Fesseln geschmiedet vom Komthur.

Syrene ist's, der wack're, der edle Preußenheld,
 Den hier um nicht'gen Vorwand man so gefangen hält.
 Nicht mangelt ihm die Ursach', des Ordens Feind zu sein;
 Nicht zu verwundern wär' es, würd' er des Fall's sich freu'n.

Doch stark und stärker wogt es ihm in der Heldenbrust, —
 Nicht von der Rache Dürsten und nicht von wilder Lust;
 Nicht denkt er mehr des Kerkers, nicht seiner Qualen mehr,
 Er denkt der Christenbrüder und ihrer Noth und Wehr.

Wohl würd' er, wenn die Heiden ihn hier gefesselt sehn,
 Bald frei hinaus zur Heimath und zu den Kindern gehn.
 Doch nicht vom Feinde will er der Freiheit theures Gut,
 Und wie er's denkt, da hebt's ihn empor mit Riesengluth.

Er reißt mit stahl'gen Sehnen in seiner Ketten Last,
 Daß klirrend sie sich lösen und gar zerspringen fast,
 Und mit gewalt'gem Fußtritt sprengt er des Kerkers Thor
 Und stürmt, wie windgetragen, behenden Lauf's hervor.

Schon drängen sich die Hartner dem offenen Thore zu,
Da bringt mit mächt'gem Faustschlag er Einen schon zur Ruh',
Und nieder stürzt zur Erde hin der bezwung'ne Feind,
Und Waffen hat Syrene, eh' noch der Schwarm erscheint.

Nun mit bewehrten Händen verdoppelt er den Stoß,
Und macht die Brücke wieder von Feindeshänden los;
Auch drinnen sind die Wächter vom Spiele aufgeschreckt,
Und haben endlich grausend den Ueberfall entdeckt.

— „Auf!“ — ruft des Helden Stimme, wie er sie nahen hört,
— „Empor der Brücke Ketten, dieweil mein Arm noch wehrt!“ —
Und wie sie zögernd warten, bis er sich umgewandt:
— „Nicht braucht ihr mein zu denken, ich steh' in Gottes Hand!“ —

Kaum zieht nun hinten knarrend hinauf die Brücke man,
So greift noch einmal riesig die Hartnerschaar er an;
Wenn blutend manche Wunde auch schon der Körper zeigt,
Nicht merkt man es am Arme, der stark die Feinde beugt.

Und wie er kaum gewonnen, springt in den Graben er,
Der tapf're Streiter, mächtig wegschleudernd weit den Speer,
Und klimmt zur Seitenpforte gar eil'gen Schwungs hinan;
Die Heiden steh'n versteinert; es wagt sich Keiner d'ran.

Zwar stürmen d'rauf sie wieder mit neubelebtem Muth,
Doch die vorhin so sorglos, sind jetzt auf ihrer Hut,
Und schleudern so gewicht'ge Felsstücke auf den Feind,
Daß man des Himmels Einsturz schon zu vernehmen meint.

Bald sammelt sich auch wieder die neue Ordensmacht,
Die hat den sieben Kämpfern Erlösung bald gebracht;
Doch was ward dem Syrene, dem Helden groß und brav?
Es schweigt die Preußenchronik, welsch' Loos den Edlen traf.

Vielleicht hat ihm die Fesseln genommen der Komthur,
Vielleicht noch stärk're Bande gesucht, wie er's erfuhr.
Wohl schrieb' es die Geschichte, wenn fürstlich er geehrt;
Sie schweigt; gewiß, sie findet den Lohn der That nicht werth.

Es hat aus Roma's alter, ehrwürdig grauer Zeit,
 Ein Name sich erhalten der Nachwelt, ruhmbestreut,
 Horatius Cocles deckte der Tiberbrücke Pfad,
 Doch größer noch und edler war, was der Preuße that.

Denn nicht der Römer sprengte zuvor der Fesseln Band,
 In die der eig'ne Feldherr ihn schlug mit harter Hand;
 Nicht brauchte er zu brechen des Kerkers Eisenschacht,
 Damit den Kerkermeistern Errettung ward gebracht.

Nur ein Gedanke hegte des Preußen hohe Brust,
 Und ein Gefühl erstickte der Rache wilde Lust;
 „Das Vaterland zu retten!“ das gab ihm Heldenmuth.
 So geht nun hin und suchet, daß ihr desgleichen thut!

H. Albers.

45. Die Feier der christlichen Feste in alter Zeit.

Wie in manchen Gegenden unseres Vaterlandes im Mittelalter die christlichen Feste gefeiert wurden, davon haben wir heut zu Tage kaum eine Ahnung. Versetzen wir uns einmal in jene Zeit zurück.

Der Palmsonntag ist da. Die Messe ist beendet. Das Volk sammelt sich vor der Kirchthür. Hier steht ein großer Esel von Holz, der auf einem Gestelle mit Nädern ruht und ein Bildniß trägt, das Christum vorstellen soll. Die Versammelten tragen Weidenruthen in ihren Händen. Ein Priester erscheint, weiht die Ruthen und besprengt jenes Bild mit geweihtem Wasser. Dann werfen nach mancherlei Ceremonien Alle die Ruthen vor dem Esel auf die Erde, wie einst das Volk gethan, als Jesus einzog in Jerusalem, anzudeuten, daß sie bereit seien, dem Heilande den Weg zu bereiten. Nachmittags wird der Palm-Esel unter zahlreicher Begleitung des Volkes und unter dem Gesänge der Schüler durch die Hauptstraßen der Stadt geführt. Wer nur irgend kann, nimmt einige der geweihten Ruthen mit sich nach Hause, denn der Aberglaube sagt, daß sie schützen vor dem Einschlagen des Blitzes.

Es ist Aschermittwoch. In der Kirche zeigt sich ein schlechter

Kerl, barfuß und zerlumpt. Auf einmal wird Alles lebendig. Jung und Alt eilt herbei und bemüht sich, ihn zu foppen, zu knuffen, zu stoßen und ihn endlich unter lautem Gelächter zum Tempel hinaus zu treiben. Das soll eine biblische Darstellung der Austreibung des alten Adams sein. An dem Abende desselben Tages giebt es in der Kirche noch andere Feierlichkeiten. Nach und nach werden alle Lichter ausgelöscht und nun beginnt eine gräuliche Raßemusik durch Schreien, Pfeifen, Toben und Lärmen. Das heißt man die Rumpelmette.

Am grünen Donnerstage beginnt die Darstellung der Leidensgeschichte. Von den Altären werden alle Tücher abgenommen, anzudeuten, daß die Kriegsknechte Jesu die Kleider ausgezogen; die Altäre selbst werden gewaschen mit Wasser, dem Wein beigemischt ist, in Beziehung darauf, daß aus der durchstochenen Seite des Gekreuzigten Blut, mit Wasser gemischt, geflossen sei. Zum Gottesdienst aber ruft heut, wie an den beiden folgenden Tagen, kein Glockenton, denn um die allgemeine Trauer auszudrücken, müssen auch die Glocken schweigen; aber es gehen die Kirchendiener durch die Straßen und schlagen mit einem Stücke Holz auf kleine Bretter, um nun das Volk in die Kirche zu rufen.

Am Charfreitag wird, sobald der Tag anbricht, die Grablegung gefeiert. Drei Priester tragen das Bildniß des Herrn um den Altar und legen es vor den Stufen desselben auf eine ausgebreitete Tapete nieder. Während sie die Wunden des Gekreuzigten berühren, fällt alles Volk auf die Kniee und betet. In Procession wird dann das Bild zu dem Grabe gebracht, das für diesen Zweck bereitet worden ist und dort niedergelegt. Voran schreitet der Rükter mit einem Kreuze, und Knaben mit hölzernen Klappern folgen ihm. Tag und Nacht brennen nun Kerzen an der Grabstätte; das Volk aber wachet dabei und betet.

Der stille Sonnabend kommt. Die Kirchendiener löschen alle Lichter und alles Feuer im Gotteshause aus; ein Priester schlägt aus Kieselsteinen neues Feuer und weihet es. Abergläubische Leute haben Kohlen mitgebracht, mit denen sie die Funken aufzufangen bemüht sind. Diese Kohlen nehmen sie mit nach Hause und verwahren sie auf sorgfältigste. Wenn aber im Sommer ein schweres Gewitter am Himmel steht, dann zünden sie dieselben an, denn sie meinen, daß solche geweihte Kohlen vor dem Blitze schützen. Gleichwie das Feuer, so wird auch das Wasser im Taufstein geweiht. Auch hier hatte der Aberglaube sein Spiel, denn solch geweihtes Wasser, glaubte man, bewahre vor Krankheit.

In der Nacht vor dem heiligen Ostertage, und zwar um Mitternacht, findet eine feierliche Messe statt. Nach Beendigung derselben ist schon Alles gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen. Plötzlich bringt aus einem Winkel der Kirche ein verkleideter Priester hervor, ein Kreuz in der Hand haltend; hastig läuft er zur Thür der Sakristei, die er jedoch verschlossen findet; ungestüm pocht er mit dem Kreuz an die Thür. Da erhebt sich im Innern ein gräßlich Geschrei. Der Herr Jesus — so spricht in der Kirche einer zum andern — will niederfahren zur Hölle: aber die Teufel wollen ihn nicht einlassen. Endlich stößt er die Thür auf und dringt hinein, und bald bringt er etliche als böse Geister mit Ketten gebunden heraus, während andere, mit weißen Kleidern angethan, Triumphlieder singend, freudig verkünden, daß der Heiland der Welt nun auch die Pforten der Hölle bezwungen habe. — Sobald die Sonne aufgeht, wird die Auferstehung Jesu gefeiert. In Procession tragen die Priester das Bildniß des Auferstandenen durch die Straßen, die gefüllt sind mit der Menge der Gläubigen. Durch noch andere darauf folgende Umzüge soll die Feier des Auferstehungstages erhöht werden.

Ein Buß- und Betttag fand sich damals noch nicht in der Reihe der christlichen Feste. Desto feierlicher ist die Himmelfahrt des Herrn. In der gewölbten Decke der Kirche ist eine große Oeffnung, sonst verdeckt, heut' geöffnet. Von hier hängen Stricke herab bis auf den Fußboden. Auf dem Altar steht noch jenes Bild, das am Auferstehungsmorgen in der Stadt herumgetragen worden. Dieses wird an die Stricke befestigt und nun, eine Siegesfahne in der Hand haltend, bis an die Decke hinaufgezogen. In der Oeffnung der Decke verschwindet es. „Jetzt ist er aufgefahnen gen Himmel,“ ruft aus gepreßter Brust die staunende Menge. Da wird von oben plötzlich ein schändliches Bild herabgestürzt, den Teufel vorstellend, den Christus besiegt und aus dem Himmel geworfen habe. Ueber dieses Bild fällt die muntere Schuljugend her; es wird mit Füßen getreten, mit Ruthen gepeitscht, mit Messern gestochen, auf dem Boden herumgezerrt und am Ende gänzlich zertrümmert.

So glaubte man damals die christlichen Festtage würdig zu feiern.

46. Die Mongolenschlacht bei Wahlstatt.

1241.

Lange schlich im Volke Schlesiens	Ein Gerücht, das unstät wechselt,
Eine dumpfe Sage schon:	Bald entschlämmert, bald erwacht;
Eine grause Kriegesplage	Setzt geglaubt von bangen Seelen,
Soll herein von Osten droh'n!	Setzt mit keckem Mund verlacht.

Eben hat nach längerer Stille
Sicher sich das Volk geglaubt;
Plötzlich Schlag auf Schlag die Donner
Rollten über seinem Haupt.

Gustav Pfitzer.

Die Mongolen oder Tartaren waren in den wilden Steppen des innern Asiens daheim. Sie verließen aber im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ihr Vaterland und zogen nach Westen über die Wolga, durch das mittlere Rußland nach Polen und Schlesien. Es waren nicht bloß kriegführende Männer; ein ganzes Volk war auf der Wanderschaft. Weiber und Kinder folgten ihnen, und große Heerden Vieh führten sie mit sich. Wo es gute Weideplätze gab, da ließen sie sich nieder und blieben daselbst, bis sie für ihr Vieh kein Futter mehr fanden; dann erst zogen sie weiter. Wem das Land gehörte, darnach fragten sie nicht, oder vielmehr, wohin sie kamen, da betrachteten sie Alles als ihr Eigenthum, Land und Leute, Städte und Dörfer. Von ihrem Wohnsitze aus schwärmten sie nach allen Richtungen, raubten und plünderten und kamen mit Beute beladen zurück. So war weit und breit um einen solchen Lagerplatz Schrecken und Verwüstung. In ihren Bewegungen waren sie so rasch, daß sie einen Weg von zwei oder drei Tagereisen oft in einer Nacht zurücklegten und plötzlich an einem andern Orte erschienen, von dem man sie noch viele Meilen entfernt glaubte.

Im Jahre 1241 rückten die Mongolen in Oberschlesien ein. Schrecken und Entsetzen gingen vor ihnen her. Ganz Schlesien zitterte bei der Ankunft dieser Barbaren, doch ließ es den Muth nicht sinken. Vertrauensvoll scharten sich die kräftigen Söhne des Landes um ihren Herzog Heinrich den Frommen zu Liegnitz. Längst schon hatte dieser die Gefahr erwogen und Vorkehrungen zum Empfang der Mongolen

getroffen. Außer den Schlesiern sammelte er auch die flüchtigen Polen, nahm deutsche Truppen in Sold, bat den deutschen Orden um Hülfe und forderte noch mehrere andere deutsche Fürsten auf, mit ihren Völkern zu ihm zu stoßen und an dem großen Kampfe Theil zu nehmen. Alle folgten seinen Einladungen und in der großen Ebene von Liegnitz sammelte sich ein Heer von 30,000 Reitern. Gegen das ungeheuerere feindliche Heer war diese Zahl gering, aber Heinrich vertraute auf Gott und seine gerechte Sache. Er theilte sein Heer in drei Haufen. Voran standen die Freiwilligen aus allen Ländern, von denen viele das Zeichen des Kreuzes auf der Brust trugen, weil sie diesen Krieg für einen Kreuzzug erachteten. Ihr Führer Boleslav war eines mährischen Herzogs Sohn. Darauf folgten die Polen und Oberschlesier. Den letzten Haufen bildeten die deutschen Ordensritter unter Poppo von Osterna, und die Niederschlesier und deutschen Söldner unter Herzog Heinrich, der die Schlacht leitete. Die Mongolen rückten heran. Ihr Feldherr Beta theilte sein Heer ebenfalls in drei Treffen.

Als am Morgen des 9. April 1241 die Strahlen der Sonne auf die Ebene von Liegnitz herabfielen, beleuchteten sie die dunkeln Massen, welche verderbensüchrig einander gegenüberstanden. Plötzlich regten sich die schweigenden Haufen. Boleslav eröffnete die Schlacht. Mit Ungestüm fiel er über das Vordertreffen der Mongolen her, warf sie nach kurzem Gefecht zurück, und verfolgte sie, um seinen Sieg zu vollenden. Aber sein Eifer hatte ihn zu weit geführt. Das Mitteltreffen des Feindes, bis an welches er gekommen war, eilte den Flüchtigen zu Hülfe. Ein Hagel von Pfeilen drang von allen Seiten auf ihn ein. Wie Lehren unter der Sichel der Schnitter, sanken die Seinigen dahin. Bald sah er sich umzingelt und seine Tapfern zu Boden gestreckt; er selbst bezahlte seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben.

Darauf beginnt der zweite Haufen des schlesischen Heeres den Angriff. Furchtbar dringen sie in die Reihen der Feinde. Laufende der Mongolen stürzen unter den Bolzen der Armbrustschützen. Die Feinde fliehen. Immer höher steigt der Muth der Siegenden. Schlägt todt! schlägt todt! rufen sie einander zu. Doch diese Worte, welche in polnischer Sprache gesprochen wurden, klangen fast wie ein anderes polnisches Wort, das so viel heißt als „flieht“. Dadurch entstand Verwirrung unter den Kämpfenden. Die Christen ziehen sich zurück, die Heiden wenden sich, stürzen sich auf ihren schnellen Rossen über die Flüchtlinge her und richten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Nur Wenige entkommen. Nochmals entbrennt ein mörderischer Kampf. Die deutschen Ritter sprengen mit verhängtem Zügel in die Schaaren

der Mongolen. Ein Regen von feindlichen Pfeilen verfinstert die Luft; aber sie prallen ab an den eisernen Rüstungen und Schilden der Ritter. Fürchtbar wüthet dagegen deren Schwert in den Reihen der Mongolen. Tausende der Barbaren sind schon erschlagen. Viele ihrer Führer liegen bereits dahingestreckt. In Strömen fließt das Blut. Da vermögen sie endlich nicht länger mehr zu widerstehen; sie ergreifen schon die Flucht. Da sieht man aus ihren Reihen, hoch über die Männer und Rosse hin, sich etwas erheben wie ein Menschenhaupt, fürchterlich anzusehn; Rauch und Dampf dringt daraus hervor und verbreitet sich weithin über das Schlachtfeld, und durch den dichten Rauch blitzen Feuerflammen. Wahrscheinlich war dies eine Kriegsmaschine, durch welche die Mongolen Feuer und Steine gegen ihre Feinde schleuderten. Die Christen hielten dies Ungethüm für Teufelspuck, gegen den mit ehrlichen Waffen sich nicht kämpfen lasse. Entsetzen und Verwirrung fährt plötzlich in ihre Reihen. Mit erneuter Wuth stürzen nun die Barbaren auf ihre Verfolger und hauen sie größtentheils nieder. Schon liegen die meisten Führer entseelt auf dem Schlachtfeld, unter ihnen Poppo von Osterna mit den deutschen Rittern; nur Herzog Heinrich kämpft noch. Von Feinden umringt, ist er entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, und Mancher fällt noch unter seinen Streichen. Endlich wird er von seinen wenigen Gefährten halb mit Gewalt fortgezogen, um sich durch die Flucht zu retten. Aber sein treues Ross, von Wunden bedeckt, stürzt unter ihm zusammen. Der Diener bringt ein frisches Pferd. Kaum aber hat sich der Herzog hinaufgeschwungen, als ein Haufen Mongolen herbeisprengt. Mehrere derselben erlegt er zwar; als er aber zu einem neuen Streiche den Arm erhebt, da benützt einer der Barbaren den Augenblick, und stößt ihm die Lanze unter dem aufgehobenen Arm in den Leib. Leblos sinkt der edle Herr vom Rosse; Niemand hebt ihn auf, denn alle seine Gefährten liegen entseelt am Boden. Nur der Diener war entkommen.

Die Schlacht war beendet. Hier und dort jagten zwar noch einzelne Mongolen einem Flüchtlinge nach; aber auf das große Feld senkte sich die Ruhe des Abends. Welch ein Feld! Tausende und abermals Tausende lagen entseelt und verstümmelt umher, und so weit das Auge reichte, war die Ebene mit Leichen bedeckt und mit Blut gebüngt. Es war eine der gräßlichsten Schlachten gewesen, welche jemals geschlagen worden sind. Von dem christlichen Heere hatten sich nur Wenige durch die Flucht gerettet. Noch größer war der Menschenverlust auf Seite der Mongolen, und noch nie hatten sie in einer Schlacht so viel Krieger eingebüßt. Selbst der abgehärtete Beta konnte

sich des Schändens nicht erwehren, als er über das Schlachtfeld ritt und die unzähligen Opfer darauf erblickte. Um seinem Ghan Butu die Größe des Sieges zu zeigen, ließ er jedem der gefallenen Christen das rechte Ohr abschneiden, damit 9 Säcke füllen und sie ihm übersenden.

Ein Weheruf ertönte durch ganz Schlesien. Es gab fast keine adlige Familie, welche nicht Einen aus ihrer Mitte in der Schlacht verloren gehabt hätte. Vor Allen aber schmerzte der Verlust des heldenmüthigen Herzogs. Sein blutiger Körper wurde von den Barbaren eine Strecke fortgeschleppt und dann seiner Kleider und Auszeichnungen beraubt. Sein Haupt aber trennten sie vom Rumpfe, steckten es auf eine Lanze und trugen es triumphirend mit unher.

Die Mutter des edlen Herzogs, die heilige Hedwig, suchte den verstümmelten Leichnam auf dem Schlachtfelde auf. Sie erkannte ihn daran, daß er am linken Fuße sechs Zehen hatte. Darauf wurde er im Jakobskloster zu Breslau begraben. Ganz Deutschland betrauerte den Fall des Helden. Die Mogolen, durch ungeheure Verluste geschwächt, zogen sich nach Asien zurück.

47. Das Gottesurtheil zu Burg a. d. Wupper.

1232.

Es war am Tage Johannes des Täufers im Jahre 1232, als Graf Heinrich I. von Berg auf seinem Schlosse Neuenburg a. d. Wupper Gerichtstag hielt. Die Lehnsleute und schöffensfähigen Edlen des bergischen Landes, sowie die Lehenbauern und zinspflichtigen Leute waren zum gleichzeitigen Lehenstage gekommen, um den Zins und andere Abgaben zu entrichten. Dem Herkommen gemäß wurde das Gericht unter einer mächtigen Eiche gehalten, die am südlichen Ende des Schloßberges stand. Nach einer feierlichen Messe begannen die Verhandlungen. An einem langen Tische saß der Graf mit den Schultheißen und Schöffen. Neben ihm stand ein Edelknabe, der ein entblößtes Schwert in die Höhe hielt. Ebenso hatte jeder Schöffe ein blankes Schwert in der Hand. Unten an der Tafel stand der Herold, zu welchem die Ankläger traten. Als die Versammlung voll-

zählig war, nahm der Graf das Schwert aus der Hand des Edelknaben und schlug zu dreien Malen mit flacher Klinge auf die Tafel. Dann legte er den Stahl vor sich nieder und ein Gleiches vollbrachten die Schöffen, zum Zeichen, daß das Gebinge (Gericht) seinen Anfang genommen habe. Der Herold rief aus, daß die, welche eine Anklage auf Leib und Leben hätten gegen Jemanden, zu ihm treten möchten, um das Recht darüber sprechen zu hören. Da trat zu ihm der junge Engelbrecht vom Volzenberg, erhob seine Rechte und sprach: „Ich klage vor diesem Gericht Gerharden von Steinbach, der sich nennt zum Stein, einer schmachvollen unritterlichen That an und stelle dazu zwölf unbescholtene Eideshelfer. Den edlen Gerlach von Scherven hat er sonder Fehde meuchlings erschlagen im Schwelmer Walde, als dieser gegen den Grafen von der Mark im Streite lag, und hat uns dadurch geschwächt, so daß wir zehn wehrhafte Männer verloren haben, den der Ungetreue im Kampfe vermieden. Kann er, so mag er sich reinigen, aber bis dahin soll er das Angesicht unbescholtener Schöffen meiden.“ Ein lautes Gemurre erfolgte ringsum auf diese Anklage; denn der edle Steinbach war als ehrenhaft jedermänniglich bekannt. Doch der Graf gebot Ruhe und der Beschuldigte nahm sein Schwert von der Tafel, er trat vor den Ankläger und nannte diesen einen Lügner und Verläumber, weil er den von Scherven weder zum Vorschub des Feindes, noch auf heimliche böshafte Weise, sondern in gerechtem gleichen Zweikampfe, der eignen Nothwehr bedacht, und ohne Arglist gefällt habe. Da rief der Graf die Eideshelfer vor und diese beschworen die Anklage; die Schöffen beriethen sich und erklärten, daß der Beschuldigte, bis er sich von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen gereinigt habe, zu ächten und des Schöffenrechts verlustig zu erklären sei. Da schlug der Graf mit umgekehrtem Schwerte dreimal auf die Tafel, das Zeichen der Rechtung, und der Herold rief diese aus. Aber Gerhard von Steinbach rief nach Roß, Speer und Schild und auf die Tafel warf er seinen Handschuh und forderte die Ankläger heraus, in gerechtem Zweikampfe durch das Urtheil Gottes ihre Sache zu erweisen. Der vom Volzenberge aber versagte es, mit einem Geächteten und Ehrlosen in die Schranken zu reiten, und die Schöffen verwarfen den Zweikampf und raunten von Bahrrecht, von Feuer- und Heiligenprobe. Der von Steinbach aber zu Roß, auf's Höchste entrüstet, schwur auf sein Schwert, daß er unschuldig sei, er behauptete, daß die ihm anheimgestellten Unschuldsproben keines wehrhaften Mannes würdig seien und deutete die jähe Bergwand hinab auf die Wupper, die dort unter Felsen rauscht. So will ich (rief er) den steilen Felsen dort, den nie

eines Renners Huf betrat, hinuntersprengen mit Roß und Wehr, und die Fische drunten im Flusse mögen meinen zerschmetterten Leichnam zur Beute gewinnen, wenn ich nicht des Meuchelmordes und jedes Ehrenmakels bar die Hand jetzt empor hebe und meine Unschuld nochmals beehuere! — Mit flammenden Augen durchslog er die Reihen der Schöffen, aber ängstlich schauten alle Anwesenden hinab den schwerzukletternden Abhang, den selbst der bergkundige Fußgänger in gerader Richtung zu steigen vermeidet, und schauernd gedachten sie der schwindlichten Höhe, die sechs auf einander gesetzte Kirchtürme nicht erreichten.

„Ist es möglich,“ fragte Gerhard von Steinbach, „daß mit dem besten Rosse der gewandteste Reiter durch Rosse- und Manneskraft ohne sichtbare Hülfe Gottes, die nur dem Schuldlosen zu Theil wird, diese jähe Wand ohne Schaden hinunter gelangen könnte?“

„Nein!“ — riefen die kühnsten Männer, „das ist über Reiterthat, das hieße, sich in's offene furchtbare Grab hinunter stürzen, wenn nicht ein sichtbares Wunder den Günstling des Himmels, der sich zu solchem unterstände, retten wollte!“

„So sei denn Gott dem Schuldlosen gnädig!“ rief der Ritter hoch zu Roß, setzte die Sporen ein und wandte sich gegen die steile Kluff. Ein bleiches Entsetzen erfaßte alle Anwesenden, als Gerhard von Steinbach den Rand des Berges erreichte. Das gute Roß wollte seitwärts lenken und bäumte sich, scheu vor der schwindlichten Tiefe, allein der Ritter riß es hinab und donnernd schallte der Hufschlag mit immer rascheren Stößen über die fast senkrechte Ziegenweide, über die Felsen und das nachrasselnde Steingerölle hinab. Gleich einer Schwalbe schoß er daher im Fluge. Von droben sah man das Unmögliche geschehen zur Befräftigung der Wahrheit, zum Beweise der Unschuld. Quer über den sogenannten Gelspsfad schoß der Reiter dahin und dann von dort, von thurmbohem Felsen in mächtigem Sprunge hinab in den Fluß. Unversehrt gelangten Roß und Reiter hinab, nicht einmal wankte der Ritter im Sattel, und Speer und Schild hielt er, wie er sie oben gefaßt hatte. Und die droben wurden irre an ihren Sinnen, sie sahen es und wähten, es sei ein kühner Traum, was sie gesehen, und Aller Blicke waren festgebannt an dem männlichen Ritter, der aus der Tiefe des rauschenden Flusses mit lauter Stimme dem Himmel dankte. Darauf schaute er gegen die schroffe Felswand empor, die ihn so eben sein Roß herabgetragen; und auch ihn faßte ein Grausen, als er sah, wie eine Menge Steine, die der Huftritt gelöst, noch nachrollten und in den Fluß hinabschossen. Dann rief er, seine Rechte gegen den Schloßberg

erhebend: „So müssen Gras, Moos und Strauch dort vergehen und nimmer wieder sprossen, wo die Hufen meines Rosses gestreift, auf daß ein ewiges Mal bleibe und alle Welt sich erbaue daran, wie Gott dem Unschuldigen beistehet und die gekränkte Ehre des Mannes rein wäscht vom Gifte der Verläumdung!“ Als er diese Worte gesprochen, lenkte er sein Ross zum Ufer und ritt, unbekümmert um Kläger und Richter und um die Wendung des Urtheilspruchs, mit dem Frieden, den ein gutes Gewissen gewährt, nach der heimathlichen Burg. Die Stelle aber, wo der kühne Ritter durch Gottesurtheil seine Unschuld kund gab, wird noch heute an der südlichen Wand des Bürger Schloßberges gezeigt; nie wächst dort Gras, Moos oder Strauch, und so bleibt in diesem kahlen Streifen, der sich vom Scheitel des Berges bis zur Wupper hinabzieht, ein ewiges Denkmal jenes wahrhaften Gottesurtheils.

48. Erzbischof Engelbert von Köln.

1225.

Sein Vater war Graf Engelbert I. von Berg, seine Mutter eine Gräfin von Gelbern. Von Jugend auf für den geistlichen Stand bestimmt, widmete er sich mit großem Fleiße den Wissenschaften. Durch ungewöhnliche Talente begünstigt, erwarb er sich für die damalige Zeit ausgezeichnete Kenntnisse. In Folge seiner hohen Geistesbildung und seines edlen Herzens wurde er schon in seinem achtzehnten Jahre auf den bischöflichen Stuhl zu Münster berufen. Er lehnte aber diesen Antrag ab; sein kühner Geist war auf noch Höheres gerichtet. Wie drei seiner Vorfahren mit Ruhm die erzbischöfliche Würde bekleidet, so war diese auch seines Strebens Ziel. Er begab sich daher nach Köln, wurde hier bald Domprobst und darauf, erst dreißig Jahre alt, Erzbischof. Er war ein großer, stattlicher Mann. Sein schönes Antlitz war der Abdruck eines edlen Gemüths. Seine würdevolle Haltung deutete auf Selbstvertrauen und Kraft. Zum Herrscher schien er geboren. Sein Scharfblick gewährte bald, was im Sturm der Zeit Noth thue. Dem Erzstifte Köln, das durch den damaligen Kampf um Deutschlands Krone von Kriegeschaaren durchzogen und schrecklich verwüstet worden war, wurde er ein wahrer Vater. Seine Regenten-

weisheit ward zum Sprüchworte und erwarb ihm das Vertrauen des Kaisers Friedrich II., aus dem Hause der Hohenstaufen, in so hohem Grade, daß dieser auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo er einen Römerzug beschloß, ihn zum Reichsverweser ernannte. In diesem neuen Wirkungskreise konnte Engelbert erst recht seine hohen Regententugenden entfalten. Mit strenger Gerechtigkeit handhabte er die Geseze. Die Raubritter zitterten in ihren Felsenburgen, die Wegelagerer verfrohen sich in die geheimsten Schlupfwinkel, die Straßen wurden frei, Ackerbau und Handel blühten, und ein wunderbarer Wohlstand verbreitete sich in allen Ständen, ganz besonders im Erzstifte Köln. Ein Reisepaß von Engelberts Hand gewährte dem Reisenden größere Sicherheit, als ein Geleit von Bewaffneten.

Ein Hamburger Kaufmann war von einem Grafen Hartenburg am Oberrhein überfallen und rein ausgeplündert worden. Er klagte sein Unglück dem Erzbischofe Engelbert. Dieser tröstete ihn mit den Worten: „Bringe diesen Handschuh deinem Räuber und grüße ihn von mir; das Uebrige wird sich finden.“ Der Beraubte that, was ihm geheißsen, und Graf Hartenburg gab ihm ohne Anstand und Zögerung alle geplünderte Habe zurück.

Ein anderer Edelmann, dessen Großvater ein Verbrechen ungestraft begangen hatte, auf dem die Todesstrafe stand, wurde des Raubmordes an mehreren Juden bezüchtigt. Der Mörder leugnete seine Schuld nicht, suchte sich aber vor dem Erzbischofe dadurch zu rechtfertigen, daß er behauptete, die Mörder Christi hätten kein besseres Loos verdient. „Also für die Sünden ihrer Väter haben sie den Tod erlitten,“ erwiderte der Erzbischof, „gut, so sollst du den Frevel deines Großvaters büßen!“ und er ließ ihn hängen.

Auf einer Reise in Westphalen wollte sich Engelbert eben zum Mittagmahle setzen, da trat eine Edelfrau, mit ihren Kindern an der Hand, vor ihn und erzählte ihm unter Thränen, wie ein Ritter aus der Nachbarschaft ihre Burg überfallen, den Gemahl erschlagen und alle Habe geraubt habe, so daß sie mit ihren Kleinen von dem Mit leiden barmherziger Menschen leben müsse. Der Erzbischof dachte, wie nach ihm ein edler deutscher Kaiser:

„Wenn beraubt die Armen dürsten,
Zient's zu trinken nicht dem Fürsten.“

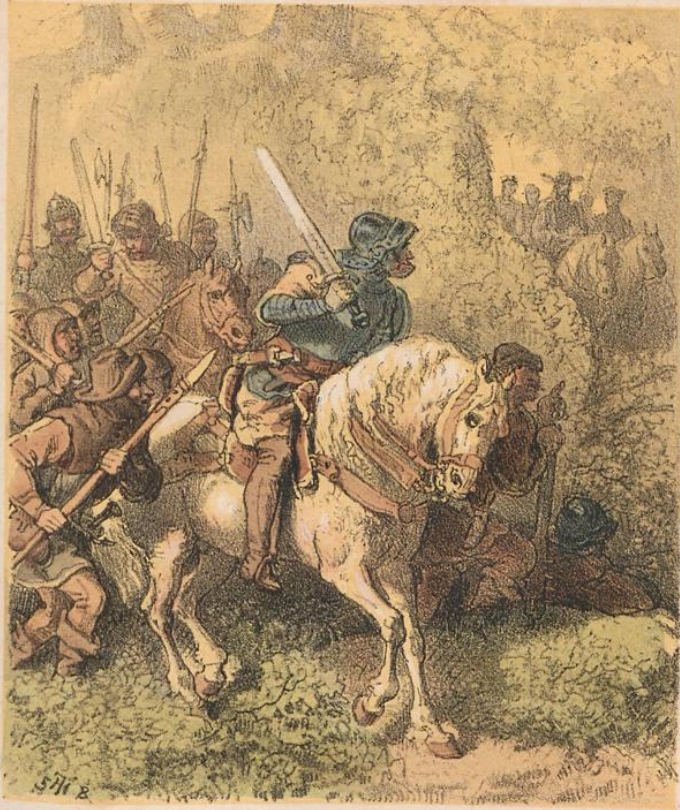
Masch sprang er vom Mahle auf, wandte sich zu der Edelfrau und sprach: „Dieser Platz gebührt euch! Wir wollen euch unterdessen mit Gottes Hülfe zu euerm Rechte verhelfen!“ Und ohne Verzug brach

er mit seinem starken Gefolge auf, stürmte die Feste des adeligen Räubers und ließ ihn an sein eigenes Burgthor hängen. Der Wittwe gab er das geraubte Gut zurück.

Solches Richteramt übte der Erzbischof Engelbert. Deshalb liebten ihn die Städte, der Landmann pries ihn hoch, mildgesinnte Fürsten ehrten ihn; aber der raubsüchtige Adel sah in ihm seinen schlimmsten Feind.

Zu seinen größten Widersachern gehörte Friedrich von Isenburg, ein händelsüchtiger, ränkevoller Mann. Als Schirmvogt des Stifts Essen war er wegen seiner Habgier verklagt worden. Engelbert hatte den Auftrag erhalten, den Streit zu schlichten. Er lud deshalb den Isenburger nach Soest vor Gericht. Dasselbe verurtheilte ihn, das Geraubte zu ersetzen. Friedrich von Isenburg weigerte sich. Der Erzbischof drohete. Da schwur ihm der Isenburger den Tod. Engelbert wurde gewarnt. Er achtete nicht darauf, sondern erwiderte: „Auf den Wegen meines Berufes scheue ich der Menschen Bosheit nicht; mein Leben steht in Gottes Hand; sein Wille geschehe!“ Nachdem er sich noch vom Bischofe von Minden das heilige Abendmahl hatte reichen lassen, verließ er Soest, um auf seiner Rückreise nach Köln zu Schwelm in der Grafschaft Mark eine Kirche einzuweihen. In seinem Gefolge befanden sich auch Friedrich von Isenburg und Graf Konrad von Dortmund. Als sie gegen Mittag nach Westhofen kamen, trennte sich der Isenburger von dem Erzbischof, um sich, wie er sagte, nach seinem Gute Rienbrügge zu begeben. Da glaubte Engelbert sich außer aller Gefahr und verabschiedete bald darauf auch den Grafen von Dortmund; doch ließ er zur Vorsicht mit dem größten Theile seiner Leibwache die Ruhrbrücke besetzen. Allein der Isenburger hatte ihn getäuscht. Mit fünfundzwanzig handfesten Knechten war er in der Nacht, trotz des hohen Wasserstandes, durch den Fluß geschwommen und hatte sich zwischen Bevelsberg und Schwelm auf der Höhe des Waldes, wo zwei Hohlwege sich durchkreuzen, in ein Dickicht gelegt und harrte seines Feindes.

Der Erzbischof kam sorglos den Hohlweg herauf. Nur zwei Edelknaben, ein paar Reisige und einige Geistliche begleiteten ihn. Plötzlich fallen die Menehalmörder über sie her. Die Geistlichen flüchten in den Wald. Die Reisigen und ein Edelknabe werden von den Pferden gerissen, geknebelt und in's Gebüsch geschleppt. Engelbert's Pferd wird verwundet und will mit ihm durchgehen. Rasche Hände aber winden ihm im Nu den Zügel aus den Händen. Das Roß steht. Der Reiter wird an seinem geistlichen Gewande herabgerissen. Er



Erzbischof Engelbert von Köln.

stürzt zur Erde, springt aber wieder auf, schaut seinem Feinde in's Gesicht, und siehe, es ist Herbert von Rückerode, sein Todfeind. Er entwindet sich seinen Händen, springt über den Hohlweg. Vergebens! Rückerode rennt ihm nach und faßt nochmals sein Gewand. In demselben Augenblicke sprengt auch der Ißenburger heran. Seine wilden Gesellen hinter ihm d'rein. „Schlagt den stolzen Hund todt!“ ruft er mit donnernder Stimme. „Gott sei Richter zwischen mir und dir und bewahre mich und dich!“ ist des Erzbischofs Antwort. Sein Sterbestündlein hat geschlagen. Viele Streiche fallen auf ihn herab. Noch deckt seinen Rücken eine Eiche; noch vertheidigt er sich mit seinem guten Schwerte; mit der Kraft eines Verzweifelten ringt er gegen die Meuchelmörder. Umsonst! Sein Haupt blutet aus tiefen Wunden; der rechte Arm wird ihm abgehauen; Jordan, ein Knecht des Ißenburgers, spaltet ihm den Kopf; Rückerode stößt ihm sein Jagdmesser in den Leib. Mit den letzten Worten des Heilands: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! sinkt Engelbert nieder.

Mit gekühlter Rache sprengten die Mörder davon und ließen ihr Opfer, mit 47 Wunden bedeckt, in seinem Blute liegen. Einer der Edelknaben froh, selbst schwer verwundet, zu seinem Herrn, legte dessen blutendes Haupt auf seine Brust, bis das Leben entschwand. Der Leichnam wurde auf einer Holzkarre nach Schwelm gebracht. Tausende von Menschen kamen dahin, um ihm ihre letzte Ehrfurcht zu bezeigen. Darauf ward die körperliche Hülle nach Köln abgeführt und mit großer Pracht und Feierlichkeit in der Domkirche beigesetzt. Sie ruht jetzt im Dome, wo noch ein Grabmal sein Andenken bewahrt.

Glück und Schande folgten dem Mörder. Geächtet floh er ruhelos von einem Orte zum andern, bis ihn der Arm der strafenden Gerechtigkeit ereilte. Die Strafe war schauerhaft, wie das Verbrechen abscheulich gewesen war. Vor dem Severinthur zu Köln wurde Friedrich von Ißenburg bei lebendigem Leibe gerädert und sein Leichnam auf's Rad geslochten, den Vögeln unter dem Himmel zur Speise.

49. Der Tod des Erzbischofs von Köln.

I.

Der Ager dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Salme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß
Und stemmend gen der Wellen Gufß
Es fliegt der Bug, die Duse greifen.

„Graf,“ flüstert es, „Graf, haltet dicht,
Mich dünkt, als woll' es euch hethören;
Bei Christi Blute, laßt uns nicht
Heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt eure Hand,
Den freien Stegreif euch verrannt?“ —
Der Ikenburg scheint nicht zu hören.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei,
Das Roß schwingt seine nassen Flanken,
Und wieder eins, und wieder zwei,
Bis fünf und zwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Heid' und Wald,
Und wo sich wüßt das Dickicht balzt,
Da brechen knisternd sie die Ranken.

„Graf,“ flüstert es, „wer war der Mann,
Dem zu dem Kreuz die Rose*) paßte?
Wer machte euren Schwächer dann
In seinem eig'nen Land zum Gaste?
Und Graf, wer höhnte euer Recht,
Wer stempelt euch zum Waffennecht?“ —
Der Ikenburg biegt an dem Aste.

Am Eichenstamm, im Ueberwind,
Um einen Ast den Arm geschlungen,
Der Ikenburger steht und stunt
Und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durch's Gezweig,
Ihm Kinkerad, der Ritter bleich,
Raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Und wer, wer hat euch zuerkannt,
Im här'nen Sünderhemd zu stehen,
Die Schandekerz' in eurer Hand,
Und alte Betteln anzusehen
Um Kyrie und Vitanej!“ —
Da krachend bricht der Ast entzwei
Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Ikenburg: „Mein guter Fant,
Und meinst du denn, ich sei begraben?
O laß mich nur in meiner Hand —
Doch ruhig, still, ich höre traben!“
Sie stehen lauschend vorgebeugt;
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
Und flattert d'rüber gleich dem Raben.

*) Das Kreuz bedeutet Köln, die Rose das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Ikenburgs Gemahlin vorenthielt.

II.

Wie dämmer-schaurig ist der Wald
An nebligten Novembertagen,
Wie wunderbar die Wildniß halt
Von Aßgestöhn und Windesflagen!
„Horch, Knabe, war das Woffenklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel-sang,
Von Sturmesflügeln hergetragen.“ —

Fort trabt der mächtige Prälat,
Der kühne Erzbischof von Cölln,
Er, den der Kaiser sich zum Rath
Und Reichsverweier mochte stellen,
Die eh'rne Hand der Clerisey,
Zwei Edelknaben, Reißer zwei,
Und noch drei Aebte als Gejellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
Von eines Wunderdomes Schöne,
Auf seines Rosses Hals den Zaum,
Er streicht ihm sanft die dicke Mähne,
Die Windesodem senkt und schwellt;
Es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
Von Ast und Laub, des Nebels Thräne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,
Schon bilden sich die krausen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff und hui, ein Griff,
Ein Selmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildbrudel bricht's heran,
Die Aebte stieh'n wie Spreu, und dann
Mit Reisigen sich Reiß'ge packen.

Ha, schön'der Strauß! zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
Er peitscht sein Thier und mit Gestöhn
Hat's über'n Hohlweg sich geschwungen;
Die Gerte pfeift — „Weh, Rüteras!“
Vom Rosse gleitet der Prälat
Und ist in's Dickicht dann gedrungen.

„Huffah, huffah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und eine Mente
Fährt's in den Wald, es schließt ein Mund,
Dann vor- und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifeln'd auf sein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend unter'n Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohl-an, er ist bereit,
Ja männlich socht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingen'd durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrothe Ninnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Kuft Isenburg: „Es ist genug,
Es ist zuviel!“ und greift die Bügel;
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulensflügel. —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauscht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
Was knistert nieder von der Höh'
Und schleppt sich wie ein krankes Reh?
Ach armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
So mußten dich die Mörder packen?
Mein Frommer, o mein Heiliger!“
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
Er drückt es auf die Wunden dort,
Und hier und drüben, immerfort,
Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho, hollah ho!“ — dann beugt er sich
Und späht, ob noch der Odem rege:
War's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
Als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho, hollah ho!“ — „Dalloh, hoho!“
Schallt's wiederum, daß war er froh:
„Sind uns're Reiter allewege!“

III.

Zu Cöln am Rheine kniet ein Weib
Am Rabensteine unter'm Rade,
Und über'm Rade liegt ein Leib,
An dem sich weiden Kräh' und Mäde;
Zerbrochen ist sein Wappenschild,
Mit Trümmerit seine Burg gefüllt,
Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchschwehlet,
Um seinen qualmt der Moderhauch,
Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
Im Dome steigt ein Trauerchor,
Und ein Lebeum stieg empör
Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger steht,
Dann läßt er rasch sein Köhlein traben,
Doch eine bleiche Frau, die kniet
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:
Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Heil, er war ihr Licht —
Und ach, der Vater ihrer Knaben!

N. v. Droste-Hülshof.

50. Das Turnier.

In alter Zeit, als das Schießpulver noch nicht erfunden war, wurde der Krieg auf andere Weise geführt, als jetzt. Pistolen, Flinten und Kanonen gab es natürlich noch nicht; Pfeil und Bogen, Schwert und Lanze bildeten die gewöhnlichen Waffen. Doch waren die Kriege viel blutiger, weil Mann gegen Mann kämpfte, und auf persönliche Tapferkeit kam Alles an. Auch gab es keine stehenden Heere, keine Soldaten, wie jetzt. War ein Strauß ausgefochten, eine Fehde beendigt, so gingen die Kämpfer wieder auseinander. Mit den Fußkämpfern hatte es nicht viel auf sich; die Hauptstärke lag in der Reiterei, in den Rittern. Unter einem Ritter denkt man sich einen großen starken Mann, vom Kopfe bis zum Fuße in Eisen gehüllt. Brust und Leib umschließt der Harnisch, Arme und Beine werden von Arm- und Beinschienen umkleidet, den Kopf bedeckt der Helm. Damit der Kämpfer sehen könne, hat der Helm eine Oeffnung, die mit einem Gitter versehen ist und Visir heißt. Des Ritters gewöhnliche Waffen waren ein Schild, das er am linken Arme trug, ein Schwert, das er an der linken Seite führte, und eine lange Lanze. Auch trug er noch ein besonderes Abzeichen an sich, woran er erkannt sein wollte. Solche Abzeichen waren: Adler, Greife, Löwen, Bären, Blumen, Balken u. dgl. m., wie man sie noch heutigen Tages an den Häusern der Adelligen sieht. Dem Ritterstande gehörten nur Männer von edler Abkunft an. Ein Hauptvergnügen der Ritter waren in Friedenszeiten die Turniere. Darunter hat man sich feierliche Kampfspiele zu denken, bei denen die Ritter Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit ablegten, um von einer schaulustigen Menge Ruhm und Beifall öffentlich einzuernten. Man kann die Turniere mit den heutigen Manövern vergleichen. Sie wurden gewöhnlich auf dem Markt oder auf einem andern freien Plage in der Stadt gehalten. Derselbe war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsumher erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündigte den Anfang der Kampfspiele. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Rüstung, mit wehenden Helmbüscheln ritten die Ritter in stättlichem Zuge stolz in die Schranken. Hier machten sie Halt. Von den herrlichen Schaulustigen herab blickten die Kampfrichter, die Ritterfrauen, die Edelkräulein und andere vornehme Zuschauer voll Erwartung und Ungebuld

auf sie herab. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen bei Namen auf, die den Kampf eröffnen wollten. Keiner wurde zugelassen, der nicht vom Adel war, oder sich ein entehrendes Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen. Zuweilen erschienen auch Ritter mit geschlossenem Visir, die unbekannt bleiben wollten bis zum Ende des Festes. Ein solcher wurde nach seinem Wappenschilde aufgerufen, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Auch diese wurden zugelassen, mußten aber vorher unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre Namen bei den Turnierböigten angeben und ihre edle Herkunft beweisen. Im Uebrigen fand keine Rangordnung statt; Tapferkeit allein war entscheidend. Sobald die Trompeten das Zeichen zum Angriffe gaben, tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit vorgestreckter Lanze in vollem Galopp gegen einander. Die Lanzenspitze stand über das linke Ohr des Pferdes hinaus; das Ende des Schaftes hielt der Kämpfer fest unter dem Arme. Jeder war nun bemüht, seinen Gegner aus dem Sattel zu stoßen. Wem dies gelang, der war Sieger, und der Ueberwundene durfte nicht weiter mit kämpfen; sein Ross war dem Sieger verfallen; er konnte es jedoch gegen eine gefehliche Summe wieder einlösen. Nicht immer gelang es, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Wenn Beide gut trafen und fest im Sattel saßen, so zersplitterten die Lanzen an den stählernen Brustharnischen. Bessen Lanze auf diese Weise zerbrach, der vertauschte sie mit einer andern; es gab Ritter, die an einem Tage fünfzig Lanzen zerbrachen. Nicht selten wurden beide Kämpfer zugleich aus dem Sattel gehoben und in den Sand geschleudert. Hatten sie in solchen Fällen nicht den Hals oder sonst irgend ein Glied gebrochen, so griffen sie zum Schwerte, und dann entbrannte der hitzigste Fußkampf. Oft wurde so lange gefochten, bis Blut und Schweiß den beiden Kämpfern über die Rüstung herabrieselten. Sobald sich Einer für überwunden erkannte, mußte der Andere das Schwert sinken lassen. — Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft aber auch Wochen lang.

Den Beschluß der Ritterspiele bildete die Vertheilung des Preises. Nach dem Ausspruche der Kampfrichter erhielt nämlich derjenige Ritter, welcher sich am meisten ausgezeichnet hatte, einen Dank, d. h. eine Belohnung. Derselbe bestand in einem kostbaren Schwerte, einem prächtigen Wehrgehänge, einer goldenen Kette, einem Ringe oder in sonst einem werthvollen Gegenstande, der ihm, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten, aus der Hand einer schönen Fürstentochter

oder eines andern vornehmen Fräuleins überreicht wurde. Ein solcher Dank galt soviel als ein Sieg auf dem Schlachtfelde.

Die Turniere waren ein schönes, edles, glänzendes, aber auch ein sehr gefährliches und kostspieliges Vergnügen. Bei einem Turnier, das im Jahre 1481 von der schwäbischen Ritterschaft gegeben wurde, waren 336 Ritter und Edle und 108 geschmückte Frauen und Jungfrauen anwesend. Die Zahl der Pferde belief sich auf 3500. Oft fiel bei solchen Freudenfesten großes Unglück vor. Dem Einen der Kämpfer wurden ein paar Rippen, ein Arm, ein Bein gebrochen, dem Andern ein Auge ausgestochen, ein Dritter wurde von seinem stürzenden Rosse zerdrückt. Der Markgraf Johann von Brandenburg blieb todt auf dem Platze liegen. König Johann von Böhmen stürzte auf einem Turniere zu Prag, wurde von dem Pferde getreten und todt aufgehoben. Dem Pfalzgrafen Friedrich II. wurde das Rückgrat zerschmettert. König Heinrich II. von Frankreich erhielt 1559 einen Lanzenstich durch das rechte Auge in den Kopf und starb an der Wunde. Oft sogar gebrachten Ritter die Turniere als Gelegenheit, frühere Beleidigungen zu rächen, und dann glichen die Turnierplätze kleinen Schlachtfeldern. So blieben bei einem Turnier in Frankreich zweiundvierzig Ritter und ebenso viele Knappen. Das Turnier zu Darmstadt (1403) ward zur blutigsten Fehde zwischen den fränkischen und hessischen Ritterschaften, wobei siebenzehn Franken und neunzehn Hessen um's Leben kamen. Noch einen blutigern Ausgang hatte das Turnier zu Neuf, das von der rheinischen Ritterschaft am 23. April 1257 gehalten wurde. Der tapfere Graf Adolph VI. von Berg hieb dem Schlachtrosse des Grafen Eberhard von der Mark mit dem Schwerte beide Vorderfüße ab. Dadurch weckte er einen alten Groll auf, und aus dem Spiele wurde Ernst; ein schrecklicher Kampf begann, und Graf Adolph mit dem Grafen von der Mark nebst sechsunddreißig Ritterschaften und über dreißig Knechte waren die Opfer desselben.

51. Das Turnier zu Neuß.

1257.

„Mir wird's zu eng, ihr Knappen, in meiner Väter Saal,
 „Auf! sattelt rasche Mappen, bringt mir das Kleid von Stahl!
 „Das Schwert mit scharfer Schneide, den Speer mit starkem Schaft,
 „Nur in dem Kampfgeschmeide waltt freudig Männerkraft!“

Graf Adolph rief's, der Lange, ein thatenstolzer Mann,
 Drob an Margretha's Wange die Thränenquelle rann:
 „„Nur heute bleib' daheim!““ die zarte Gattin bat;
 „„Der Ahnung bangste Träume begleiten deinen Pfad!“

„„Es krächzten Fahn' und Eulen heut' Nacht so laut vom Thurm,
 „„Die Rüden hört man heulen durch Wetternacht und Sturm!
 „„Das Zerlicht sah am Moore so bleich wie Sterbensnoth!
 „„Die Drommel rief ihm Chore so grausig Tod um Tod!““

„Laß Drommel nur und Eulen und Wetterfahnen krähn,
 „Laß nur die Rüden heulen und Todesflammen wehn;
 „Der Waffen felt'ne Blitze das Ungethüm entflicht,
 „Mein Horn zu finstern Sitze die Unglücksvögel scheucht!“

„„Mein Adolph von den Bergen, o bleibe doch nur heut'!
 „„Mir träumt' von offnen Särgen und dumpfem Grabgeläut',
 „„Mir träumt' von schwarzen Raben, von rothem Herzblutstrom,
 „„Ich sah dich bleich begraben im Altenberger Dom!““

„Sollt' ich vor Träumen zittern, die eitel, ohne Macht?
 „Sie dürfen nicht erschüttern des Muthes hehre Pracht!
 „Der Traum erschreckt nur Memmen, sie flieh'n, wie er, den Tag;
 „Mich wird er nimmer hemmen, es komme, was da mag!“

Da bringen schon die Knappen das Kleid aus hartem Stahl,
 Die blanken Ritterwappen durchblitzen hell den Saal.
 „Zur Freude will ich reiten, zum Ritterspiel gen Neuß;
 „Dort gilt kein Todesstreiten, dort gilt bloß Dank und Preis.“

„D, han' auf seichte Treue verbrieftester Freundschaft nicht;
 „Der alte Haß auf's Neue oft Wort und Siegel bricht!
 „Mir träumt von falschen Eiden, von bösem Zwietrachtspiel —
 „D, lasse heut das Meiten nach jenem bösen Ziel!““

Und während sie's gesprochen ist an der Pilgerwand
 Der feste Stein gebrochen, d'rauf Heinrichs Büste stand.
 Das Bild von Adolphs Vater, dumpfdröhnend stürzt's hinab;
 Doch sprach er zu den Trümmern: „Das Alter grub sein Grab.“

Und schon des Helmbusch's Zierde des Grafen Haupt umweht,
 Als noch mit vielen Thränen Frau Margarethe flieht.
 Als er zum letzten Male sie küßt im heitern Scherz,
 Zuckt auf dem kalten Stahle ihr ahnungsvolles Herz.

Schon stampfen muth'ge Knappen, fort traben Graf und Troß,
 Der Morgensang der Knappen erschallt hinauf zum Schloß.
 Wie walt im Lenz so freudig der Helden Geist und Leib!
 Doch Ahnung trüb' und leidig, sie bleibt daheim dem Weib.

Die blut'ge Abendröthe umzog das Rheingestad',
 Als Gräfin Margarethe auf luft'ge Sinne trat;
 Von Bensbergs hohem Schlosse blickt sie hinab zum Rhein:
 „Wer mag im Knappentrosse der wunde Ritter sein?“

Die starken Riesenglieder drückt kalte Tod'sgewalt,
 Für Thaten und für Lieder ist's Heldenherz jetzt kalt;
 Die Treue ward gebrochen auf dem Turnier zu Neuß —
 Wohl ward dort wild gestochen, das Herzblut war der Preis.

Aus Spiel war Ernst geworden, und Helden kühn und stark,
 Die huben an zu morden, von Berg und von der Mark,
 Und ach! — drei stolze Grafen und vierzig Ritter kühn
 Die Todeswunden trafen und sanken blutend hin.

Dazu dreihundert Knappen dort fanden ihren Tod,
 Es färbte manchen Knappen und manchen Panzer roth!
 D'rob flossen heiße Zähren aus Augen hell und blau,
 Zu Schmerz mußst' sich verkehren die Wonne mancher Frau.

Am Altenberger Dome, den Adolph jüngst erbaut,
Stöhnt zu dem Thränenstrom die Klage bang' und laut;
Man sah ihn dort bestatten mit Sporen, Schild und Schwert,
Der Gattin Sorgen hatten sich nur zu bald bewährt.

„D, traue keiner Treue, die Kampf und Sühne slicht;
„Der alte Haß auf's Neue bald lock're Freundschaft bricht!“
Es war ein böses Stechen, das Herzblut war der Preis.
Noch lange wird man sprechen von dem Turnier zu Neuß!

Montanus.

52. Die Wiedertäufer zu Münster 1535.

Zur Zeit der Reformation und noch später war der Bauernstand ein sehr gedrückter. Die Bauern waren zwar nicht eigentlich Leibeigene, wie noch jetzt in Rußland, mußten aber ähnlich den Kindern Israël in Egypten, ihren Gutsherrn harte Frohndienste leisten und schwere Abgaben zahlen. Dies drückende Joch von sich abzuschütteln, hatten sie nicht vermocht. Als nun Luther von der christlichen Freiheit predigte und meinte, man sollte die Christen nicht zum Glauben zwingen und ihrem Gewissen Gewalt anthun, da verstanden die Bauern unter dieser christlichen Freiheit die Befreiung von Abgaben und Frohndienst. Und sie versammelten sich in großen Schaaren, hielten Beratungen und schickten zwölf Punkte ihrer Beschwerden nach Wittenberg an Luther, um darüber sein Urtheil zu hören und seine Rathschläge zu empfangen. Obgleich Luther mehrere ihrer Beschwerden gegründet fand, rieth er ihnen doch zur Unterwerfung, indem er ihnen schrieb: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!“ Zugleich ermahnte er die Herren, ihre Untergebenen menschlich zu behandeln und ihre Lage zu verbessern. Damit war beiden Theilen schlecht gedient. Gewissenlose Menschen reizten das Volk zur größten Bügellostigkeit auf. In Schwaben, Franken, Thüringen, überall schlug die Flamme der Empörung hoch empor. Ueberall zogen die Bauern schaarenweise aus, steckten Klöster und Schlösser in Brand, plünderten Kisten und Keller und erschlugen ohne Schonung Priester und Mönche, Adel und Herren. Die deutschen Länder von Lothringen bis gen Steiermark, von der Schweizergrenze bis nach Samland in Preußen

hinauf glichen einem großen Schlachtfelde von Leichen und Schutthaufen. An der Spitze des Aufsturus in Thüringen stand Thomas Münzer, ein höchst schwärmerischer Mann. Er rühmte sich besonderer Offenbarungen Gottes, durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit weit klarer geworden sei, als Luther sie kenne und lehre. Es solle, sprach er, ein ganz neues christliches Reich gestiftet werden, in welchem völlige Gleichheit herrschen und alle Güter gemeinschaftlich sein müßten. In diesem Reiche bedürfte es nicht der Fürsten und Obrigkeiten, nicht des Adels und der Geistlichkeit; im Christenthume dürfe kein Unterschied sein zwischen Reich und Arm. Solche Lehren erwarben ihm zahlreiche Anhänger; besonders waren es die Bauern, die mit großer Hoffnung auf diesen neuen Propheten blickten. Unter seiner Anführung zogen sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verwüsteten und zerstörten Alles mit Feuer und Schwert. Aber bald schlug die Stunde der Rache. Die Fürsten rüsteten sich. Ihr Heer marschirte gegen Frankenhausen, wo die Bauern ihr Feldlager aufgeschlagen hatten. Bevor der Angriff erfolgte, schickten sie einen Edelknaben ins Lager der Bauern und ließen ihnen sagen: Wenn ihr friedlich auseinandergeht und die Häufelsführer ausliefert, so soll Gnade für Recht ergehen. Da hielt Münzer eine feurige Rede an die Bauern, die mit den Worten endigte: „Fürchtet euch nicht vor den Kugeln der Feinde; ich werde alle mit einem Aermel auffangen; wer in der vordersten Reihe niedergeschossen wird, der steht in der hintersten wieder auf.“ Die Bauern blickten noch unschlüssig auf ihn und seinen Aermel. Münzer aber ließ den Abgesandten in Stücke hauen, um so den Weg zu einem gütlichen Vergleiche vollständig abzuschneiden. Nun griffen die armen Betrogenen zu ihren Sensen, Piken und Schwertern. Der Kampf entbrannte, die Kugeln sausten, aber das Heer der Bauern stob wie Spreu auseinander. Münzer hatte beim ersten Kanonenschusse schon die Flucht ergriffen und sich in Frankenhausen auf einem Heuboden versteckt. Die Bauern baten um Gnade; aber es war zu spät. 5000 wurden erschlagen, Viele niedergedrückt, die Gefangenen aber nebst dem Häufelsführer Münzer hingerichtet. (1525.)

Was Münzer gelehrt, war durch seinen Tod nicht ausgerottet. Einige seiner Schüler gingen nach Holland und warben sich hier neue Anhänger, die zu einer Secte, die Wiedertäufer genannt, zusammen traten. Diesen Namen erhielten sie dadurch, daß Alle, die zu ihnen gehören wollten, sich noch einmal taufen lassen mußten, weil, wie sie sagten, die Kindertaufe keine wahre Taufe sei, da ja die Kinder nichts davon verständen und auch in der heiligen Schrift

nichts davon angeordnet sei. Einige dieser Wiedertäufer kamen nach Westphalen und ließen sich in der Stadt Münster nieder. Unter diesen befanden sich Johann Bockhold, ein Schneider aus Leyden, gewöhnlich Johann von Leyden genannt, ein Mensch voll abenteuerlicher Gedanken, und Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Harlem. Diese verführten den Prediger Rottmann, der erst kürzlich die evangelische Lehre in Münster eingeführt, und entzündeten das ohnehin aufgeregte Volk durch ihre Predigten und vorgeblichen überirdischen Erscheinungen gar bald zur tollsten Schwärmeri. Vergebens ermahnte und drohte der Bischof, er mußte die Stadt verlassen; vergebens versuchte der Magistrat dem Unwesen Einhalt zu thun; man jagte ihn fort. Heinrich Nulle, ein Mönch aus Harlem, rannte wie besessen durch die Stadt und schrie unaufhörlich: „Thut Buße und laffet euch taufen, denn der Tag des Herrn ist nahe!“ Johann von Leyden und Knipperdolling, ein Tuchhändler aus Münster, machten es ebenso. Matthiesen, der bald ein so hohes Ansehen erlangte, daß man ihn den großen Propheten hieß, taufte das Volk auf's Neue und bestellte eine andere Obrigkeit. Wie Münzer, so lehrten die Wiedertäufer eine allgemeine Gütergemeinschaft. Gold, Silber und andere Kostbarkeiten mußten als Gemeindegut in ein bestimmtes Haus zusammengetragen werden. Niemand durfte etwas behalten. Alle Bücher, die Bibel ausgenommen, wurden verbrannt. Wer diesem gottlosen Treiben widerstrebte, der mußte unter Martern sterben. Draußen vor der Stadt aber lag der zürnende Bischof mit seinem Kriegsvolk. Da erschien eines Tages Matthiesen, der große Prophet, auf dem Markte, wählte sich dreißig Männer aus und rief: „Gott hat mir offenbart, daß ich mit diesem Häuflein alle Feinde in die Flucht schlagen werde.“ Und er nahm eine Waffe und rannte wie wahnsinnig zum Thore hinaus. Aber sein Stündlein hatte geschlagen; ein Landsknecht stieß ihn nieder. Da trat der Schneider Bockhold auf und sprach, das habe er längst gewußt, denn er sei bestimmt, des Bäckers Wittve zu heirathen und auch als Bürgermeister an Matthiesens Stelle zu treten. Nun wurde der Schneider Bürgermeister, aber diese Würde verrückte ihm vollends den Kopf. Auf sein Geheiß mußte ein Goldschmied dem Volke bekannt machen: „Gott hat mir offenbart, daß Bockhold ein König ist, dazu bestimmt, den ganzen Erdkreis zu beherrschen und alle Fürsten todt zu schlagen.“ Da fiel Bockhold auf seine Kniee und rief: „Meine Brüder! Das hat mir Gott schon vor längerer Zeit offenbart; aber ich wollte warten, bis ein Anderer es euch verkündigte.“ Nun ließ sich Bockhold eine goldene Krone, einen Scepter und ein breites Schwert machen; auf dem Markte ließ er sich

einen Thron errichten und ertheilte dort Audienz, und wenn er über die Straße schritt, trug er einen scharlachrothen Mantel mit einer langen Schleppe, die ihm von Edelknaben nachgetragen werden mußte. Er erlaubte seinen Anhängern, so viel Weiber zu nehmen, als sie nur wollten; er selbst brachte es bis auf vierzehn. Wer seinen Anordnungen nicht folgte und an seinen Aussprüchen zweifelte, den ließ er tödten. Als in Folge der Hungersnoth, welche in der Stadt entstand, eine seiner Frauen zu ihm sagte: „Ich begreife nicht, warum Gott so viele Menschen Hungers sterben lassen will; laß mich von himmen ziehen, ich kann den Jammer nicht mehr sehen,“ da zuckte der Schneider-König grimmig das Schwert und schlug ihr das Haupt ab auf offnem Markt, damit alle Kleinmüthigen vor seinem Gericht zittern sollten; dann faßte er seine anderen Frauen und tanzte mit ihnen singend, wie wahnsinnig, den Reigen um die blutige Leiche, und gebot allem Volk desgleichen: „Frohlockt, ihr Zaghaften, singet und tanzt!“ Endlich schickte er 28 Apostel aus in die nächsten Städte. Das Reich Christi, wie er sagte, sollte nun aufgerichtet werden. Aber schon schlug die Stunde der Vergeltung. Der Bischof schloß die Stadt immer enger ein, und die Hungersnoth nahm so überhand, daß Viele verhungerten, Andere wie Schatten umherwannten. Und doch durfte Keiner sich unterstehen, von Uebergabe zu sprechen. Da flohen zwei Bürger aus der Stadt und zeigten dem Bischofe einen geheimen Eingang. In einer stürmischen Nacht drangen 400 feindliche Krieger durch den Graben auf den Wall, und nun begann ein furchtbares Gemetzel, das bis in den hellen Tag hinein fortbauerte. Wer fliehen konnte, der floh oder versteckte sich in Kellern, wüsten Klöstern und andern Schlupfwinkeln. Der König vertrock sich auf den höchsten Boden des Regidii-Thurmes; er wurde aber von einem Knaben verrathen und in Fesseln geschlagen. Nicht besser erging es seinen beiden Ministern, Kreckting und Knipperdolling. Der Prediger Rottmann aber hatte sein bestes Gewand angelegt und stürzte sich, um den Bischöflichen nicht lebendig in die Hände zu fallen, in den dichtesten Haufen der Feinde und focht bis zum letzten Athemzuge wie ein Held. Bockhold, Kreckting und Knipperdolling wurden in eiserne Käfige gesperrt, wie seltene Thiere im Lande herumgeführt, dann aber in Münster grausam hingerichtet. Ihre Leichen wurden in eisernen Körben auf dem Lambertusthurn ausgehängt, zum schauerhaften Wahrzeichen, bis zu welchem Wahnsinn religiöse Schwärmerei den Menschen bringen kann.

53. Johann von Leyden.

(12. Juni 1533.)

Und vor Münster lag der Bischof, längst verraumt des Jahres Frist:
Steile Wälle, starke Mauern wehrten aller Kunst und List.
Schrecklich ist sein Bundsgenosse, Hunger schleicht durch die Stadt,
Und das Volk der Wiedertäufer wandelt bleich, hohlhängig, matt.

Nur in dessen Prunkgemächern, der sich Zion's König heißt,
Herrschet schwelgerische Fülle, Wand und Herzen — Alles gleißt.
An des Speisesaales Decke prangt in gold'ner Lettern Pracht
Demuthsstolz des Königs Wahlspruch: „Meine Kraft ist Gottes Macht!“

Diener tragen goldne Schüsseln, ihre Kleidung grau und grün,
Deutend: Tod des alten Menschen und des Neuen Auserblühn;
Und ein weiß Barett giebt Kunde, daß das Volk der Unschuld hold,
Daß die Nächstenlieb' unendlich, zeigt der Fingerreif von Gold.

An der Tafel schwelgt der König, dessen Haupt die Kron' umgirt,
Angethan mit Scharlachsammet, reich von Spitzen golddurchwirrt.
Hinter ihm zwei Knaben halten — der des alten Bundes Buch,
Der das Schwert: daß Leib und Geister seine Macht in Fesseln schlug.

Ihm zur Seite schöne Frauen aus der Königinnen Schaar,
Froh der Blick, die Rede sündig, güldne Krönlein in dem Haar.
Krechting, fein und bleich zu schauen, flüstert ihm verschmitzten Rath,
Knipperdolling's düstres Antlitz kündet Mord und wilde That.

Und der Orgel mächt'ge Klänge stuthen durch den sünd'gen Raum,
Der Posaune mahnend Rufen störet nicht den wüsten Traum.
Alle Triebe sind entfesselt, Lust in wilden Flammen loht,
Ueberströmen die Pokale — draußen heult das Volk nach Brot.

Langsam öffnet sich die Pforte, tritt ein schönes Weib herein,
Und der Lärm des Mahls verstummet, schal im Becher wird der Wein,
Ihr vom Haupt zum Fuße nieder fließet schlicht und weiß Gewand,
Kinge bringt sie, Demantspangen, Perlechnüre, goldnen Tand.

Festen Schrittes geht sie fürder zu Johann's von Leyden Sitz,
 Kniet und redet sonder Zagen vor des Auges dräu'ndem Blitz:
 „Wenig Monde sind's, da hast du mich zur Königin erwählt,
 Dir zu Füßen leg' ich nieder, Herr, die Bürde, die mich quält.

Dir zu Füßen das Geschmeide, welches deine Hand mir bot,
 Schwerer drückt's als eh'rne Ketten, wenn die Armen seh'n um Brod.
 Eins noch mögst du mir gewähren, der du mir so viel verlieh'n:
 Arm, wie du mich hast gefunden, laß mich, Herr, von dannen zieh'n!“

Schweigend starrt die Tafelrunde, zornig ruft Johann: „Genug!
 Endlich kommt dein Herz zu Tage, voll von Arglist und Betrug.
 Wehe, wenn im eig'nen Hause wankt der Treue starker Wall!
 Mir verlieh der Herr die Rache! Ruft das Volk mit Stodenschall!“

Dumpfe Stodenschläge rufen schreckverzagtes Volk herbei,
 Bleiche Neugier in den Zügen: was der Klänge Deutung sei?
 Mit dem Hoffstaat zieht der König wie zu lust'gem Zeitvertreib,
 In Trabantenmitte wandelt ohne Furcht das schöne Weib.

Auf dem Markte kniet sie nieder, schweigend starrt des Volkes Kreis.
 Und der König spricht: „Bethörte, hört durch mich des Herrn Geheiß:
 Nicht mit Klagen und Verzagen dient ihm, wenn er zürnend droht,
 Buße thut für eure Sünden, eh' die Nacht kommt, das ist noth!“

Wer verstockt und unbußfertig nährt den Hochmuth in der Brust,
 Den ereilt das Schwert der Rache: so dies Weib voll böser Lust!“
 Und die Klinge schwirrt, zur Erde rollt das Haupt. Ein frecher Spott
 Schallt Gesang der Königinnen: „Ehr' und Ruhm und Preis sei Gott!“
 Gisbert von Vinde.

54. Die jülich-clevische Erbschaft.

1614.

Zu beiden Seiten des Niederrheins hatten sich im Laufe der
 Zeiten die Herzogthümer Cleve, Jülich und Berg gebildet. Seit 1521
 waren diese Ländchen unter derselben Herrschaft vereint. Im Jahr

1609 starb der Herzog Johann Wilhelm. Mit ihm erlosch der Mannstamm dieses Herrschergeschlechts. Viele Blicke richteten sich nun auf dieses schöne Erbe, und ein halbes Duzend Fürsten traten förmlich als Bewerber um dasselbe auf; ein unbestreitbares Recht darauf hatte aber nur der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg. Schon im Jahre 1546 hatte der damalige Herzog mit Genehmigung des Kaisers Karl V. die Anordnung getroffen, daß seine Länder beim Mangel männlicher Erben ungetheilt auf die älteste Tochter und deren Erben übergehen sollten. Die Nachfolger Karl V. hatten dieses Privilegium bestätigt. Da nun der Herzog Johann Wilhelm bei seinem Absterben keine Kinder hinterließ, so ging das Erbrecht auf seine älteste Schwester Maria Eleonore über. Diese hatte sich mit dem Herzog von Preußen vermählt, und bei ihrer Vermählung war ihr ausdrücklich die Erbfolge zugesichert worden, wohingegen ihre drei Schwestern auf die Erbschaft Verzicht geleistet hatten. Die Herzogin von Preußen war nun zwar kurz vor ihrem Bruder gestorben, aber von Rechts wegen konnten doch ihre Erbansprüche auf Niemand anders als ihre beiden einzigen Töchter übergehen, deren älteste mit dem Kurfürsten von Brandenburg vermählt war. Dieser war also der rechtmäßige Erbe. Sein Hauptmitbewerber war der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, der Sohn der zweiten Schwester des verstorbenen Herzogs. Er erklärte: Da Maria Eleonore vor ihrem Bruder gestorben sei, so sei seine noch lebende Mutter die älteste Schwester, mithin könnte auch nur diese und er durch sie der einzige rechtmäßige Erbe sein.

Der Kurfürst nahm ohne Zögern einen Theil des Landes in Besitz, der Pfalzgraf that desgleichen. Der deutsche Kaiser Rudolph II., oder vielmehr seine Rätthe und die Jesuiten mischten sich in den Streit und setzten Alles in Bewegung, um das Erbe an einen katholischen Fürsten zu bringen. Da gab der Landgraf von Hessen den streitenden Parteien den Rath, die Erbschaft unter sich zu theilen, sonst könnten sie leicht Beide leer ausgehen. Das half, und im Jahre 1609 kam zu Dortmund zwischen dem Kurfürsten und dem Pfalzgrafen ein Vertrag zu Stande. Darin hieß es, sie wollten das Land gemeinschaftlich regieren und sich später auf gütlichem Wege verständigen. Kaiser Rudolph versagte aber diesem Vertrage seine Zustimmung und erklärte das Herzogthum für ein erledigtes Reichslehen, worüber bloß er zu verfügen das Recht habe. Auch ließ er sofort einen Theil des Landes mit seinem Kriegsvolke besetzen und die Festung Jülich wegnehmen. Es gelang aber dem Kurfürsten und dem Pfalzgrafen, in Verbindung mit den protestantischen Holländern, die Kaiserlichen wieder aus dem

Land zu jagen. Der gemeinschaftliche Besitz der clevischen Länder gab indessen zwischen den beiden Fürsten fortwährend Veranlassung zu Streitigkeiten. Eine Heirath sollte endlich Alles gut machen. Der Kurfürst wollte seine älteste Tochter mit den jungen Pfalzgrafen vermählen. Er kam deshalb im Jahre 1613 selbst nach Düsseldorf, um diese Angelegenheiten mit dem Pfalzgrafen zu ordnen. Während eines Mahles, bei dem Beide ziemlich dem Weine zugesprochen haben mochten, kam die Rede auf die Heirath. Beider Köpfe waren erhitzt. Der Pfalzgraf forderte die ganze clevische Erbschaft als Brautscap. Der Kurfürst aber erwiederte, auch nicht ein einziges Dorf werde er darum abtreten, und ein Pfalzgraf könne es sich schon zur Ehre rechnen, die Tochter eines Kurfürsten auch ohne Mitgift zu heirathen. Darauf entgegnete der Pfalzgraf, es ginge ihm nicht um seine Tochter, es ginge ihm um die Erbschaft. Diese Aeußerung beantwortete der Kurfürst, den der Zorn überwältigte, mit einer schallenden Ohrfeige in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft. Wüthend sprang der Pfalzgraf aus dem Saale, verließ auf der Stelle Düsseldorf und begab sich an den bayerischen Hof. Mit dem Kurfürsten brach er alle Verbindungen ab. Um sich den Beistand der katholischen Fürsten zu sichern, trat er zur katholischen Kirche über und heirathete eine bayerische Prinzessin. Sein alter Vater starb vor Gram. Beide Fürsten sahen sich nun nach Bundesgenossen um. Für den Pfalzgrafen fielen die katholischen Spanier unter Spinola, die in den Niederlanden standen, in die clevischen Länder ein; für den Kurfürsten kämpften die protestantischen Holländer unter dem Prinzen von Oranien. Das Land hatte unter diesen fremden Kriegsvölkern schrecklich zu leiden. Endlich kam zwischen den streitenden Parteien zu Xanten (1614) ein Vertrag zu Stande. An gemeinschaftliche Regierung wurde nicht mehr gedacht; man schritt zur Theilung. Cleve, Mark und Ravensberg fielen an Brandenburg, Sülich und Berg dagegen an Pfalz-Neuburg (1614). Dieser Vertrag wurde nach dem dreißigjährigen Krieg durch einen neuen Vertrag zu Düsseldorf (1647) bestätigt. Die clevischen Lande, nebst Mark und Ravensberg bildeten den ersten Kern der später so sehr erweiterten preussischen Besitzungen am Rhein.

56. Die späte Ernte.

(Aus dem 17. Jahrhundert).

In früheren Zeiten wuchs der Reichthum der Klöster mit der Jahreszahl, das Volk verarmte dagegen; doch erzählt man auch nebenbei, daß die Mönche nicht immer sich der redlichsten Mittel bedient hätten, um ihr Besitzthum zu vergrößern. Wenn dieses auch auf der einen Seite wahr ist, so gab es auch Leute, die ihren Schlingen zu entgehen wußten und ihr rechtmäßiges Eigenthum treu, wie sich's gebührt, ihren Kindern vererbten, wie es nachfolgendes Beispiel lehrt.

Die Mönche zu Dünwald waren sehr pfliffige Herren, und suchten ihre Einkünfte gleich ihren Vorfahren auf jegliche Weise zu vermehren. Einst zeigten sie Herrn von Hall zu Schlebusch ein Pergament vor, das so schwarz war, als wenn es ein Jahrhundert lang im Rauchfang gehangen hätte, aber worauf man noch ganz deutlich lesen konnte, daß an hundert Morgen Land, die der Herr von Hall von jeher im Besitz gehabt hatte, zum Kloster gehörten, und er meinte, das Land, welches seine Vorfahren im freien Besitz gehabt, von welchem er zeitweilig die Früchte gezogen, könne wohl keinem Andern gehören, als gerade ihm. Da gab's Wortwechsel und Zank. Der Streit kam vor's Gericht, aber hier wurde er noch verwickelter. Endlich sagte der Herr von Hall, des Haderns müde: „Ich will mein Recht aufgeben, aber des Geschreies halber erlaubt mir, daß ich noch einmal eine Saat darauf ernte, die ich säen werde.“ Diesen Friedensvorschlag gingen die Mönche ein. Der Vergleich wurde schriftlich gemacht und beide Parteien gingen vergnügt auseinander. Das währte vom Christfest bis zur Hagelseier, an welchem Festtage es in jener Zeit gebräuchlich war, die Felder mit der Procession zu besuchen und um Gedeihen der Saaten zu flehen. Nun waren die Mönche neugierig, einmal zu sehen, was denn der Herr von Hall auf den streitigen Acker gesät habe, und wie es auf dem bald zu erlangenden Acker sprosse. Dort waren gelbe und graue Blättchen aufgegangen, zart gerandet und in schöne Bogen eingeschnitten. Das sah nicht aus wie Roggen, war auch kein Weizen noch Gerste, es war — o Schrecken! — Sichelnsaat! Da kratzten sich die Mönche hinter den Ohren und meinten, es thue ihnen kein Zahn mehr weh, wenn diese Saat geschnitten werden könnte, und schrienen über Unrecht, Betrug und Kirchenraub; allein der ehrliche von Hall legte den frisch geschriebenen Vergleich neben das alte Mönchspergament, und die Herren von Dünwald mußten sich zufrieden geben.

Die Eichen aber wuchsen gar lustig heran. Nach zwanzig Jahren sah man dort den Herrn von Schlebusch schon in dem Schatten nach Nehen jagen. Noch erlebte er's, daß dort zum Lohschälen die Art aufräumte. Als aber die Eichen über das Klosterdach schaueten, da sahen sie auf grüne Gräber, darin Abt und Mönche längst in Ruhe schliefen, und als die graue Rinde der hohen Stämme borst und sich verkrustete, da schüttelten die gewaltigen Baumkronen ihre verfallten Blätter auf die Ruine des Klosterszingers herab, und es lebte nun kein Mensch mehr, der Ansprüche auf den ehemals streitigen Boden des Herrn von Hall gemacht hätte.

57. Die Eichensaaf.

Wie waren die Mönche zu Dünwald so klug!
 Sie suchten in den Briefen und fanden genug;
 In alter Pergamente gebräunter Schrift
 Sahen sie von mancher blöckenden Trift.

Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebusch eins
 Im krausen Stile guten Klosterlateins:
 Des Klosters seien, wie da geschrieben stand,
 Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

Das begriff der schlichte biedre Junker schwer:
 Was er besessen von Urvätern her,
 Worauf er geerntet so lang und so viel,
 Wie der Acker plötzlich dem Kloster verfiel.

Der Prior brachte den Handel vor Gericht.
 Da wußten sich die Schössen zu rathen nicht.
 Der Schultheiß dinge so manche Tagefahrt;
 Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

Zuletzt der Junker übeln Muth gewann,
 Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
 Man schürt' ihm von der Kanzel die Hölle so heiß;
 Er dacht: „Ich will bezahlen das Lügengeschmeiß.“

Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
 Ihr sollt besigen, was niemals Euer war;
 Doch, weil ich ungezwungen Euch Abstand that,
 So sei mir bewilligt noch eine letzte Saat.“

Da schmunzelten die Brüder und schlugen ein;
 Den Vergleich verbriesten die Schöffen fein,
 Ihn bestärkten Beide mit heil'gem Schwur;
 Jedweder zufrieden dann nach Hause fuhr.

Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit,
 Da pflegen die Gläubigen noch jetzt weit und breit
 Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgeh'n,
 Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu fleh'n.

Als sie nun kamen an das freitige Feld,
 Das im Herbst der Junker zuletzt bestellt,
 Wohl haben die Mönche neugierig hingesehnt,
 Was doch auf ihrem Acker für Frucht sei gebaut.

„Zartgrüne Blättchen, bündig ausgeschweift:
 Was ist's, das der Ernte hier entgegenreift?
 Es ist nicht Korn, noch Weizen — o Schmach in der That! —
 Wie sind wir betrogen — es ist Eichelsaat!“

Uns wird kein Zahn mehr schmerzen, wenn man währt;
 Ein Fuchs ist der Junker, das seh'n wir jetzt zu spät.
 Was hilft uns, zu verschreien den häßlichen Streich?
 Zu deutlich redet der unsel'ge Vergleich.“

Aber lustig wuchsen die Eichen empor,
 Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
 Noch sah er zur Lohe schälen manchen Schäst,
 Er trant sich noch Stärkung aus braunem Eichelsaft.

Als aber weiter fürmte die Zeit im Sans,
 Die Wipfel schauten über das Klosterhans,
 Da sah'n sie grüne Gräber, wo längst in Ruh'
 Abt und Prior schliefen und die Mönche dazu.

Und höher hob sich der stolze Eichenforst,
 Und als die grüne Rinde verkrustend horst,
 Da schüttelten die Kronen ihr herbstlich Laub
 Auf des Klosters Mauern in Schutt und Staub.

R. Simrod.

58. Georg Wilhelm. (1619 — 1640.)

Während der schreckliche dreißigjährige Krieg seine eiserne Geißel über Deutschland schwang, herrschte in Brandenburg der Kurfürst Georg Wilhelm. Er besaß ein edles wohlwollendes Herz und würde in ruhigeren Zeiten ein gütiger, dem friedlichen Aufschwunge seines Volkes günstiger Regent gewesen sein; allein dem Andrang so furchtbarer Gefahren, wie sie ein lang verhaltener, unheilvoller Religionskrieg heranzuwälzte, zu begegnen, war nicht seine Sache. Krieg verabscheute er, nach Ruhm strebte er nie. Einen selbständigen Entschluß zu fassen und demgemäß zu handeln, fiel ihm außerst schwer: er schwankte von einer Seite zur andern. Es war dies um so übler, als seit dem Uebertritte seines Vaters zum reformirten Bekenntniß noch immer eine große Mißstimmung im Volke herrschte. Die Schwäche und Zerfahrenheit in religiösen Fragen nahm noch zu, als der Kurfürst den Adam von Schwarzenberg, einen Katholiken, zu seinem ersten Minister erwählte. Sogar in der eigenen Familie hatte der Kurfürst mit Widerspruch und Ungehorsam zu kämpfen. Seine Mutter, die Kurfürstin Anna, war der lutherischen Confession treu geblieben und mit Eifer ergeben; sie unterstützte die Lutheraner auf alle Weise und ließ gar, in Abwesenheit des Kurfürsten, den berühmten lutherischen Prediger Meißner aus Wittenberg nach Berlin kommen und im Schlosse predigen. Das war dem

Kurfürsten sehr unangenehm. Eine andere Angelegenheit machte ihm noch mehr Verdruß. Die Kurfürstin Mutter verlobte nämlich wider seinen Willen seine Schwester mit dem streng lutherischen Könige Gustav Adolph von Schweden. Gustav Adolph, der nachherige Hort der Protestanten, hatte auf einer Reise nach Deutschland die achtzehnjährige höchst liebenswürdige Prinzessin Maria Eleonore kennen gelernt. Die Kurfürstin Anna begünstigte aber die Absichten des Schwedenkönigs, der ihr schon seines lutherischen Glaubens wegen lieb war. Während sich nun Georg Wilhelm der Huldigung halber in Preußen aufhielt, kam Gustav Adolph heimlich nach Berlin, gewann das Herz der Prinzessin und erhielt die Einwilligung und den Segen der Kurfürstin Mutter. Obgleich der Kurfürst sich gegen die Verbindung erklärte und sowohl an seine Mutter, als an Gustav Adolph schrieb, sie möchten ihn hierfür mit der Heirath verschonen, so kam doch noch in demselben Jahr, eine schwedische Gesandtschaft nach Berlin, um die hohe Braut feierlich abzuholen, und nachdem die Vermählung in Stockholm vollzogen war, entschuldigte sich Georg Wilhelm beim Könige von Polen, der für seinen Sohn ebenfalls um die Prinzessin geworben hatte, „er habe den Willen seiner Mutter und der Neigung seiner Schwester nicht Gewalt anthun wollen.“

59. Der dreißigjährige Krieg.

1618 — 1648

Der dreißigjährige Krieg war eine Folge der Reformation. Schon bald nach Luthers Tode fiel Kaiser Karl V. in das protestantische Sachsen ein und nahm den Kurfürsten Johann Friedrich in der Schlacht bei Mühlberg gefangen. Dasselbe Schicksal hatte der Landgraf Philipp von Hessen. Das Kurfürstenthum Sachsen erhielt der Herzog Moritz von Sachsen, der den Kaiser unterstützt hatte, obgleich er selber Protestant war. Als Karl V. jedoch die beiden gefangenen Fürsten sehr hart behandelte, forderte Moritz, dem das Gewissen aufgewacht war, deren Freilassung. Der Kaiser ging aber nicht darauf ein. Da überfiel ihn der neue Kurfürst mit einem großen Heere und hätte ihn beinahe in Innsbruck gefangen genommen. Dadurch wurde der Kaiser zum Nachgeben gezwungen und sah sich genöthigt, im Augsburger Religionsfrieden den Protestanten freie Religionsübung zu bewilligen. Damit hörten die Feindseligkeiten indessen nicht auf; lange glimmte

das Feuer unter der Asche, bis es endlich in dem fürchtbaren dreißigjährigen Kriege zum Ausbruche kam. Dieser unheilvolle Kampf nahm seinen Anfang in Böhmen im Jahre 1618. Hier wurden zur Zeit des Kaisers Mathias, der zugleich König von Böhmen war, die Protestanten sehr gedrückt. Der sogenannte kaiserliche Majestätsbrief, der ihnen freie Religionsübung zusicherte und die Erbauung neuer Kirchen und Schulen erlaubte, wurde verlegt. Besonders waren die kaiserlichen Räthe Martiniß und Slavata als Feinde der Evangelischen bekannt. Als nun Ferdinand (II.), ein heftiger Gegner des evangelischen Glaubens, König von Böhmen wurde, bewaffneten sich die böhmischen Protestanten, drangen in die Hofburg zu Prag und stürzten die verhassten kaiserlichen Räthe zum Fenster hinaus, 60 Fuß hoch, den Secretär Fabricius hinterdrein. Diese Gewaltthat war die Lösung zu der dreißigjährigen Blutarbeit. Der Kaiser zog seine Truppen zusammen und drohte mit strenger Strafe. Die Böhmen, denen sich die Protestanten in Schlesien, Mähren, Oesterreich anschlossen, rüsteten zu ihrem Schutze und stellten den Grafen Thurn an ihre Spitze. Sie wußten, daß sie von Ferdinand, der 1619 auch Kaiser geworden war, nichts Gutes errarten durften. Sie weigerten sich daher, ihn früher anzuerkennen, und wählten den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige. Von seiner eifigen Gemahlin, einer englischen Prinzessin, gedrängt, nahm dieser nach einiger Zögerung die Krone an. Die Krönung geschah mit ungeheurer Pracht; aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Kaiser Ferdinand, der sich mit Bayern, Spanien und dem lutherischen Fürsten Johann Georg von Sachsen, verbunden hatte, rückte mit den Bayern in Böhmen ein, während die Spanier unter Spinola die Pfalz verheerten. Auf dem weißen Berge bei Prag kam es im November 1620 zur Schlacht. Eine halbe Stunde lang standen die Böhmen wie Mauern; dann aber wichen sie und bald löste sich das ganze Heer in wilde Flucht auf. Viertausend Böhmen blieben tod auf dem Schlachtfelde. Hundert Fahnen gingen verloren. Die Herrschaft des neuen Königs hatte ein Ende. In feiger Flucht eilte er nach Brandenburg, um bei dem Kurfürsten Georg Wilhelm, seinem Schwager, Schutz zu suchen. Darauf ging er nach Holland. Spottweise hieß man ihn seitdem bloß den Winterkönig, weil seine Regierung nur einen Winter gedauert hatte. Ueber Böhmen ließ Ferdinand ein hartes Verdict ergehen. Sieben und zwanzig der vornehmsten Protestanten mußten unter dem Beile des Henkers bluten. Unzählige aus dem Volke erlitten dasselbe Schicksal. 30,000 evangelische Familien wanderten nach Sachsen und Brandenburg aus. Die evangelischen

Prediger wurden des Landes verwiesen, und Böhmen hörte auf ein protestantisches Land zu sein.

60. Tilly.

An der Spitze des katholischen Heeres stand der bayerische General Tilly, der Sieger in 36 Schlachten und unstreitig einer der größten Feldherren seiner Zeit. Er war von häßlicher Gestalt: mager, mit gerunzelter Stirn, grauem, borstigem Haar, finstern Blick, langer Nase, hohlen Wangen, spitzem Kinn mit starkem Anebelbart. Gewöhnlich ritt er einen Grauschimmel und trug ein grauseidenes Mäntelchen; auf dem spitzen Filzhute wogte eine rothe Hahnenfeder. Durch eine geweihte Hostie, die er beständig auf der Brust trug, glaubte er sich gegen alle Kriegsgefahren geschützt. Seine Soldaten nannten ihn den deutschen Josua. Neben seiner Wildheit war er ein demüthiger, uneigennütziger Mann. Den Fürstentitel lehnte er ab, Reichthümer zu sammeln, verschmähte er. Wein trank er nie und war überhaupt in den Genüssen des Lebens so mäßig, wie selten ein Mensch. Schade, daß seine ruhmvolle Feldzugsbahn durch die grausame Zerstörung der Stadt Magdeburg besetzt worden ist!

Nach der Schlacht am weißen Berge und der Einnahme Böhmens würde der Krieg zu Ende gewesen sein, wenn nicht neue Kämpfer für den evangelischen Glauben in die Schranken getreten wären. Solche waren zunächst der Graf von Mansfeld, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und der Herzog Christian von Braunschweig. Allein Tilly schlug den Markgrafen bei Wimpfen am Neckar (1622), eroberte die pfälzischen Länder des geächteten Friedrich und überwältigte dann auch Mansfeld und Christian von Braunschweig. Als er darauf, obgleich es keinen Feind mehr zu bekämpfen gab, mit seinen Truppen in Westphalen stehen blieb, glaubte sich der niedersächsische Kreis von ihm bedroht und ließ unter seinem Obersten, dem Könige Christian IV. von Dänemark, ein Heer in's Feld rücken. Bald erschienen auch Mansfeld und Christian von Braunschweig mit neuen Schaaren auf dem Kampfplatze. Dadurch sah sich der Kaiser veran-

laßt, noch ein neues Heer zu stellen, das nicht dem katholischen Fürstenbunde, der Liga, sondern bloß seinen Befehlen gehorche. Albrecht von Wallenstein erbot sich, auf eigene Kosten ein solches Heer zu werben.

61. Wallenstein.

Wallenstein, 1583 zu Prag von protestantischen Eltern geboren, aber schon als Jüngling katholisch geworden, besaß glänzende Talente und ausgezeichnete Kenntnisse, eine eiserne Willenskraft, einen hohen persönlichen Muth und einen unersättlichen Ehrgeiz, der nach den höchsten Würden strebte. Er beschäftigte sich viel mit der Sterndeuterei, (damals herrschte der Glaube, man könne aus dem Stande der Sterne die künftigen Schicksale der Menschen erkennen) und der Sterndeuter Seni gab ihm die Versicherung, er habe in den Sternen gelesen, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sei. Wallenstein war ein großer und hagerer Mann mit einem bleichen, sinnenden Gesichte. Ueber der gerunzelten Stirn erhob sich ein kurzes, schwarzes, aufgestrichenes Haar, welches später ergraute und nur noch spärlich seinen Scheitel deckte. Die schwarzen Augen bligten furchtbar unter den dichten Braunen hervor. Sein Aussehen war streng, kalt und stolz. Er gebot über ein fürstliches Vermögen, besaß ein entschiedenes Feldherrntalent und hatte sich in dem Kriege gegen die Türken und Venetianer großen Kriegsrühm erworben. Das war der Mann, der sich erbot, dem Kaiser ein Heer von 50,000 Mann zu werben, wenn er ihm den unumschränkten Oberbefehl über dasselbige bewilligen wollte. Der Kaiser versprach das, und der Friedländer, wie man Wallenstein gewöhnlich hieß, ließ seine Werbetrömmeln rühren. Da strömten die Krieger von allen Seiten her unter seine Fahnen, und bald stand er an der Spitze eines Heeres von 25,000 Mann, das noch mit jedem Tage wuchs. Seine Soldaten hingen mit festem Siegesvertrauen an ihm. Mit seltenem Scharfblicke wußte er die tüchtigsten Offiziere herauszufinden. Strenge waren seine Strafen, fürstlich seine Belohnungen. Noch im Herbst 1625 rückte er mit seinem Heere in's Feld, durchzog Schwaben und Franken, schlug den Grafen von Mansfeld an der Dessauer Brücke, fiel in die Staaten des Königs von Dänemark ein, der inzwischen von Tilly bei Lutter am Barenberge völlig geschlagen worden war (1622),

eroberte Holstein und drang durch Schleswig bis zu Jütlands Nordspitze vor; wo er glühende Kugeln in's Meer feuern ließ. Nun, nachdem sein Heer auf 100,000 Mann angewachsen war, dachte er daran, sich zum Herrn der Ostsee zu machen, und überschwenkte Mecklenburg und Pommern. Hier war es die einzige Stadt Stralsund, welche dem stolzen Sieger zu trotzen wagte und seinem Heere ihre Thore verschloß. Zornig gebot Wallenstein dem Bürgermeister Steinweg: „Ihr müßt kaiserliche Besatzung einnehmen!“ Er aber antwortete unerschrocken: „Das thun wir nicht!“ „Dann müßt Ihr Geld schaffen!“ Das haben wir nicht!“ „Dann will ich euch züchtigen, ihr Dachsen!“ „Das sind wir nicht!“ Da wurde Wallenstein wüthend und rief: „Ich will Stralsund haben und wäre es mit tausend Ketten an den Himmel gebunden!“ Er verlor aber 12,000 Mann vor der Stadt und eroberte sie nicht.

Die katholischen Heere waren nun überall Sieger. Kein Feind war mehr vorhanden; allein Kaiser Ferdinand schuf neuen Krieg und neue Feinde. Er erließ das Restitutionsedict, wonach alle eingezogenen Kirchengüter wieder herausgegeben, die evangelischen Untertanen katholischer Fürsten aber mit Gewalt zur katholischen Kirche zurückgebracht werden sollten. Das erweckte einen Schrei der Entrüstung in dem protestantischen Deutschland.

62. Gustav Adolph.

Der Nothschrei der hilflosen Protestanten fand in dem Herzen des frommen Schwedenkönigs Gustav Adolph einen Wiederhall. Er beschloß seinen protestantischen Glaubensbrüdern in Deutschland Hülfe zu bringen. Durch Kriege gegen Polen, Rußland und Dänemark hatte er sich ausgezeichnete Führer und ein treffliches Heer gebildet. Ihm selbst war Alles, was jene große Zeit bedurfte, in Fülle gegeben: ein heller Verstand, ausgezeichnete Bildung, (er sprach und schrieb sechs Sprachen) besonnene Ruhe, eine leutselige Freundlichkeit verbunden mit einer hohen Würde, Kraft der Rede, ein großes Kriegstalent und Unerschrockenheit im Schlachtgewühl und die Krone von Allem, eine seine ganze Handlungsweise durchdringende Frömmigkeit. Mit 15,000 seiner Kerntruppen landete er 1630 in Pommern. Im Angesichte seines

Heres fiel er auf die Kniee nieder und betete. Seine Offiziere wurden darüber bis zu Thränen gerührt. Gustav Adolph aber rief ihnen zu: „Weinet nicht, sondern betet!“ „Eifrig gebetet ist halb gefochten!“ Der Kaiser machte sich anfangs nicht viel aus den Schweden. „Wir haben wieder a neues Feindel bekommen,“ soll er gesagt haben. Der stolze Wallenstein hatte früher schon geäußert: „Kommt mir der Schneekönig nach Deutschland, so lasse ich ihn mit Ruthen wieder nach Hause peitschen!“ Nun war er da. Dilly brannte vor Begierde, mit dem Könige zusammen zu treffen; allein dieser ging mit aller Vorsicht zu Werke. Zuerst vertrieb er die Kaiserlichen aus Pommern, Mecklenburg und Brandenburg. Während sich Holland, Frankreich und England mit ihm verbündeten, betrachteten ihn die deutschen Fürsten mit Mißtrauen. Ja, sein Schwager, der Kurfürst Georg Wilhelm, wollte es lieber mit den Kaiserlichen, als mit den glaubensverwandten Schweden halten. Endlich ließ er sich doch bewegen, diesen die Festungen Spandau und Küstrin zu übergeben. Nun eilte der König, um Magdeburg zu befreien, das von Dilly hart belagert war. Er kam aber zu spät. Die unglückliche Stadt wurde am 10. Mai 1631 mit Sturm genommen. Furchtbar haufeten darin die heutelustigen, unmenschlichen Krieger. Jünglinge und Männer erlagen ihrer Wuth, Greise und Frauen wurden nicht geschont. Kroaten und Wallonen vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Bald brach Feuer aus und legte die reiche Stadt in Asche. 30,000 Menschen kamen um. Die Elbe ward vom Blute der Erschlagenen gefärbt und der Strom von den Massen von Leichen in seinem Laufe gehemmt. Diese Gräueltthat machte überall den tiefsten Eindruck. Unbedenklich schlossen sich nun die protestantischen Fürsten an Gustav Adolph, und dieser eilte, die Zerstörung Magdeburgs an Dilly zu rächen. Beim Dorfe Breitenfeld, unweit Leipzig, traf er mit ihm zusammen. In einer furchtbar blutigen Schlacht siegte die schwedische Tapferkeit über den wilden Ungestüm der pappenheimischen Reiter. Dilly wurde geschlagen und verwundet und entkam mit nur 600 Reitern nach Halle. Nun stand dem Schwedenkönige ganz Deutschland offen. Während die mit ihm verbündeten Sachsen in Böhmen einfielen, durchzog Gustav Adolph Sachsen, Hessen, Franken. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde er überall von den Evangelischen empfangen. Den Eingang in Bayern wollte ihm Dilly wehren; allein hier ereilte den Zerstörer Magdeburgs sein Schicksal; er wurde geschlagen und starb bald darauf an den Folgen eines zerschmetterten Knie's unter unsäglichen Schmerzen. München, Augsburg, Landshut öffneten nun

den Schweden ihre Thore, der Weg nach Wien war frei und der Kaiser zitterte in seiner Hofburg.

63. Gustav Adolph und Wallenstein.

Ferdinand II. hatte mit einem Schlage die Vortheile vieler Siege verloren. Dazu war die nächste Zukunft für ihn voll drohender Gefahren. Da mußte er sich zu etwas entschließen, wozu ihn nur die äußerste Noth zwingen konnte. Er mußte sich wieder an Wallenstein wenden, den er früher unlugerweise verabschiedet hatte. Nach vielen Bitten trat der tiefgekränkte, stolze Friedländer wieder auf den Kriegsschauplatz. Seine Werbetrommel rief im Nu wieder neue Schaaren unter seine Fahnen. Bei Nürnberg trat er in ein verschanztes Lager. Elf Wochen standen ihm die Schweden gegenüber. Endlich wagte Gustav Adolph den Sturm; er wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da zog er ab und wandte sich wieder nach Bayern. Wallenstein begab sich durch den Thüringer Wald nach Sachsen. Dadurch wurde Gustav Adolph veranlaßt, ebenfalls nach Sachsen zu gehen. In den Ebenen zwischen Leipzig und Lützen trafen beide Heere auf einander. Das wallensteinsche zählte 40,000, das schwedische 27,000 Mann. Am Morgen des 16. November 1632 bedeckte ein dichter Nebel die ganze Gegend. Im Dunkel ordnen die beiderseitigen Feldherren ihre Schaaren. Der König sinkt betend auf die Knie, mit ihm sein ganzes Heer. Darauf reitet er auf seinem weißen Leibpferde durch die schlagfertigen Reihen seiner Krieger und redet begeisterte Worte zu ihnen. Ein freudiger Ruf erschallt aus dem Munde des ganzen Heeres. Auch Wallenstein fliegt mit seinem Streittrosse die Reihen auf und nieder, Belohnung dem Tapfern, Verderben dem Feigen verkündend. In dem schwedischen Heere blasen die Trompeter die Melodie des Lutherliedes: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und die deutschen Regimenter singen das Lied, welches Gustav Adolph selbst gedichtet haben soll:

„Verzage nicht, o Hainstein klein,
Ob auch die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu versören etc.“

Gegen elf Uhr bricht endlich die Sonne durch den Nebel. Da

giebt der König das Zeichen zum Angriffe. Mit dem lauten Kriegsgeschrei: „Gott mit uns!“ stürzen sich die schwedischen Krieger auf die kaiserlichen. Aber ein mörderisches Feuer streckte sie reihenweise nieder. Dreimal erstürmen die Schweden die feindlichen Batterien, dreimal werden sie zurückgeschlagen. Endlich dringt ihr rechter Flügel, vom Könige geführt, siegreich durch und treibt die Feinde fliehend vor sich her. Da empfängt Gustav Adolph die Nachricht, daß sein linker Flügel zurückweiche. Er eilt nach der bedrohten Stelle, wagt sich aber zu weit vor, und eine Kugel zerschmettert seinen linken Arm. Beim Umwenden erhält er einen Schuß in den Rücken und bald darauf noch einen durch's Haupt. Sein blutendes Pferd verkündet den Schweden den Tod ihres geliebten Königs. Dadurch werden die Krieger zur wildesten Rache entflammt. Wie grimmige Löwen stürzen sie sich unter der Anführung des Herzogs Bernhard aufs Neue auf den Feind und kämpfen mit beispielloser Tapferkeit. Schon neigt sich der Sieg auf ihre Seite. Da erscheint plötzlich der kaiserliche General Pappenheim mit acht frischen Regimentern von Halle her auf dem Kampfplatze. Nochmals entbrannte die Schlacht, und abermals siegen die Schweden. Der tapfere Pappenheim fällt, von mehreren Kugeln durchbohrt. Daß auch sein Todfeind, der König von Schweden, gefallen ist, giebt ihm Trost im Tode. Erst die einbrechende Nacht macht dem mörderischen Kampfe ein Ende. Wallenstein zieht sich mit achtzig Reitern nach Leipzig zurück.

Erst am folgenden Tage fand man den Leichnam des Königs, mit Blut und Wunden bedeckt, von den Hufen der Pferde zertreten und aller Kleidung beraubt, unweit eines großen Steines, der seitdem der Schwedenstein heißt. Die Kunde von Gustav Adolph's Tode erschütterte Freund und Feind; selbst der Kaiser soll mit Thränen in den Augen geäußert haben: „Gern hätte ich dir, großer Held, längeres Leben und fröhliche Rückkehr in dein Vaterland gegönnt, wenn nur Friede in Deutschland geworden wäre!“

Die Gegner der Evangelischen feierten die verlorene Schlacht bei Lützen wie einen Sieg. Wallenstein aber ließ seinen Zorn über die Niederlage an seinen Offizieren aus, von denen mehrere erschossen, andere hingerichtet wurden, weil sie in der Schlacht nicht ihre Pflicht gethan hätten. Dann blieb er selbst auf ernstes Anbringen des Kaisers in Böhmen stehen, und als er selbst auf ernstes Anbringen des Kaisers nicht wieder zu Felde zog, klagten ihn seine Feinde der Verrätherei an, und er empfing in Eger 1634 mit des Kaisers Wissen von Mörderhänden den Tod.

So waren die beiden größten Kriegsführer vom Schauplatz getreten; aber der Krieg wüthete mit größerer Grausamkeit fort, denn zuvor. Bissher waren die Schweden wegen ihrer Manneszucht gerühmt und die Wallensteiner wegen ihrer Zügellosigkeit gefürchtet; nach Gustav Adolph's Tode gaben aber die erstern den letztern in dieser Beziehung nichts nach. Im Norden, im Süden, im Osten, im Westen war das deutsche Land bald eine Beute der Schweden, bald der Kaiserlichen, bald der Franzosen. Blutige Schlachten wurden geschlagen bei Nördlingen, Wittstock und Lützen. Große Feldherren führten die Heere an; Gallas und Piccolomini auf Seiten der Kaiserlichen, der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Horn, Banner, Torstenson, Wrangel auf Seiten der Schweden. Endlich erscholl im Jahre 1648 das Friedenswort aus Münster in Westphalen.

64. Friedrich Wilhelm der große Kurfürst. (1640 — 1688.)

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst wurde am 16. Februar 1640 zu Köln an der Spree (Berlin) geboren. Seine erste Erziehung leitete seine Mutter und gab derselben eine feste religiöse Grundlage. Auf dieser hatte der gelehrte und gottesfürchtige Leuchtmar sorgfältig weiter. Als der Sturm des dreißigjährigen Krieges wild durch die Marken brauste, wurde er, der größeren Sicherheit wegen, mit seiner Schwester, nach Küstrin gebracht, wo er den größten Theil seiner Kindheit verlebte. Das war auch in anderer Hinsicht sehr vortheilhaft für ihn; denn dadurch wurde er dem rohen, wüsten Leben entzogen, das an dem Hofe seines Vaters herrschte. Schon früh zeigte er einen lebhaften, wißbegierigen Geist und eine für alles Große und Edle empfängliche Seele. In den Wissenschaften machte er rasche Fortschritte; so auch in den Leibübungen. Besondere Kraft und Gewandtheit entwickelte er auf der Jagd; schon in seinem 9ten Jahre spießte er einen Eber. Im Jahre 1631 lernte er seinen großen Oheim, den König Gustav Adolph von Schweden kennen. Der gewann den kräftigen, geistig geweckten, lebhaften Knaben sehr lieb und soll ihm schon damals seine fünfjährige Tochter Christina zur Gemahlin bestimmt haben. Als nach der Schlacht bei Lützen (1632) die Leiche des großen Königs

über Wollgast nach Schweden geführt wurde, reiste der Prinz nach dieser Stadt, um die Ueberreste des Helden noch einmal zu sehen. Sie sollen einen tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht haben. Wegen Schwarzenberg, den ersten Minister seines Vaters, empfand der Prinz schon früh eine Abneigung, die er aber am Hofe seines Vaters auf alle Weise zu verbergen suchen mußte. In seinem 11. Jahre ging er in Begleitung Leuchtmar's nach Holland, um auf der damals berühmten Hochschule zu Leyden seinen Geist weiter auszubilden. Die Pest erlaubte ihm aber nur einen kurzen Aufenthalt daselbst. Er lebte darauf in Arnheim und im Haag. Hier gewann ihn der berühmte Stadthalter der Niederlande, Friedrich Heinrich von Dranien, sehr lieb und wurde sein Lehrer in der Kriegskunst. Der Aufenthalt in den Niederlanden war überhaupt für den Prinzen in jeder Beziehung eine Quelle nützlicher Beobachtungen und Erfahrungen. Kein Land Europa's gab damals ein so schönes und anregendes Bild menschlichen Fleisches und lebendiger Betriebsamkeit, als Holland. Unter rüstigen Händen standen überall blühende Fluren; in den Häfen begegneten sich die Handelschiffe aller Nationen; der rastlose Gewerbsfleiß der Bürger erwarb große Reichthümer. Diese Wahrnehmung war in Friedrich Wilhelms Seele ein Samentorn für die Zukunft, das auf fruchtbaren Boden fiel und später zum Heile des Vaterlandes herrliche Früchte trug. Doch mitten in diesem reichen Leben fehlte es auch nicht an mannigfachen Versuchungen zu Leppigkeit und Ausschweifungen aller Art. Man suchte auch den Prinzen auf den Weg des Lasters zu ziehen. Aber siegreich entfloh er den Lockungen der Sünde, indem er ausrief: „Ich bin's meinen Eltern, meiner Ehre, und meinem Vaterlande schuldig!“ Giligst verließ er den Haag und begab sich in das Kriegslager des Prinzen von Dranien, der eben die Spanier in Breda belagerte. Der große Dranier klopfte ihm mit den Worten freundlich auf die Schulter: „Eine solche Flucht ist heldenmüthiger, als wenn ich Breda eroberte. Wether, ihr habt das gethan, ihr werdet mehr thun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist der größten Unternehmung fähig.“ — Gern hätte Friedrich Wilhelm seinen Aufenthalt in der Fremde verlängert; allein Schwarzenberg bewirkte seine frühere Rückkehr.

65. Wie der große Kurfürst flüchtig ward.

Der große Kurfürst war ein Held,
 Raum hatt' er seines Gleichen,
 Doch einmal sah man aus dem Feld
 Ihn wie ein Flüchtling weichen.

Das dünket euch wohl wunderbar?
 Doch thur' ich's nicht erdichten,
 Und alsobalde wird euch klar,
 Wie tapfer solches Flüchtigen.

Der große Kurfürst ist im Haag
 Als Kurprinz noch gewesen
 Und hat dort manchen lieben Tag
 Studiret und gelesen.

Der Haag war aber dazumal
 Im reichen Niederlande
 Die schönste Stadt, d'rin ohne Zahl
 Florirten Herrn vom Stande.

Die machten manchen Thaler klein
 Bei Spiel und bei Gelage
 Und Andern, dessen Ruhm nicht fein,
 Nach der gemeinen Sage.

Das Laster ging gar lockend um,
 Da ward dem Kurprinz bange,
 Er dacht' an seines Hauses Ruhm
 Und an die alte Schlange.

Da floh der große Fürst und Held
 Vor der Verlockung Glanze
 In des Draniers Kriegerzelt
 Bei Breda, an der Schanze.

Dort hat er den Belag'ungskrieg
 Mit allem Fleiß studiret
 Und wie man klug von Sieg zu Sieg
 Die Kriegesvölker führet.

Doch als Dranien, der Held,
 Darnach genau berichtet,
 Wie vor der Sünd' und Luft der Welt
 Sein Vetter jung geflüchtet,

Da sprach er: „Solche Flucht ist Sieg,
 Und mächtig große Thaten
 Dereinst im Frieden und im Krieg
 Entkeimen solchen Saaten!“

Als ein Prophet der Prinz das sprach,
 Die Andern thaten nickten,
 Denn Alles wurde wahr darnach,
 Und zwar in allen Stücken.

Vor Sündenschuld alleine floh
 Der große Kurfürst immer,
 Und machten's And're ebenso,
 Ständs um die Welt nicht schlimmer.
 G. Hejefiel.

66. Sein Regierungsantritt.
1640.

Am 20. November 1640 trat Friedrich Wilhelm die Regierung an. Er war erst 20 Jahre alt, aber die früheren Erfahrungen hatten ihn zum Manne gereift. Seltene Eigenschaften schmückten den jugendlichen Fürsten. Sein Aeußeres bildete eine kräftige stattliche Gestalt. Die Stirn war hoch und frei. Aus den blauen Augen strahlte das Feuer einer unentweiheten Jugend. Er besaß einen gebildeten Geist, kühnen Heldennuth, einen kräftigen Willen und eine scharfe Beobachtungsgabe. Dazu besaß er die Kunst, aus allen Umständen den möglichsten Vortheil zu ziehen. Die Fülle solcher Gaben war auch nöthig, damit er im Hinblick auf die Größe seiner Aufgabe von vorn herein nicht muthlos werde. Vor Allem und zunächst trachtete er darnach, dem erschöpften Lande Frieden zu bringen. Der Kaiser drohte mit seinem Zorn; aber die Wohlfahrt seiner Unterthanen war ihm theurer, als die Freundschaft des Kaisers: er schloß mit den Schweden Waffenstillstand. Nun suchte er Herr in seinem Lande zu werden. Das war indessen ohne den Sturz Schwarzenbergs nicht möglich. Diesen aber sogleich aus seinen Aemtern zu entfernen, verbot ihm die Klugheit, denn er hatte einen bedeutenden Anhang, besonders waren ihm die Truppen ergeben, die in den brandenburgischen Festungen lagen. Er ließ ihm vorläufig die Statthalterschaft in den Marken und hielt sich in Preußen auf. Zugleich umgab er sich mit anderen Räten. Schwarzenberg mißbilligte die Schritte des Kurfürsten. Dieser aber achtete nicht darauf. Da merkte der einst so gewaltige Mann, der durch seine heillosen Rathschläge so viel Unglück über Brandenburg gebracht hatte, daß seine Zeit vorüber sei. Die ihm drohende gänzliche Unnade wirkte so sehr auf sein Gemüth, daß er bald darauf am Schlagflusse starb. Jetzt war der Kurfürst bemüht, ein stehendes Heer zu bilden, das nur ihm gehorchte. Bisher waren die brandenburgischen Truppen, die aus 6 bis 7000 Söldnern bestanden, durch ihren Eid dem Kaiser und nur nebenbei durch einen Handschlag dem Kurfürsten verpflichtet. Als sie Friedrich Wilhelm daher aufforderte, ihm den Schwur der Treue zu leisten, verweigerten sie denselben. Da jagte er die widerspenstigen Befehlshaber aus dem Lande und löste die einzelnen Regimenter auf.

An ihrer Statt errichtete er ein neues, nur ihm ergebenes Heer, das anfangs bloß aus 3000 Mann bestand. Dies war die erste stehende Truppenmacht, der erste Kern des preussischen Heeres, das nach und nach gekräftigt und verstärkt einer der wichtigsten Grundpfeiler der Monarchie geworden ist.

67. Der Frieden.

1648.

Beim Regierungsantritte des großen Kurfürsten hatte der schreckliche dreißigjährige Krieg schon 22 Jahre lang gewüthet. Fast keine Gegend, kein Winkel des großen Vaterlandes war von Gräueln verschont geblieben. Aber nirgends sah es schlimmer aus, als im Brandenburgischen. Wer da das Land durchzog, der mußte weinen über das namenlose Elend, das ihm hier begegnete. Zahllose Dörfer waren niedergebrannt; das Gras wuchs über den Trümmern. Auch die Gotteshäuser waren ein Raub der Flammen geworden. Die schwarzen Steinhausen klagten die Menschen an wegen ihres wilden Grimmes. Wenn im Frühjahr die Schwalben wiederkehrten, fanden sie das Dach, das sie so lange beherbergt, nirgends wieder. Die Bäume wurden grün, aber kein Saattfeld erfreute des Menschen Herz. Die Felder lagen wüst; wer sollte sie bebauen? Zu Tausenden hatte der Krieg die Menschen hinweg gerafft. Ströme von Blut waren geflossen. Was das Schwert nicht fraß, das riß Hungersnoth und Pest in's Grab. Als einst ein sterbender schwedischer Offizier nach dem heiligen Abendmahle Verlangen trug, war auf 4 Meilen im Umkreise kein Geistlicher zu finden. In der ganzen Priegnitz gab es nur einen einzigen Pöbiger. Auch in den Städten schaute das Elend zum Fenster herein. In Berlin standen Hunderte von Häusern leer. Handel und Gewerbe stockten gänzlich. Noth und Thränen waren das tägliche Brod der unglücklichen Märker. Nicht viel besser war's im übrigen deutschen Vaterlande. In Dresden war am Ende des Krieges nur noch der 15. Hauswirth am Leben. Augsburg hatte von 80,000 Einwohnern kaum noch 18,000. Zu Wahrenbrück war bloß die Frau des Geistlichen am Leben, um ihrem Manne das Grab zu machen. Man sah Schaaren von Kindern auf den Wiesen das Gras weiden, wie die

Thi
eine
war
ersd
drei
übe

Thiere des Feldes. Zwanzig bis dreißig Personen schlugen sich um einen todten Hund. So verwildert der Krieg die Menschen. Endlich waren Fürsten und Völker des Kampfes müde, und im Jahre 1648 erscholl aus Münster in Westphalen das Friedenswort. Die Frucht der dreißigjährigen Blutarbeit war, daß die Protestanten ihren Glauben überall in Deutschland frei ausüben durften.

68. Der Trompetersprung.

Als jenes wüste Wetter hin über Deutschland fuhr,
Das dreißig lange Jahre verheert die deutsche Flur,
Da war kein Gau so ferne — sein Sturm hat ihn durchsauft,
Da war kein Thal so enge — sein Donner hat's durchbraut.

Es lag vom Weserstromte seitab ein Dörslein klein —
In Aethed an der Aethe, da schlug das Wetter ein.
Versprengte reis'ge Knechte von Volks verführer Jagd,
Die haben's überfallen in einer dunklen Nacht.

Mit Schüssen und Fanfaren den Bauer ruft man wach
Und steckt ihm, eine Leuchte, den rothen Hahn auf's Dach.
Das war ein Rauben, Würgen, ein Fluchen, Zeterschrei'n!
Die Hölle feiert Sabbath beim grellen Feuerchein.

Vor allen ein Trompeter auf seinem Schecken wild
Sprengt hegend auf und nieder, des Satans Ebenbild.
Er schmettert die Fanfare zum bangen Angstgeschrei,
Begleitet Todesstöhnen mit lust'ger Melodei.

Vom Gaulse schnell geworfen dort stürzt er auf ein Weib,
Das flieht und fleht um Hülfe und bebt am ganzen Leib;
Schon ringt er sie zur Erde, da stürzt ein Greis herbei:
Es hat der alte Behler gehört der Enkin Schrei.

Er wirft sich auf den Reiter, er zwingt ihn in die Höf',
 Das Mädchen fliegt von dannen wie ein geschrecktes Reh.
 Da reißt vom Sattelbogen das Faustrohr der Soldat:
 Wie schnell die Todeskugel die Maid ereilet hat! — —

Dem Behler, bald bezwungen, hat man bestrickt die Hand
 Und an den Schweif des Schecken geflochten und gespannt.
 Es schwingt sich auf der Reiter, er setzt die Sporen ein,
 Das Roß in wilden Sätzen fliegt über Stock und Stein.

Bald stürzt der Greis zu Boden, dann schleift das Thier ihn nach,
 Bald wieder aufgerissen, trifft ihn des Hufes Schlag;
 Und durch die Nacht ertönt zum Hufschlag — Wimmern, Schrei'n,
 Trompetentöne schmettern hohnlachend zwischendrein.

Sie kommen bald zum Bergsturz, da geht der Schecke sacht,
 Da ist im greisen Behler die alte Kraft erwacht:
 Mit einem mächt'gen Rucke hat er die Hand befreit,
 Mit einem wilden Sprunge ist er dem Roß zur Seit',

Hat das Gebiß ergriffen mit eisenharter Faust.
 Drängt Roß und Mann zurücke dorthin, wo's Wasser braust;
 Den Schecken treibet vorwärts manch wüth'ger Sporenstoß —
 Trotz Fluchen und trotz Hieben, der Behler läßt nicht los;

Ein Ruck! es häumt das Thier sich hochauf an Abgrunds Rand,
 Ein Stoß! und Roß und Reiter im grausen Sturz verschwand. —
 Der Mund des Volkes wahret treu die Erinnerung:
 Die Stelle heißt bis heute noch „der Trompetersprung.“

F. W. v. Krane.

69. Der große Kurfürst als Landesvater.

Nun konnte der Kurfürst anfangen, die Wunden des Landes zu heilen. Es gab aber des Glends und Jammers so viel, daß er oft keinen Rath wußte. „Ich bin betrübt, aber nicht muthlos,“ sagte er einst zu seinen Rätthen, die schier verzweifeln wollten; „Gott wird uns helfen. Morgen wollen wir weiter davon reden.“ Darauf ging er in sein Zimmer und bat Gott auf den Knien inbrünstig um Beistand. Kaum war sein Gebet zu Ende, so ließen ihn Männer vom Adel aus Preußen um eine Unterredung bitten. Als sie bei ihm eingetreten waren, sprachen sie: „Wir kennen die Noth des Landes und den Jammer, der das Volk drückt. Es fehlt den Leuten an Saatforn, Vieh und Gerätthen, um den Acker zu bestellen. Wir wollen es ihnen kaufen. Gebt uns die Erlaubniß dazu. Wir sind es nicht allein; unser sind viele, die so denken!“ Wie sehr dankte der Kurfürst diesen wahren Edelleuten für ihre wohlthätige Gesinnung. Auch er suchte mit treuer Sorgfalt den Ackerbau zu heben. Er zog Friesländer und Holländer in sein Land, die sich in den Niederungen der Oder und Havel anbauten. Selbst Schweizer folgten seinem Rufe. Jeder Landmann mußte bei seinem Hause einen Garten anlegen, und kein junger Bauernsohn sollte getraut werden, bevor er sechs Obstbäume gepflanzt und sechs Eichbäume gepflanzt habe. Mit großem Eifer betrieb der Kurfürst den Anbau der Kartoffel, die damals in Deutschland noch wenig gekannt und beliebt waren. Die eingewanderten Holländer brachten auch die Tabackspflanze mit. Die Märker fanden aber anfangs an diesem Kraute gar keinen Gefallen. Das beweist unter anderem folgender Vorfall. Ein Mohr, der dem Kurfürsten einst auf der Jagd folgte, bot einem Bauern eine Pfeife Tabak an. Der ehrliche Märker aber wandte sich mit Abscheu von ihm weg und sprach: „Ne, gnädiger Herr Düvel, ick freete keen Züer!“ — Damit das Geld im Lande bliebe, verbot der Kurfürst die Einfuhr solcher Waaren, die die Märker selbst verfertigen konnten. Zur Hebung des Verkehrs ließ er zur Verbindung der Oder und Spree einen Kanal graben, der noch jetzt der Friedrich-Wilhelms-Kanal heißt, und errichtete Posten. Eine derselben ging von Berlin über Magdeburg nach dem Rheine bis Wesel und Cleve, eine andere von Danzig über Königsberg nach Memel, eine dritte von Königsberg nach Warschau. Auch Kirchen und Schulen,

Künsten und Wissenschaften widmete er von vorn herein seine Fürsorge. In Allem, was unter ihm geschah, war er selbst der leitende und belebende Geist. Obgleich reich an Erfahrungen, meisterlich klug, hörte und beachtete er doch gern Anderer Meinung. Er war unermüdet thätig; oft sah man ihn unter den empfindlichsten Gichtschmerzen Stunden lang arbeiten. Sein vertrautester Rathgeber war der Oberpräsident Otto von Schwerin, in militärischen Dingen aber der berühmte Derfflinger, der es vom Schneidergesellen bis zum Feldmarschall gebracht hatte.

70. Preußen wird ein unabhängiges Herzogthum.

1660.

Zwischen Schweden und Polen bestand schon seit längerer Zeit kein gutes Vernehmen. Der Polenkönig meinte Ansprüche auf die Krone Schwedens zu haben. Karl IX. und Gustav Adolph hatten ihm zwar schon mit dem Schwerte in der Hand auseinander gesetzt, daß diese Meinung irrig sei. Als nun aber die Königin Christina, Gustav Adolph's Tochter, die Krone Schwedens an ihren Vetter, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, abtrat, legte der König von Polen, Johann Kasimir, Protest dagegen ein. Christina achtete nicht weiter darauf und ließ ihm erwidern, ihr Vetter würde mit 30,000 Zeugen sein Recht auf die Krone Schwedens beweisen, und dies Zeugniß wurde in der That abgelegt, indem Karl X. von Pommern her in preussisch Polen einfiel. Beide Mächte suchten nun an dem Kurfürsten einen Bundesgenossen zu gewinnen. Polen verlangte als Schutzherr über das Herzogthum Preußen den Beistand, den ihm Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritte im Fall eines Krieges hatte zusagen müssen; Schweden versprach, ihn von dieser lästigen Abhängigkeit zu befreien. Der Kurfürst beschloß neutral zu bleiben und seinem Lande den Frieden zu bewahren. Als aber Karl Gustav in Polen siegreich vorrückte und in Folge seines Kriegsglücks auch gegen Friedrich Wilhelm übermüthig auftrat, verband sich dieser mit den polnischen Preußen und wurde in Marienburg als Befreier aufgenommen; dann aber von Karl Gustav hart bedrängt und von den Preußen schlecht

unterstützt, mußte er sich zu einem Vertrage mit den Schweden bequemen, durch welchen er Ostpreußen nunmehr von dieser Macht, wie bis dahin von Polen, zum Lehen annahm (1656). Bald aber änderte sich das Kriegsglück und wandte sich auf die Seite der Polen. Da gerieth der Kurfürst in nicht geringe Verlegenheit. Gewann Johann Casimir die Oberhand, so hatte er das Schlimmste zu befürchten. Der klügste Weg schien ihm als Vermittler zwischen beiden Partheien aufzutreten. Allein der Polenkönig ließ ihm trotzig widersagen, die Zeit zum Unterhandeln und Vertragen sei vorüber; wenn er auch zu seinen Füßen um Gnade flehen wollte, er würde kein Gehör finden; ein ewiger Kerker, wohin weder Sonne noch Mond schienen, solle der Lohn für seinen Verrath sein. Da war der Entschluß des Kurfürsten gefaßt. In der Stunde der Entscheidung erklärte er sich für Karl Gustav und ließ 8,000 seiner tapferen Brandenburger zu den Schweden stoßen. Bei Warschau entbrannte am 28. Juli 1656 eine mörderische Schlacht, die drei Tage dauerte. Die Polen kämpften mit Begeisterung für ihren väterländischen Heerd; aber der Heldemuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale, besonders Derfflingers, und die Tapferkeit seiner Truppen gewannen einen herrlichen Sieg; denn ihnen geführt ganz besonders der Ruhm dieser Tage. Als Dank für die ausgezeichnete Hülfe bewilligte Karl Gustav im Vertrage zu Labiau dem Kurfürsten den unabhängigen Besitz des Herzogthums Preußen. Aber Polen ermannte sich noch einmal, nahm Warschau wieder ein und zwang die Schweden, sich nach dem polnischen Preußen zurückzuziehen. Furchtbar ließen jetzt die wilden Horden der Tartaren, die mit Polen sich verbündet hatten, das Herzogthum Preußen ihre Rache empfinden. Denn obgleich der Kurfürst nicht ruhmlos sein Land vertheidigte, konnte er doch ihren verheerenden Strom nicht aufhalten. Nun erfuhr auch das arme Preußen alle Schrecken eines unmenschlich geführten Krieges. Städte und Dörfer gingen in Flammen auf; Tausende von Menschen ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters wurden grausam zu Tode gemartert, andere Tausende in die grauenhafteste Sklaverei geschleppt. Man zählte 23,000 Ermordete, 34,000 vermiste man. 249 Flecken, Dörfer und Höfe, 13 Städte und 37 Kirchen lagen in Asche. Hungersnoth und Seuchen blieben auch nicht aus und rafften gleichfalls unzählige Menschenleben dahin.

Das Kriegsglück neigte sich nun wieder den Schweden zu. Da sandte aber der deutsche Kaiser den Polen ein Hülfsheer, und die Dänen griffen die Schweden in ihrem eignen Lande an. Da mußte Karl Gustav seine Siegesbahn verlassen und sich gegen Dänemark

wenden. Unterdessen bemühte sich der König von Polen auf's Ernstlichste um die Freundschaft des Kurfürsten, dessen Feldherrnklugheit und Tapferkeit er unter den Mauern Warschau's ganz besonders schätzen gelernt hatte. Friedrich Wilhelm ließ sich bereit finden, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm Johann Casimir im Vertrage zu Belau 1657 die volle Landeshoheit, statt der bisherigen Lehnsabhängigkeit, im Herzogthum Preußen zusicherte. Später (1660) wurden die Verträge von Labiau und Belau bestätigt.

Nunmehr war Preußen ein unabhängiges, souveränes Herzogthum geworden, was für die spätere Entwicklung der hohenzollern'schen Macht von der größten Wichtigkeit war.

71. Die Brandenburger im Türkenkriege.

Mohams Befenner drängen in's deutsche Reich herein:
Auf Leopold, auf Kaiser, des Reiches Schild zu sein!
Der Kaiser rief das Reichsheer im ganzen deutschen Land,
Da hat der große Kurfürst zweitausend ihm gesandt.

Zweitausend nur, doch Männer, doch Märker voller Mark;
Aus Einem Stück, ganz Eisen, an Herz und Händen stark:
Von all' den bunten Bannern aus heil'gem röm'schen Reich,
Du Häuflein der Zweitausend, wer that es wohl dir gleich!

Bei der Abtei Santt Gotthard, da war's ein harter Strauß,
Das ganze Asien schüttet die grimmen Völker aus,
Dem Sohn der heißen Wüste, wer hält im Sturm ihn Stand?
Das ist der Sohn des Landes — gehöhnt um seinen Sand!

Sie weichen keinem Stürmen, gleich Thürmen stehn sie da,
Daß nie der stolze Moslem solch Stehn im Sturme sah:
Stehn, wie ein Brandenburger! Das ward der höchste Ruhm
In des Osmanen Munde seit jenem Helbenthum.

Doch nicht nur stehn, sie dringen auch unaufhaltsam vor,
Das haben sie gezeigt dort in der Bresche Thor.
Die Bergesveste Ofen, genommen muß sie sein,
Doch ohn' ein heißes Kämpfen wohl ging man da nicht ein!

Es schmetterten Tod die Schlände, der Türkenfäbel mäht:
 Zog Schöning seinen Degen, der rothe Adler weht,
 Und waren Brandenburger die ersten auf dem Wall,
 Daß davon nie verflinget im Morgenland der Schall!

Zweitausend nur, doch Männer, doch Brandenburger — dort,
 Uns haben sie gerettet der deutschen Ehre Fort,
 Und ihre Söhne' und Enkel, die lerneten es auch,
 Und war im Preußenlande nicht mehr ein andrer Brauch!

D. F. Gruppe.

72. Der Schöppenmeister Rhode.

1662

Als nach dem Frieden von Oliva der Kurfürst seine souverainen Rechte in Preußen ausüben wollte, leisteten ihm die preussischen Stände, auf veraltete Vorrechte sich stützend, heftigen Widerstand; sie wollten ihm weder den Huldigungsseid leisten noch Steuern zahlen. Viele Adelige und Deputirte der Städte, den Schöppenmeister Rhode an der Spitze, hielten eine stürmische Versammlung in Königsberg und beschloßen, dem Kurfürsten dann erst den Eid der Treue zu schwören und Steuern zu bewilligen, wenn er ihre alten Rechte anerkenne. Dazu wollte sich Friedrich Wilhelm nicht verstehen. Als er nun ohne Bewilligung der Stände neue Steuern betrieb, schickten die Aufständischen Abgesandte an den König von Polen mit der Erklärung, sie wollten eher dem Teufel unterthänig werden, als unter dem Drucke des Kurfürsten leben; der König möge sich daher ihrer wieder annehmen. Da beschloß Friedrich Wilhelm die Widerspenstigen mit Gewalt zu bekämpfen. Mit einer treuen Schaar seiner Truppen erschien er plötzlich in Königsberg und gab den Befehl, den Schöppenmeister Rhode gefangen zu nehmen. Die abgesandten Soldaten wurden aber durch Volksaufstände daran gehindert. Bürgerblut wollte der Kurfürst nicht gern vergießen, er wandte deshalb eine List an. Er ließ nämlich eines Tages die Bürger der Stadt auf's Rathhaus berufen. Während sie daselbst versammelt waren, ging ein Zug von Wagen unter starker

Bedeckung durch die Straße, in welcher Rhode wohnte. Vor seinem Hause mußten die Wagen so in einanderfahren, daß dadurch die Straße gesperrt wurde. Der Schöppenmeister stand ahnungslos am Fenster und sah der Verwirrung zu. Plötzlich aber wurde er von einigen Soldaten festgenommen, in einen Wagen geworfen und auf's Schloß gebracht. Darüber drohte indeß ein gewaltiger Aufruhr auszubrechen, wüthend rottete sich die Bürgerschaft zusammen, um das Schloß zu stürmen; allein der Kurfürst suchte die erhitzen Gemüther zu besänftigen. Rhode wurde, als des Hochverraths überwiesen, zu lebenslänglicher Haft auf die Festung Peitz geschickt. Er hätte nach einigen Jahren Verzeihung vom Kurfürsten erhalten können, er weigerte sich aber, darum zu bitten. Erst nach einer sechszehnjährigen Gefangenschaft starb er.

73. Der Oberst von Kalkstein.

1672.

Rhodes Schicksal brachte die Königsberger zur Besinnung. Sie baten den Kurfürsten um Verzeihung, wogegen dieser den Ständen ihre Privilegien und Rechte bestätigte und ihnen im Allgemeinen die Zusicherung gab, daß er seine Souverainetät nicht gegen die Landesfreiheit mißbrauchen werde. Darauf fand am 18. October 1663 die Hulbigung statt. — Damit war aber der Streit noch nicht zu Ende. Bald entstand über die erhöhten Steuern, welche die gesteigerten Geldbedürfnisse des Landes nothwendig machten, neue Mißstimmung. In die Spitze der Unzufriedenen trat jetzt der Oberst von Kalkstein, drohte mit einem Einfalle der Polen und schien dem Kurfürsten sogar nach dem Leben zu trachten. Er wurde aber festgenommen und zum Tode verurtheilt. Der Kurfürst milderte jedoch das Urtheil in Gefangenschaft und gab ihm schon im folgenden Jahre die Freiheit wieder, wobei Kalkstein versprach, ohne des Kurfürsten Erlaubniß seine Güter nicht zu verlassen und sich an Niemanden zu rächen. Nichts desto weniger begab er sich nach Warschau, gab sich dort für einen Abgeordneten der preussischen Landstände aus, sprach auf schimpfliche Weise von dem Kurfürsten und erklärte öffentlich, er wolle es bald dahin bringen, daß

Friedrich Wilhelm Preußen bloß wieder als Lehen von Polen besitze. Die Polen, welche die Zugeständnisse des Welauer Vertrages bereits bereuten, und die Vortheile desselben dem Kurfürsten gern entrisßen hätten, verweigerten die Auslieferung des Verräthers, der fortfuhr, in frechster Weise dem Zorne Friedrich Wilhelms zu trotzen. Da befahl der Kurfürst seinem Gesandten, Eusebius von Brand in Warschau, sich des gefährlichen Mannes um jeden Preis zu bemächtigen. Brand nahm seine Zuflucht zur List. Bei der Gesandtschaft befanden sich dreißig brandenburgische Dragoner. Davon versteckten sich einige heimlich in der Wohnung des Gesandten, den Kalkstein, im Vertrauen auf den polnischen Schutz, zuweilen besuchte. Als dies wieder geschah, fielen die Soldaten plötzlich über ihn her, banden ihm Hände und Füße, rissen Tapeten von den Wänden, wickelten ihn hinein, brachten ihn in einen verschlossenen Wagen und fuhren in scharfem Trabe der preussischen Gränze zu. Von hier wurde Kalkstein nach Memel in sichern Gewahrsam gebracht. Die Polen geriethen über diese kühne That in Wuth und verlangten vom Kurfürsten unter den heftigsten Drohungen die Herausgabe Kalksteins. Friedrich Wilhelm erklärte, wenn sie ihn zurück aus wieder haben wollten, so sollte er ihnen ausgeliefert werden, aber um einen Kopf kleiner; man möchte ihn übrigens nicht reizen, sonst würde er die Beleidigung mit den Waffen in der Hand rächen. Darauf wollte es der König von Polen nicht ankommen lassen und ließ die Sache auf sich beruhen.

Kalkstein wurde zum Tode verurtheilt und starb auf dem Schaffot 1672. Die Preußen beugten sich unter dem entschiedenen und unerschütterlichen Willen des großen Kurfürsten und wurden treue Unterthanen des Hauses Hohenzollern.

74. Einfall der Schweden in die Mark 1674.

Zur Zeit des großen Kurfürsten regierte in Frankreich der ehrgeizige und ländersüchtige König Ludwig XIV. Er hat viel Unheil über Deutschland gebracht. Das schöne Elsaß, die Pfalz und andere Gegenden am Rheine wurden barbarisch von ihm verwüestet; selbst die Kaisergräber in Speier blieben nicht von ihm verschont (1688). Gegen ihn, oder vielmehr gegen seinen großen Feldherrn Turenne führte der

Kurfürst 1674 seine Brandenburger an den Rhein, um deutsches Land zu vertheidigen. Die Franzosen wurden von ihrem tapfern Gegner hart bedrängt. Ihr König sann deshalb auf Mittel, sich den Kurfürsten vom Hals zu schaffen. Durch Bestechung gewann er die schwedischen Minister, daß sie ihren König beredeten, von Vorpommern aus, das damals noch zu Schweden gehörte, ohne irgend einen Grund und ohne jede Kriegserklärung in's Brandenburgische einzufallen. Am 15. December 1674 überschritten sie die Grenze und übten an den wehrlosen Bürgern und Bauern unerhörte Grausamkeiten aus, um Geld zu erpressen. Fast alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges kehrten zurück. Männern gossen sie widerliches Getränk in den Hals, nagelten Frauen an die Thüren, gruben Greife bis an den Hals in die Erde und schossen zum Vergnügen nach ihren Köpfen. Selbst Gräber öffneten die Unmenschen, um die Leichname ihres Schmuckes zu berauben. Ganze Ortschaften gingen in Flammen auf. Das ganze Volk wurde zur Verzweiflung getrieben. Die Bauern des Havellandes rotteten sich zusammen und führten, mit Sensen und Heugabeln bewaffnet, zwischen ihren Mooren und Brüchen einen blutigen kleinen Krieg. Jeder dieser Haufen führte eine Fahne, die mit dem preussischen Adler und einem Kranze von Eichenlaub geschmückt war. In derselben standen die Worte:

Wir sind Bauern von geringem Gut

Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut.

Wenn auch mancher Schwede für sein frevelndes Treiben im märkischen Sande sein Grab fand, so vermochten diese ungerügten Schaa- ren gegen den 11,000 Mann starken Feind, der 38 Kanonen mit sich führte, doch nur wenig auszurichten. Aber sie rechneten darauf, daß der Kurfürst herbeieilen und das Land von diesem schrecklichen Feinde säubern werde.

75. Die Schweden in der Mark.

Der Schwede fiel in's Märkerland
Mit Sengen, Brennen, Plündern,
Und Keiner thät ihm Widerstand,
Und Keiner thät ihn hindern.

O gnäd'ger Kurfürst, kommt geschwind,
Beeilet Eure Reise,
Weil Durchlaucht nicht zu Hause sind,
So fressen uns die Mäuse!

Der große Kurfürst aber schrieb:
 „Ich kann so schnell nicht kommen,
 Helfst selber euch vom Mäusebied
 Zu unsers Landes Frommen.“

„Bei Gott, das Herze blutet mir,
 Daß ihr so viel sollt leiden,
 Doch izo kann ich nicht von hier,
 Schlagt selber auf die Heiden.“

„Theilt euch in Kriegeshaufen ein,
 Verhaut dem Feind die Wege,
 Und haßt den Schelmen kurz und klein,
 Kommt er euch in's Gehege!“

Da standen stracks die Bauern auf
 Und theilten sich in Haufen,
 Von Briest, der Landrath, frisch vorauf,
 Dann ging es an das Kaufen.

„Wir Bauern von geringem Gut,“
 Stand in der Fahn' geschrieben,
 „Wir dienen ihm mit unserm Blut,
 Dem Herrn, dem treu wir blieben!“

So thät der märk'sche Bauer sich
 Mit schweb'schem Volke schlagen,
 Und das soll preisen männiglich
 Setzt und in künft'gen Tagen.

G. Hefekiel.

76. Edle Rache.

Zum Brandenburger Lager schleicht spät in Dämm'rungsschein
 Ein Mann in grauem Mantel. Wer mag der Fremdling sein?
 „Wer da?“ so ruft die Wache. „Gut Freund!“ die Antwort schallt.
 „Wohin?“ „Zu deinem Kurfürst,“ erwidert die Gestalt.

Die Meldung geht in's Lager, die Antwort lautet: „Ja!“
 Und bald d'rauf steht der Fremde vor Friedrich Wilhelm da.
 Der schaut mit ernster Miene sich den Gesellen an
 Und fragt, was er begehre, und dieser nun begann:

„Von euerm Feinde komme ich, komm aus Türenne's Heer,
 Wollt ihr, so lebt der Feldherr nicht eine Woche mehr.“
 „Wie,“ ruft der Kurfürst heftig, „versteh' ich so dein Wort?
 Du willst, ich soll dich dingen zu einem Menehelnord?“

„Dann eile flugs von dannen, Verräther, Bösewicht,
 Mit Gift und Dolche kämpfet der Brandenburger nicht.“
 Und an Türenne schreibt er: „Gen'ral, ich acht euch sehr,
 Ob ihr auch arg verwüfset mein Land mit euerm Heer.“

„Habt Acht auf euer Leben, von Meuchlern wird's bedroht!

„Hätt' ich gewollt ihr wäret in nächster Woche todt“ —

„Pa!“ ruft der große Felschherr, als er den Brief erhält,

„Pa, edler Brandenburger, dein Ruhm schall durch die Welt.“

J. D. Lüttringhaus.

77. Die Ueberrumpelung von Rathenow 1675.

Mit tiefem Schmerze vernahm der Kurfürst die Trauerkunde aus den Marken; eine schleunige Hülfe konnte er jedoch seinen unglücklichen Unterthanen nicht gewähren. Seine Bundesgenossen treulos zu verlassen, war seiner redlichen Natur durchaus zuwider; zudem mußte ein Kriegszug nach dem fernen Brandenburgischen in der rauhen Jahreszeit bedenklich erscheinen. Friedrich Wilhelm ließ daher seinen Märkern sagen, ihr Schicksal gehe ihm sehr zu Herzen, indessen möchten sie geduldig ausharren; sobald es ihm möglich sei, werde er mit seiner ganzen Macht kommen. Er reiste darauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um sich mit den Niederländern zu verständigen, wandte sich auch an die Höfe von Wien und Kopenhagen, um sie zum Beistande gegen die Schweden zu bewegen, aber beide versagten ihm ihre Hülfe. Ebenso vergebens bemühte er sich auf dem Reichstage zu Regensburg um einen Bundesgenossen. Er mußte sich also selber genug sein. Seine Truppen lagen unterdessen in Franken in den Winterquartieren. Sobald aber der Schnee geschmolzen war und die milde Frühlingssonne in's Land schien, traf er Anstalten zur Reise in die Heimath. Ende Mai brach er auf. Der Zug ging in Eilmärschen über den Thüringer Wald gegen die Elbe. Am 11. Juni traf er in Magdeburg ein. Sogleich ließ er die Stadthore schließen und stellte überall Wachen aus, damit kein Bote den Schweden, die ihn mit seinem Heere noch in dem fernen Franken glaubten, von seiner Ankunft Nachricht gebe. In Magdeburg hielt er einen Fasttag; an dem für seine Truppen ein feierlicher Gottesdienst gehalten wurde. Der Text zur Predigt (Jerem. 20, 11) lautete: „Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden.“ Darauf ging es im Dunkel der Nacht

weiter gegen die schwedischen Raubvögel, die zerstreut in den Marken umherflogen. Der Kurfürst eilte mit seinen 5000 Reitern voraus; 5000 Mann Fußvolk und 13 Stück Geschütz folgten auf 146 Wagen nach. Unter großen Mühseligkeiten drang der Zug durch die sandigen Heiden und sumpfigen Niederungen gegen die Havel vor. In Strömen stürzte der Regen Tage lang vom Himmel herab auf die Lederkoller und Panzer der Reiter, und die Rosse versanken fast in dem aufgeweichten Boden. Der Kurfürst erfuhr, daß der schwedische Oberst Wangelin mit einer Schaar Dragoner in Rathenow eingerückt sei, um von dort nach Brandenburg zu marschiren. Diese Nachricht theilte er seinem Feldmarschall Derfflinger mit, und es wurde der Plan gefaßt, die Feinde in Rathenow zu überfallen. Der kurfürstliche Landrath von Briest erhielt heimlich Befehl, die schwedischen Offiziere zu einem Gastmahle einzuladen. Während diese nun nach Herzenslust aßen und tranken und guter Dinge waren, umzingelten die Brandenburger in aller Stille die Stadt. Derfflinger, der früher lange unter den Schweden gedient und deren Kriegsgebrauch und Sprache genau kannte, ließ einen Theil seiner Leute in schwedische Plücker kleiden, ritt damit bis an den Wachtposten und gab sich für einen verirrtten Offizier aus, der von den Brandenburgern hart verfolgt werde und begehrte Einlaß. Die Wache ließ sich täuschen, der alte Held gelangte in die Stadt, erstürmte mit seinen Dragonern die Brücke und jagte die Schweden aus einer Straße in die andere. Zu gleicher Zeit drangen die brandenburgischen Reiter, nachdem sie die Thore gesprengt, auch von andern Seiten in die Stadt. Da entbrannte ein kurzer heißer Kampf. Die Feinde wehrten sich bis zum Tode tapfer, wurden aber größtentheils niedergehauen oder gefangen genommen.

78. Rathenau.

Rathenau, du Welleninsel, wehe deinen alten Mauern,
 Hinter denen wilde Feinde jetzt auf deine Kinder lauern:
 „Euer Kurfürst ist am Rheine!“ trogen sie mit keckem Muths,
 Und die mordgewohnten Schwerter färben sie mit Weiberblute.

„Unser Feldherr Wrangel lebe, mit ihm seine tapfern Schweden!“
 Also jubeln sie beim Becher, brüsten sich mit hohen Reden,
 Und die Bürger saßt ein Vangen, bis die wilden Feinde, trunken,
 Schnaubend in den Häusern schlafen und die Nacht herabgesunken.

Plötzlich klopft zum Waffentanze Derffling mächtig an den Thoren,
 Derffling mit dem Heldenarme, schaurig tönt es in die Ohren,
 Und die Wälle sind erstiegen und die Mauern überwunden; —
 Wie die Feinde drob erschrecken! wie ist schnell ihr Muth geschwunden!

Hei, wie blinken durch das Dunkel, Derffling, deine Flammenstreiche,
 Und die braunen Roßse tanzen lustig über Blut und Leiche:
 Bang und mächtig durch die Felder schleichen sie mit tiefen Wunden,
 Die beherzten Schwedenhelden, nimmer mögen sie gesunden.

Das sind eure Brandenburger, die am blauen Rhein gefochten,
 Die Euch Trunkne, Siegbethörte, schrecklich aus dem Schlafe pochten.
 Unser Kurfürst ist am Rheine, unser Kurfürst ist zu Hause,
 Unser Kurfürst allerwegen, wie das schnelle Sturmgesausel!

Laßt uns beten, laßt uns danken, feierlich dem Herrn der Erde,
 Was so ritterlich begonnen, daß es auch vollendet werde;
 Denn noch gilt es manchen Schwertschlag draußen auf der grünen Haide,
 Morgen hin zu neuem Tanze in dem rothen Siegerkleide.

Julius Curtius.

79. Schlacht bei Fehrbellin.

(18. Juni 1675.)

Nach sieben blut'gen Stunden nennt er das Schlachtfeld sein,
 Nach sieben heißen Tagen ist's Land von Feinden rein:
 Vom großen Kurfürst schallet und hallt es weit und breit,
 Denn groß war er im Frieden, und groß war er im Streit.

Wagner.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni erhielt der Kurfürst die Nachricht, daß sich die Schweden auf Fehrbellin zurückgezogen hätten. Sogleich gab er dem Prinzen von Hessen-Homburg, einem tapferen Reitergeneral, der trotz seines Stelzfußes meisterhaft zu Pferde saß, den Befehl, mit 1600 Reitern dahin zu eilen, um die Feinde zu beobachten und sie so lange aufzuhalten, bis er käme, in keinem Falle sich aber in eine Schlacht einzulassen. Gegen 6 Uhr Morgens erreichte der Prinz die Schweden und meldete es dem Kurfürsten. Friedrich Wilhelm hielt nun mit seinen Offizieren einen Kriegsrath. Er selbst sprach sich darin für einen schleunigen Angriff aus; Derfflinger hingegen rieth, dem Feinde den Rückweg abzuschneiden und darauf, wenn das Fußvolf angekommen sei, ihn auf's Korn zu nehmen und zu vernichten. Der Kurfürst aber entschied: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, muß er entweder Haare oder Federn lassen.“ Der Prinz hatte inzwischen, von kriegerischer Hitze verleitet, dennoch den Angriff gewagt und war in die höchste Gefahr gerathen. Die Feinde hatten ihn beinahe umzingelt. Als dem Kurfürsten diese Nachricht überbracht wurde, rief der alte Derfflinger: „Wir müssen ihn secundiren, sonst bekommen wir keinen Mann zurück.“ Und mit dem Rufe: „Mit Gott!“ schwingen sich die Reiter auf die Pferde und sprengen im gestreckten Galopp auf Fehrbellin zu. Der Prinz harret bis dahin tapfer und unerschüttert aus. Auf dem Kampfsplatze angekommen, bemerkt der Kurfürst, daß der Feind eine wichtige Anhöhe zu besetzen veräumt hat. Sogleich läßt er sein Geschütz hinauffahren und giebt ihm eine Abtheilung Dragoner zur Bedeckung. Bald donnern die brandenburgischen Geschütze von dem Hügel herab und schleudern ihre Kugeln in die feindlichen Reihen. Die Schlacht ist im vollen Gange. Es währt nicht lange, so stürzt das schwedische Fußregiment Daltwig, von der Reiterei be-

gleitet, gegen die Batterien auf der Höhe. Die Trommeln wirbeln den Sturmarsch, mit furchtbarem Ungeßüm dringen die Schweden vor, werfen das Dragonerregiment Anhalt, das ihnen entgegen eilt, mit gewaltigem Stöße zurück, und erreichen mit lautem Siegesgeschrei den Hügel. Da fliegen aber im Nu die Derfflinger'schen Reiter vom Pferde und werfen sich mit hochgeschwungenem Säbel den Vordringenden entgegen. Auch der Prinz eilt mit seiner kühnen Reiterchaar zu Hülfe, und es gelingt, die Feinde zurück zu schlagen.

Bald aber erfolgt ein neuer Sturm gegen die Batterien. Der heftigste Kugelregen vermag ihn nicht aufzuhalten. Immer näher und näher rücken die Feinde heran. Da ruft der brandenburgische Oberstlieutenant Mörner: „Eher wollen wir sterben, als die Geschütze dem Feinde überlassen! Vorwärts!“ Und die Tapferen stürzen sich den Stürmenden entgegen. Mit Schwertern und Kolben wird gekämpft. Hügel von Leichen thürmen sich auf. Den edlen Mörner streckt eine Kugel nieder, aber die Seinigen kämpfen wie Löwen und rächen den Tod ihres treuen Führers in furchtbarer Weise. Die Schweden müssen abermals zurück. Die Brandenburger sind durch den Tod ihres Führers in Unordnung gerathen. Das bemerken die Feinde, bilden eine neue Sturmkolonne und senden sie, einem Keile gleich, gegen den Hügel. Mit großer Besorgniß blicken die ermatteten Brandenburger auf die Schaaren der heranrückenden Feinde und sehen sich sehnlichst nach Hülfe um. Sie wird ihnen. Der Kurfürst erscheint. Auf schraubendem Schlachtrusse kommt er herangesprengt. Er ist mit einem leichten Brustpanzer bekleidet, den ein tuchener Rock bedeckt. Auf dem Haupte trägt er eine acht Pfund schwere, eiserne Sturmhaube, die inwendig mit Sammet gefüttert und mit einem kleinen einfachen Filzhute überdeckt war. Mit Aderblicken überschaut er das Schlachtfeld. Seine helle Stimme klingt vernehmlich durch den Donner der Geschütze und den Schlachtenlärm. Schnell ordnet er die Schaaren und läßt sie einen dichten Kreis bilden. Während dies geschieht, schlagen rechts und links die feindlichen Kugeln ein, und überall stürzen seine Getreuen nieder. Der Kurfürst hält mitten im Kugelregen. Sein Schimmel bäumt sich. Jedermann merkt, daß er das Ziel der feindlichen Geschütze ist. Das Thier selbst scheint es zu ahnen. Der Kurfürst aber merkt es nicht. „Verlaßt doch um Gotteswillen diese Stelle!“ ruft eine Stimme ihm zu. Er achtet nicht darauf. Da sprengt sein Stallmeister, Emanuel Froben, herzu. „Herr Kurfürst,“ spricht er, „der Schimmel hat, wie Ihr wißt, seine Launen; er bäumt sich, und Ihr werdet ihn nicht in's Feuer bringen. Nehmt den Braumen hier.“ „Nun, wenn Du



Schlacht bei Fehrbellin.

das meinst!“ erwiderte der Kurfürst. „Sie wechseln die Pferde. Darauf sprengt Froben davon und bleibt in einiger Entfernung halten. Ein paar Minuten schweigen die feindlichen Batterien. Jetzt beginnt ihr donnerndes Krachen aufs Neue. Der Schimmel thut einen Sprung in die Höhe und stürzt darauf mit seinem Reiter zu Boden. Beide stehen nicht wieder auf. Frobens Brust ist von mehreren Kugeln zerissen; er stirbt den Tod der Treue.

Die Ritter alle schauen gar ernst und tren hinein,
 O Froben dort am Boden, wie glänzt Dein Ruhmestheil!
 Der Kurfürst ruft nur leise: „Ha, war das so gemeint?“
 Und dann nach Feldherrnweise: „Nun vorwärts in den Feind!“

Der Kurfürst hatte unterdessen Alles zum Angriffe geordnet. Jetzt stellte er sich muthig an die Spitze des Regiments Mörner und rief seinen Schwadronen zu: „Getrost, tapfere Brandenburger! ich, euer Fürst und nunmehriger Hauptmann will mit euch siegen oder sterben!“ Diese Worte durchzucken die Seinen und erfüllen sie mit todesberachendem Muth. Einer brausenden Wetterwolke gleich, stürmt das Regiment dem Feinde entgegen, sprengt den Schlachtkeil und wühlt sich tief hinein, dicke Staubwolken wirbeln auf; Kanonendonner, Schwerterklirren, Trompetenruf, Kampfgeschrei schallt wild durcheinander, und die Schlacht löst sich in erbitterten Einzelkampf auf. Den Kurfürsten hat sein Kampfesmuth zu weit in die feindlichen Reihen geführt. Plötzlich steht er sich allein in der Mitte schwedischer Dragoner, die von allen Seiten wüthend auf ihn eindringen. Doch er kämpft wie ein Löwe. Seine spanische Klinge mäht links und rechts die Feinde vom Halse herab. Mancher Schwertschlag trifft sein Haupt, doch sein Eisenhut schützt ihn. Aber sein Arm erlahmt endlich, und er scheint rettungslos dem Tode verfallen. Da bemerken neun Derfflinger'sche Dragoner die Noth ihres Herrn. Augenblicklich stürzen sie sich mitten in das Getümmel, und es gelingt ihrem Heldenmuth, den Kurfürsten aus dem Anäuel heraus zu hauen. Jubelnd führen sie ihn zu den Seinigen zurück.

Nach acht Uhr erreichte der Kampf seine größte Heftigkeit. Gegen zehn Uhr befanden sich die Feinde in voller Flucht auf Fehrbellin zu. Schrecklich hatte der Tod ihre Reihen gelichtet. 1500 Schweden lagen entseelt auf dem Schlachtfelde. Acht Fahnen und zwei Standarten fielen in die Hände der Sieger. — Großmüthig verzieh der Kurfürst dem Prinzen von Homburg den begangenen Fehler. Jeder der neun Dragoner empfing von ihm eine Hand voll Goldstücke. Den treuen Fro-

Roruffa.

ben ließ er im Dome zu Berlin beisetzen und ehrte das Andenken des Gefallenen auf mancherlei Weise.

Die Schlacht bei Fehrbellin war die erste, welche die Brandenburg'er allein und über einen Feind gewannen, den man bisher für unbeflegbar gehalten hatte. Schwedens Ansehen in Deutschland war für immer gebrochen. Der Kurfürst wurde von seinen Feinden gerühmt, von seinen Unterthanen gesegnet. Bei Fehrbellin hat er den Grundstein zu Preußen's Größe gelegt.

80. Fehrbellin.

Auch in Brandenburg's Gefilden fließt ein Wasser, Rhein genannt,
Schnelget durch beblümte Wiesen und durch braunes Haideland.
Unser Kurfürst ist am Rheine, ja am Rheine, wohlgesprochen,
An dem Brandenburger Rheine hat er Schwedens Macht gebrochen.

„Zieheth, Prinz von Hessen-Homburg, unserm kleinen Heer voraus!“
Sprach der große Friedrich Wilhelm, „nehmt den besten Reiterhauf,
Spähet nach den Feindesschaaren, aber laßt Euch nicht verleiten,
Schnell und wagem, wie Ihr immer, mit der Uebermacht zu streiten.“

An der Spitze seiner Schaaren treibt er durch das grüne Feld
Ueber Berg' und Wiesenthalen und erspäht des Feindes Zelt.
Bei, da blinkt es ihm herüber, und die hellen Waffen blitzen,
O, wie winkt es ihm hinüber, lockend mit den Schwerterstippen.

Fern herüber fliegt verweg'n mordbegieriges Geschloß,
Und es streift des kühnen Helden kampfbegierig Schlachtenroß;
Und der Ritter spornt den Kappen, und es folgen ihm die Schaaren,
Und vermess'n stürzen alle in die tödtlichen Gefahren.

Schwingen sie behend die Schwerter, fällt auch mancher Heldenstreich,
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wiese todt und bleich,
Zehne sechten gegen Tausend, die an ihrem Blut sich setzen,
Ihres Ruhmes junge Scharzen an den Siegern auszuweichen.

Armer Prinz von Hessen-Homburg, arme nothgebrängte Schaar,
 Jetzt bist Du überwunden und verloren immerdar! —
 Doch den Donner der Geschütze hört der Kurfürst in der Weite,
 Und er ahnet, was geschehen, und er fliegt zum Kampf und Streite.

Wie die graugepeitschte Woge an die Felsgestade braust,
 Wie der Sturmwind in den Wipfeln alter Eichenwälder saust,
 Flog herbei mit seinem Volke Friedrich Wilhelm, wohlgerüstet,
 Wie Orions Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht sich brüstet.

Und der Feinde dichte Rotten sehn den starken Helden nah,
 Sehn die tapfern Brandenburger und ein Schrecken faßt sie an;
 Tausend heiße rothe Quellen fließen plötzlich nach dem Sande:
 Fliehet, Ihr kühnen Schweden, fliehet schnell in Eure Lande!
 Julius Curtius.

81. Froben.

Herr Gustav Wrangel halte, Du treibst es allzustark!
 Ist auch Herr Friedrich Wilhelm jetzt ferne von der Mark,
 Bald fliegt die Kriegesbotschaft vom Meer bis an den Rhein,
 Und über Dir wird balde der Arm des Rächers sein.

Es ward Herrn Friedrich Wilhelm am Rheine angesagt:
 „Der Schwed' hat sich auf's Neue frech in die Mark gewagt.
 Er senget und er brennet, er mordet und er raubt,
 Auf, greif ihn, großer Kurfürst, und triff' ihn auf das Haupt.“

Da rief er seinen Schaaren, die manchen harten Strauß
 Schon mit ihm ausgefochten: „Ihr Kinder, auf nach Haus!“
 Und an der Reiter Spitze macht er gar raschen Ritt;
 Das vielerprobte Fußvolk, es konnte nimmer mit

Sechs Tage ward geritten, da war das Ziel erreicht.
Bei Gehrbellin im Blachfeld hat sich der Feind gezeigt.
Ringsum von Dorfesbränden der Rauch gen Himmel wallt,
Da rief Herr Friedrich Wilhelm: „Setz, Gustav Wrangel, halt!“

Der Abend naht, gen Westen sank schon die Sonn' hinab.
Von ihren Rossen steigen die Reiter nicht herab.
Was hier das Auge schaute, die Helden rief's zur Schlacht;
Es drängt sie, zu vertilgen die Feinde noch vor Nacht.

Am Mühlberg vor den Seinen der große Kurfürst hält,
Sein Feldherrnauge schauet ernst forschend über's Feld,
Da hat ihn auf dem Schimmel der Wrangel wohl erkannt:
„Wollt ihr die Schlacht gewinnen, so streckt den in den Sand!“

Da schießen die Kanonen nach einem hohen Ziel,
Rings um den großen Helden der Wackern mancher fiel.
Hoch bäumt sich auf der Schimmel, als ahnt er die Gefahr,
Worin sein edler Reiter, Herr Friedrich Wilhelm, war.

Auch mancher von den Seinen gewahrt's, doch Keiner wagt,
Daß er dem tapfern Feldherrn davon ein Wörtchen sagt.
Was hätt' es auch geholfen? Wo ritt ein Zöllernheld
Wohl aus dem Kugelregen in einem Schlachtenfeld?

Da ritt mit treuen Risten Herr Froben schnell herbei:
„Nehmt diesen Braunen, Kurfürst, der Schimmel ist zu scheu.
Ich führe ihn beiseite und reite ihn zurecht,
Derweil Euch trägt der Braune hinunter in's Gefecht.“

Gethan. Der Froben führte beiseite seine Fahrt.
„Brav meinst Du's, wack'rer Froben!“ brummt Derffling in den Bart;
Indeß nach anderm Ziele schon Schwedens Kugel steigt,
Und bald in seinem Blute der treue Froben liegt.

Der Kurfürst sah's und sagte: „Ha, war das so gemeint?
Nun vorwärts, wack're Krieger, nun vorwärts in den Feind,
Zu rächen an seinen Schaaren den Schaden und die Schmach!“
Und über Schwedens Heer der Sturm der Rache brach.

Da hat ein jeder Streiter gar manchen Feind gefällt,
 Da hat ein jeder Reiter gefochten als ein Held,
 Da hat verdient ein Jeder ein Reis vom Lorbeerfranz,
 Doch Du, o Froben, strahlest im allerhellsten Glanz!

8. Stettins Heldenmuth.

1676.

Der Kurfürst war mit den Schweden noch nicht fertig. Im folgenden Jahre setzte er den Krieg gegen sie fort. Er wollte nicht eher das Schwert aus der Hand legen, bis er seine Rechte auf Pommern, die ihm der westphälische Friede verkürzt hatte, durchgesetzt haben würde. Die Städte Wolgast, Wollin, Anklam und Demmin mußten sich ihm ergeben. Stettin aber wurde lange von ihm vergeblich belagert. Die Bürger leisteten den muthvollsten Widerstand. Eine Menge furchtbares Belagerungsgeschütz, wurde herbei geschleppt; selbst eine kleine Flotte sollte die Belagerten von der Wasserseite her beängstigen. Bevor aber der Kurfürst die Feindseligkeiten eröffnete, forderte er die Stadt auf, sich zu ergeben. Daran dachte aber Niemand. Wer aus Feigheit dazu gerathen hätte, wäre nicht mit dem Leben davongekommen. Die Belagerung nahm ihren Anfang. Furchtbarer Kanonendonner erfüllte die Luft; denn der Kurfürst sparte das Pulver nicht. Kalte und glühende Kugeln, Bomben und Granaten, Stinksäcke und Stinkköpfe und alles andere Zeug, was kluge Menschen für den Krieg erfannen, flog den Stettinern um die Köpfe. Eine grausige Zerstörung sah man bereits in den Straßen der Stadt; fast kein Haus war unversehrt; die schönsten Kirchen waren in Brand geschossen; unzählige Familien hatten den Verlust irgend eines ihrer theuern Glieder zu beweinen. Aber das Alles beugte den Muth der Bürger nicht. Sogar Frauen und Jungfrauen mischten sich unter die Kämpfenden, und mitten in der größten Trübsal hatte man noch Lust zu allerlei Kurzweil. Oft warfen die Belagerten frisch gebackene Semmel den Brandenburgern zu, um ihnen zu beweisen, daß noch keine Noth bei ihnen sei. Auch hängten lose Bögel an einem Kirchturme das Bild eines Schneiders mit Elle und Scheere aus, um den alten Derfflinger zu foppen. Aber der Ernst der

Belagerung wurde diesem Muthwillen gegenüber immer furchtbarer, daß ihnen doch zuletzt das Scherzen verging. Schon erhoben sich einzelne Stimmen für die Uebergabe; aber der größte Theil der Bürgerschaft erklärte sich noch immer entschieden dagegen. Als der Kurfürst im August eine erneute Aufforderung zur Uebergabe unter sehr günstigen Bedingungen an die Belagerten richtete und ihnen sagen ließ, sie möchten nur Geordnete aus der Stadt schicken, um sich zu überzeugen, daß seine Artillerie noch nicht zur Hälfte verbraucht sei, gaben sie die männlich trotzige Antwort: „General und Bürgerschaft seien nur gesonnen, sich zu wehren, sie wollten ihrem Könige, wenn nicht die Stadt, doch die Wälle und die Mauern überliefern. Die kurfürstliche Artillerie zu befehlen, sei nicht nöthig.“ — Aber je hartnäckiger die Stadt in der Vertheidigung, desto hartnäckiger war der Kurfürst in der Belagerung. Im September ließ er den Bürgern sagen, er werde nun bald zum Sturme schreiten, erlaube ihnen jedoch, ihre Frauen und Kinder aus der Stadt herauszuschicken. Die Frauen aber antworteten, sie würden mit ihren Männern sterben. Wohl hofften die Stettiner von Tag zu Tag auf schwedische Hülfe, die ihnen wiederholt zugesagt war; sie blieb aber aus. Trotzdem beschlossen sie, im Vertrauen auf die eigene Kraft, es auf einen Sturm ankommen zu lassen und trafen bereits Anstalten, um noch in den Straßen der Stadt sich zu vertheidigen. Im November trat Frostwetter ein, und man rieth dem Kurfürsten, die Belagerung aufzuheben. „Lieber,“ entgegnete er, „will ich mich hier begraben lassen, ehe ich fortgehe.“ Schon waren die Belagerer so weit vorgeschritten, daß sie die Mauern der Stadt beschießen konnten. Immer größer wurde die Noth der Stettiner, die schwedische Besatzung war auf 300 Mann zusammengeschmolzen; der Schießbedarf ging zu Ende; der kalte Winter vermehrte noch das Elend. Da endlich zeigten sie sich zur Uebergabe um so mehr bereit, als der Kurfürst, der die Tugend der Tapferkeit auch an seinem Feinde schätzte, ihnen auch jetzt noch höchst ehrenvolle und gnädige Bedingungen zugestand. Am 27. Dezember hielt der Kurfürst, in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Prinzen, mit einem glänzenden Gefolge seinen Einzug in Stettin. Mit den Waffen in der Hand, in Reih und Glied, empfingen die tapfern und treuen Bürger den einrückenden Sieger, und der große Kurfürst nahm den Hut vor ihnen ab.

83. Eine merkwürdige Schlittensfahrt.

1679.

Im Jahre 1678 segelte der Kurfürst mit 350 kleinen Schiffen nach Rügen und eroberte diese schöne Insel. Bald darauf erschien er vor Stralsund, das, nachdem bereits die Hälfte der Stadt in Flammen aufgegangen war, die weiße Fahne aufsteckte. Auch hier wie in Greifswald ließ sich der Kurfürst den Eid der Treue schwören und war nun ganz im Besitze Pommern's. Um ihn aber von diesem Lande abzuziehen, ließ der König von Schweden seinen General Horn, von Lievland her, in das Herzogthum Preußen einfallen. Der Herzog von Kurland gestattete den Durchzug. Schon war Königsberg in Gefahr. Da brach Friedrich Wilhelm in der strengsten Winterkälte mit 9000 seiner Tapfern schleunigt auf und machte in 10 Tagen einen Weg von 150 Stunden. Schon am 10. Januar traf er in Marienwerder ein. Hier sammelten sich seine Truppen. Sobald aber die Schweden vernahmen, daß der Kurfürst im Anzuge sei, traten sie eilig den Rückweg an. Er aber wollte sie einholen und wo möglich durch eine Schlacht vernichten. Daher setzte er sein Fußvolk auf Schlitten, und nun ging's im Fluge bis Heiligenbeil, von hier über das zugefrorene frische Haff nach Königsberg. Der Feind konnte so schnell nicht laufen, als er ihm nacheilte. Denn immer vorwärts ging's nach Labiau, von dort wieder zu Schlitten auf dem kurischen Haff weiter. Von Gilge aus sandte der Kurfürst den General Görzke und den Obersten von Dreffenfeld mit einer kleinen Reiter-schaar voraus. Dreffenfeld holte den weit überlegenen Feind bei Dillit ein und schlug ihn gänzlich auf's Haupt. Die Schweden geriethen in so große Noth, daß sie seit zwei Tagen kein Brod mehr hatten. Ueberall geschlagen, gelangten sie als kleines Häuflein, tapfer fechtend, ohne Geschütz und Munitionswagen nach Riga. Sie mögen den Franzosen geglickt haben, die 1812 aus Rußland zurückkehrten, als sie in Schweden ankamen. Doch auch die Brandenburger waren durch den ununterbrochenen Zug über Schnee- und Eisefelder bis zum Tode erschöpft. Aber Preußen war gerettet.

Inzwischen hatte der Kaiser, der das Emporkommen des brandenburgischen Staates mit Besorgniß und Eifersucht ansah und keinen „neuen König der Wenden an der Ostsee“ aufkommen lassen wollte, mit den Franzosen den Frieden zu Nymwegen geschlossen und seinerseits zuge-

geben, daß der Kurfürst das eroberte Pommern den Schweden wieder herausgeben sollte. So sehr sich Friedrich Wilhelm auch dagegen sträubte, er mußte nachgeben, da die Franzosen in seine Besitzungen am Rheine einfielen. Er knirschte vor Zorn und wünschte nie schreiben gelernt zu haben, als er das unselige Friedensdocument unterzeichnen sollte, das ihm ganz Vorpommern nebst Stettin, der Thür zum Reiche, wieder entriß und von dem glorreichen Tage von Fehrbellin nichts, als den Ruhm ließ.

Noch eine Ungerechtigkeit gegen Brandenburg war von dem Kaiser begangen worden. Er hatte nämlich nach dem Tode des letzten Herzogs von Liegnitz (1675) dessen Länder in Besitz genommen, ohne nach dem Rechte des Kurfürsten auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau auch nur zu fragen. Ueber das Alles innerlich ergrimmt, rief Friedrich Wilhelm prophetisch aus: „Aus meinen Gebeinen wird einst ein Rächer hervorgehen!“ Und der Rächer ist erstanden, sowohl über Pommern als über Schlesien breitet längst der preußische Adler seine segnenden Flügel aus!

84. Die brandenburgische Flotte.

1680.

Auf seinen Reisen in Holland hatte Friedrich Wilhelm den großartigen Handelsverkehr dieses Landes kennen gelernt und bewundert, und seit dieser Zeit war ihm der Gedanke nicht aus dem Herzen gekommen, seinen Staat zu einer Seemacht auszubilden. Er hatte deswegen unter Leitung des holländischen Kaufmanns, Benjamin Raule, eine kleine Flotte ausrüsten lassen, die ihm in dem Kriege gegen Schweden sehr nützlich gewesen war. Diese Flottille brachte er in Pillau unter und traf alle Anstalten, den dortigen Hafen in einen Seehafen mit einem Schiffswerft umzuwandeln. Im Jahre 1680 ließ der Kurfürst seine Flotte gegen die Spanier in die hohe See auslaufen. Mit diesem Staate war er nämlich früher gegen Frankreich verbündet gewesen, und derselbe hatte sich verpflichtet, ihm bedeutende Hülfsgelder zu zahlen. Die Zahlung war aber trotz wiederholter Mahnung nicht erfolgt. Der Kurfürst hätte die zwei Millionen Thaler aber gern ge-

habt. Um sich nun in etwas schadlos zu halten, befahl er seinem Admiral, den spanischen Handelsschiffen überall aufzulauern und sie wegzunehmen, wo er sie finde. Das war übrigens ein gewagtes Unternehmen, da Spanien damals zu den größten Seemächten gehörte. Allein die Brandenburger waren auch zur See keine Memmen. Sie kreuzten mit ihren Schiffen an der niederländischen Küste und ließen sich die Zeit nicht lang werden. Endlich gelang es ihnen, ein großes spanisches Schiff zu kapern. Das brachten sie nach Pillau, und die Ladung wurde für 100,000 Thaler verkauft. Diese Summe schrieb der Kurfürst den Spaniern als Abschlagszahlung gut. Darauf segelte die kleine, verwegene Flotte nach der Küste von Amerika, und nahm auch hier einige kleine Schiffe weg. Auf der Rückkehr wurden sie indessen von zwölf großen spanischen Kriegsschiffen angefallen. Sie hielt aber ein zweistündiges Seegefecht tapfer aus, lief unverfehrt in einen portugiesischen Hafen ein und kehrte glücklich nach Pillau zurück. Der Kurfürst gründete auch eine Gesellschaft für den Handel nach Afrika. Er schickte sogar seinen Seefapitan nach Guinea, um mit einem Negershäuptling einen Vertrag abzuschließen, und ließ dann an der Goldküste die brandenburgische Flagge aufstecken und eine kleine Festung, Groß-Friedrichsburg, erbauen. Später erwarb er auch eine Insel am Senegal und ließ auch da ein Fort errichten. Wenn diese Unternehmungen auch keinen besondern Erfolg hatten und unter den Nachfolgern des Kurfürsten wieder aufgegeben wurden, so geben sie doch einen denkwürdigen Beweis von der Großartigkeit seines Strebens.

85. Der große Kurfürst zur See.

Das stolze Spanien schuldet dem Fürsten Kriegesold,
 Doch warum denn ihm zahlen so viel, so gutes Gold?
 Weit ist der Weg nach Spanien vom fernen Brandenburg,
 Mit Reiterstiefeln schreitet er nicht das Meer hindurch!

Der aber läßt fallen die Tann' am Pregelstuß,
 Und Erze läßt er schmelzen in feuerglüh'ndem Guß,
 Und eh' das Jahr vollendet, in langen Wimpeln wehn
 Die Hohenzollerfarben, und Segel hoch sich blähn!

Und wandeln, donnertragend, das blaue Meer entlang,
 Die mächtigen Fregatten, in majestät'schem Gang,
 Den Sund durch, ohne Fragen, hinaus in's Nordermeer,
 Zum Ocean, sie wandeln gebieterisch daher.

Sie waren erst gekommen bis an das Niederland,
 Da haben sie von Spanien ein Orlogschiff erkannt,
 Ein riesig hoch gethürmtes: sie gingen's kühnlich an —
 Bis daß auf schwanken Bogen der Preußenmuth gewann!

Sie haben es genommen, Hispaniens Flagge fällt,
 Und Preußens Lar, erhoben, weht stolzer in der Welt.
 Heil Preußen Deinem Siege, dem ersten auf der Fluth,
 Ein guter Anfang, mache nun auch das Ende gut!

Das senden sie zum Pregel, sie aber steuern fort
 Den Ocean hinüber zum übersee'schen Port,
 Und haben sich geschlagen im Mexicaner Meer
 Mit Spaniens Gallonen — und gingen stolz daher!

Mit Schrecken drang die Kunde der unerhörten That
 Nach Preußens stolzer Hauptstadt, da hielt man langen Rath,
 Nicht minder die Franzosen, der Engländer auch,
 Mit Staunen wohl vernahm er des Brandenburgers Brauch.

O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
 Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
 Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Muth:
 Auch uns gehört die große, wogende Meeresfluth!

D. F. Gruppe.

86. Unsere Colonien.

Doch nicht allein zu Lande
 Der rothe Adler siegt,
 Der von dem Ostseefrande
 In ferne Meere fliegt.

Zehn stattliche Fregatten,
 Die waren segelflar,
 Und auf der Vortopp hatten
 Sie Friedrich Wilhelm's Nar.

Der that gar kühne Flüge
 Bis hin nach Afrika,
 Die Welt auf seine Züge
 Mit Neid und Staunen sah.

Der Spanier ward zu Spotte
 In manchem Seegefecht,
 Vor Friedrich Wilhelm's Flotte
 Und seinem guten Recht.

Heut klingt's wie eitel Sagen,
 Doch sprach man zu Berlin
 In Friedrich Wilhelm's Tagen
 Von „unsern Colonien.“

Hoch, schwarzer Adler, fliege,
 Die Pfade find'st Du leicht,
 Es hat sie Dir zum Siege
 Der rothe Nar gezeigt!

G. Hefeliet.

87. Das Lied vom Feldmarschall Derfflinger.

Zu Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten, Zeiten
 Alle Dragoner mußten reiten,
 Alle Regimente rückten aus.
 Ringsumher die Kriegesflammen
 Schlugen lichterloh zusammen
 Ueber dem Brandenburger Haus.

Und an des großen Kurfürsten Seiten
 Einen Ritter sah man reiten,
 Hoch auf muth'gem Roß daher.
 In der Schlacht voran verwegen
 Führt er tapfer seinen Degen
 Der Feldmarschall Derfflinger.

Im Osten waren die Polen eingedrungen,
 Hatten Marienburg bezwungen,
 Und der deutschen Ritter Heer.
 „Solche Schmach ist nicht zu tragen,
 Auf! die Feinde zu verjagen!“
 Und bei Warschau siegte er.

Am Rheinstrom hausten die Franzosen,
 Dem Feldmarschall hat's verdrossen,
 Daß sie tranken unsern Wein.
 Drauf bei Straßburg auf die Schanzen
 Thät er seine Fahnen pflanzen,
 An dem freien deutschen Rhein.

Unterdessen war es den Schweden eingefallen,
 In die Mark hereinzufallen,
 Streiften schon bis bei Berlin.
 Wolten sich noch weiter wagen,
 Wurden auf das Haupt geschlagen:
 O du schöne Schlacht bei Fehrbellin!

Die Stettiner hatten sich unterfangen,
 Eine Scheere auszuhangen,
 Dem Feldmarschall nur zum Hohn.
 „Wart', ich will euch auf der Stelle
 Nehmen Maafß mit meiner Elle,
 Seht bekommt ihr euren Lohn!“

Drauf war die Kriegsfuria los im Norden,
 Harter Winter war geworden,
 Und es fiel ein tiefer Schnee.
 „Geht es nicht zu Roß und Wagen,
 Woll'n wir sie zu Schlitten schlagen,
 Stolzer Schwede! nun ade!“

Als der große Kurfürst die Feinde allzumal bezwungen
 Und den Frieden kühn errungen,
 Sprach er zu dem Feldmarschall:
 „Wählt für eure alten Tage
 In dem Lande nach Behagen
 Euch ein Ruheplätzchen aus.“

„„Euer Durchsicht haben nur zu befehlen;
 Sollt' ich mir nun eines wählen,
 Sei mein Wunsch Euch nicht verhehlt.
 An der Oder schön gelegen,
 Reich an Feld und Jagdgehegen,
 Hab' ich Gufow mir erwählt.““

Der Kurfürst sprach: „Ihr sollt Gufow haben.“
 In dem Dörflein still begraben
 Ruht vom Tagewert er aus.
 Sein Gedächtniß soll uns mahnen:
 Haltet treu zu euren Fahnen,
 Treu zum Brandenburger Haus!

88. Die Kurfürstin Louise Henriette,
geb. 1627, gest. 1647.

Die erste Gemahlin des großen Kurfürsten, Louise Henriette, war die Tochter des Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Schon als Kurprinz hatte Friedrich Wilhelm diese schöne Blüthe eines edlen Fürstenstammes, die damals noch in zarter Knospe lag, am Hofe ihres Vaters mit Wohlgefallen angeschaut. Von der oranischen Familie wie ein Sohn aufgenommen, waren ihm manche theuere Erinnerungen an dieselbe in die Heimath gefolgt. Als Louise zu einer lieblichen, neunzehnjährigen Jungfrau herangewachsen war, warb der junge Kurfürst um ihre Hand, und im Jahre 1646 feierte das edle Paar seine Vermählung. Dieselbe geschah mit fürstlicher Pracht. Am 22. November hielt Friedrich Wilhelm einen öffentlichen Einzug im Haag. Außer einer glänzenden Dienerschaft umgab ihn eine Leibgarde von dreihundert Reitern und fünfhundert Musketieren. Der Prinz Wilhelm, Louisen's einziger Bruder, eilte ihm mit vierzig Staatswagen entgegen, in denen die Vornehmsten des Hofes sich befanden. Die fürstliche Braut stand auf dem Altan des Schlosses, als unter dem Jubel des Volks der prächtige Zug sich nahte, und begrüßte in holdseliger Anmuth ihren stattlichen Bräutigam. In dem Versammlungspalaste der Generalstaaten wurde der Kurfürst feierlich empfangen und beglückwünscht. Leider lag der Vater der Braut krank danieder. Am Abend des 7. Dezembers fand die Trauung statt. Die liebliche Braut trug ein Kleid von Silberstoff, mit silbernen Spitzen durchweg besetzt. Sechs Gräfinnen trugen ihre Schleppe. In ihrem reichen, blonden Haar leuchtete die goldene Krone von Perlen und Diamanten. Des Kurfürsten Kleidung, weißer Atlas mit Silberspitzen und Diamanten reichlich besetzt, und die Knöpfe blizend von Edelstein, lag so knapp an, daß die Fülle seiner männlich schönen Gestalt kräftig hervortrat. Zunächst am Altar sitzt der kranke Vater auf einem Sessel, neben der bräutlichen Tochter steht die Mutter. Unter Thränen und Schauer der Andacht legen sie die Hände in einander zur Schließung des unauf lösliehen Bundes.

Die junge Kurfürstin schied noch nicht sogleich aus dem Kreise ihrer Familie; erst nachdem sie dem hinwinkenden Vater, den sie mit aufopfernder Liebe pflegte, die Augen zugedrückt, folgte sie ihrem Ge-

mahle in die neue Heimath. Bis zum Frieden (1648) befand sich die Hofhaltung des Kurfürsten in Cleve, weil seine Anwesenheit am Rhein wegen der noch schwebenden Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück von Wichtigkeit war. Im April 1650 hielt das kurfürstliche Paar, von der märkischen Ritterschaft feierlich empfangen, seinen Einzug in die Hauptstadt. Die Schönheit und edle Würde der jungen Herrin machte auf Alle den günstigsten Eindruck. Wohin sie kam, erweckte sie Ehrfurcht für ihre Person, aber auch festes unerschütterliches Zutrauen, und bald erfuhr Jedermann, daß ihr Herz lauter Liebe war. O wie sehr bedurften auch damals die Markgenossen einer solchen Landesmutter! Wie sehr waren Land und Leute durch den langen Krieg verwüstet und verwildert worden! Während die Schwerter klirrten, rostete der Pflug. Junge Waldungen schossen in den Kornfluren auf. Die Viehheerden wurden in Kriegslagern geschlachtet. Ganze Dorfschaften verschwanden, daß man auch ihren Namen vergaß. Tief in Wäldern fanden sich später, unter Moos und Gestrüpp, gepflasterte Straßen. Da hatten einst Dörfer gestanden, weithin von Saaten umgrünt. Der Bauer war ganz herunter gekommen. Er hatte es verlernt, den Acker zu bestellen, und endlich gar den Muth und die Lust zur Arbeit verloren. Er lebte in elenden Hütten von elender Kost, jeden Augenblick bereit, vor den Gräueln des Feindes in die Wälder zu flüchten. Die Bevölkerung war zum Entsetzen dünn geworden durch Krieg, Hunger und Pest. Wildwachsend wie die Felder, waren auch die Gemüther. Der Schulunterricht hatte größtentheils ganz aufgehört. Manche Gemeinde hatte seit Langem keinen Geistlichen und keinen Gottesdienst mehr. Andere, dem unausführbaren Zuge nach Religion folgend, hatten Schwindler und Schwärmer zum geistlichen Dienst angenommen. In der allgemeinen Noth war an keine Aufsicht zu denken. Der Aberglaube wucherte in heidnischer Abscheulichkeit. Jene unheimlichen Zauberkünste und Hexenprozesse, welche uns jetzt unglücklich erscheinen, standen bei Hoch und Niedrig in trauriger Blüthe.

Eines solchen Landes Mutter sollte die Kurfürstin werden. Wie unendlich schwer mußte ihr das scheinen! Doch mit Muth und Willenskraft begann sie ihr Werk, und sie hat Großes vollbracht! Es wird von ihr gerühmt, daß sie nie die ehrgeizige Lüsterheit gehabt, sich in die Landesregierung und Politik zu mischen. Mit echt weiblichem Gefühl unterschied sie zwischen dem, was dem Kurfürsten und dem, was ihr selbst für Volk und Land zu thun oblag. Ihr Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten wirkte wie der milde Sonnenschein. Sie

war des Kurfürsten gutes Gewissen und seine Herzenswärme. Während er den Bau des Staates im Großen ausführte, heilte und pflegte, besserte und erfreute sie das wunde, franke Volk, soweit ihre Mutterhand reichete. Ihr Wirken kam der Familie zu gute und dadurch eben arbeitete auch sie an den Grundpfeilern des Staates. Sie war eine wahre Mutter der Verlassenen, der Wittwen und Waisen. Das Waisenhaus in Dranienburg, welches von ihr gegründet wurde, hat das Andenken ihrer Wohlthätigkeit verewigt. Mit unbegrenzter Liebe und Verehrung war ihr das Volk zugethan. Ihr ganzes Leben war ein gottseliges und erbauliches. An ihrem Gemahl hing sie mit inniger Liebe und folgte ihm, trotz ihrer schwachen Gesundheit, fast auf allen seinen zahlreichen Reisen und selbst auf seinen Kriegszügen; denn es war ihr unerträglich, von ihm getrennt zu sein. „Ich will lieber alle Unbequemlichkeiten erdulden und bei ihm sein,“ schrieb sie einst, „als alle Bequemlichkeiten der Welt haben und ihn nicht sehen.“ Mit gleicher Snelligkeit war auch ihr der Kurfürst ergeben. Alle seine Gedanken theilte er ihr mit und erbat sich in schwierigen Fällen nicht selten ihren Rath. Auch als Diäteterin geistlicher Lieder hat Louise ein ruhmvolles Andenken hinterlassen. Das kostbare Kleinod des evangelischen Liederschazes: „Jesús, meine Zuversicht,“ das so manchem Sterbenden zum Troste gereicht und manchem Verstorbenen das letzte Geleit gegeben hat, ist ein Erzeugniß ihres frommen gläubigen Gemüths. Zu früh für ihren Gemahl und für die Liebe ihres dankbaren Volkes starb Louise von Dranien schon am 18. Juni 1667, noch nicht vierzig Jahre alt. (So schied auch später (1810) eine zweite Louise, eine andere wahrhafte Landesmutter, viel zu früh aus dem Leben.) Eine zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, konnte ihm jenen herben Verlust nicht ersetzen, und er soll öfter in wehmüthigem Anschauen vor Louisen's Bilde gestanden und in Thränen ausgerufen haben: „O, Louise, wie sehr vermisse ich Dich und Deinen Rath!“

89. Paul Gerhardt,
geb. 1606, gest. 1676.

Paul Gerhardt wurde im Jahre 1606 zu Gräfenhainichen im sächsischen Erzgebirge geboren. Von seinen Eltern und seiner Jugendgeschichte ist nichts bekannt. Sein religiöses Gemüth zog ihn schon früh zum geistlichen Stande hin. Nachdem er auf der Universität Wittenberg seine Studien gemacht und längere Zeit Prediger in Sachsen gewesen war, wurde er 1651 Probst zu Mittelwalde in der Mark und 1657 Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin. Er war ein echter Volksprediger, ein wahrhaft treuer Diener des Herrn und überdies ein reich begabter geistlicher Dichter. Nicht nur seine Gemeinde, ganz Berlin, ja die ganze Mark hingen an ihm mit inniger Verehrung. Als Dichter wurde er schon damals allgemein anerkannt und gefeiert. „Ich sage es frei,“ bemerkt ein Zeitgenosse, „kein unnützes Wort findet man in Gerhardt's Liedern; es fällt und fließt ihm Alles auf's Lieblichste, Artigste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts Gezwungenes, nichts Geflücktes, nichts Zerbrochenes. Wie die Reime in der Regel etwas Himmlisches und Geistliches mit sich führen, also sind sie auch bei Gerhardt absonderlich recht auserwählte, leicht und auserlesen schön, die Redensarten sind schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach Luther's und anderer alten Meistersänger Tone, lieblich und herzlich, mit einem Worte: Alles ist herrlich und tröstlich, Alles voll Saft und Kraft u.“ Die Wahrheit dieser Schilderung der Gerhardt'schen Gesänge bezeugen vor Allem die herrlichen Lieder: „Warum sollt ich mich denn grämen“ und „Bestehl du deine Wege.“

Der Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformirten Kirche (1613) hatte viele religiöse Streitigkeiten in Brandenburg hervorgerufen. Eine Vereinigung beider Confessionen war oft versucht, aber immer mit größter Festigkeit zurückgewiesen worden. Auch der große Kurfürst machte ernstliche Versuche, die Partheien zu versöhnen; allein die Gemüther waren durch die lieblosen Streitigkeiten so aufgeregt, daß seine Bemühungen erfolglos blieben. Da erließ er eine Verordnung, in welcher er alle religiöse Zänkereien, namentlich die Berunglimpfungen, welche sich die Anhänger beider Bekenntnisse von den

Kanzeln herab gegenseitig zufügen möchten, strenge verbot. Wer dawider handle, solle seines Amtes entsetzt werden. Zudem forderte der Kurfürst von allen Geistlichen eine schriftliche Verpflichtung, die Vorschriften der neuen Verordnung genau zu beobachten. So weit Friedrich Wilhelm auch davon entfernt war, die Gewissen seiner Unterthanen zu verletzen, so fand seine Forderung, besonders unter den eifrigen Lutheranern, doch einen heftigen Widerspruch. Eine große Anzahl armer Stadt- und Landgeistlichen, welche ihre zahlreiche Familie dem Hunger und Glende nicht preisgeben wollten, unterzeichneten den Mevèr; viele andere aber befanden sich durch die Beschränkung der Redefreiheit in ihrem Gewissen beschwert und verweigerten mit aller Entschlossenheit die Unterschrift. Da jede Drohung vergebens war, so wurde gegen mehrere der entschiedensten Geistlichen die Amtsentsetzung wirklich ausgesprochen. Darunter war auch Paul Gerhardt. Das brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Besonders konnte es Gerhardt's Gemeinde nicht fassen, daß sie ihren wahrhaft gottesfürchtigen und so milden Prediger, der stets große Mäßigung und christliche Duldsamkeit gegen das reformirte Bekenntniß geübt hatte, verlieren sollte. Die ganze Bürgerschaft Berlins und sämmtliche Gewerke wandten sich an den Magistrat, damit dieser Fürsprache beim Kurfürsten einlege. Sowohl dieses, als die Fürbitte der gesammten Stände der Mark für den allverehrten Gottesmann war vergebens. Erst der Kurfürstin Louise Henriette gelang es, ihren Gemahl gegen den edlen Sänger, der durch seine herrlichen Lieder ihr frommes Herz oft tief gerührt hatte, milder zu stimmen; allein zu einer vollständigen Einigung wollte es dennoch nicht kommen. Paul Gerhardt legte sein Amt nieder und verließ Berlin. Es mag ihm wohl schwer um's Herz gewesen sein, als er, ohne irgend eine Aussicht auf Versorgung, mit einer zahlreichen Familie auf beschwerlichem Wege durch die märkischen Sandsteppen wanderte, um nach seinem heimatlichen Sachsen zurückzukehren. Daß er aber nicht verzagt, daß er auf den Herrn gehofft und ihm vertrauet habe; davon zeugen die herrlichen Lieder, die er in der Zeit seines Exils gesungen. In einem dieser trostreichen Gesänge: (Ist Gott für mich, so trete) heißt es:

„Die Welt die mag zerbrechen,
 „Du bleibst mir ewiglich;
 „Kein Brennen und kein Stechen
 „Soll trennen mich und dich;
 „Kein Hunger und kein Dürsten,
 „Kein' Armuth, keine Pein,

„Kein Zorn des großen Fürsten
 „Soll mir ein Hind'ring sein!“

Nach der Sage soll auch die Krone der Glaubenslieder: „Befiehl du deine Wege“ auf jener traurigen Wanderung entstanden sein. Als die Familie eines Abends in einer einsamen Herberge saß und nicht wußte, wovon sie den nächsten Tag zehren sollte, brach die Gattin des frommen Dichters in Thränen aus und wollte schier verzweifeln. Paul Gerhardt rief ihr Trostesworte zu aus der heiligen Schrift, unter andern die schöne Stelle aus den Psalmen: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff' auf ihn, er wird's wohl machen.“ Von diesen Worten selber tief ergriffen, ging er in den Garten, setzte sich auf eine Bank und dichtete das Lied: „Befiehl du deine Wege,“ das sich genau an die Worte jenes Bibelverses anschließt. Dieser herrliche Gesang, an dem sich seitdem die ganze evangelische Christenheit erquickt und erbauet, erfüllte auch des Dichters Gattin mit neuem Muth, mit neuer Zuversicht. Noch an demselben Abendkehrten zwei fremde Herren in dem nämlichen Gasthose ein und erzählten, daß sie der Herzog von Merseburg nach Berlin schickte, um den abgesetzten Prediger Gerhardt aufzusuchen. Der Dichter gab sich zu erkennen, worauf die Herren ihm ein Schreiben des Herzogs einhändigten, das ihm ein ansehnliches Jahrgelalt nebst einer baldigen Anstellung zusicherte. Im Jahre 1668 wurde Paul Gerhardt zum Pfarrer in Lübben gewählt. Im folgenden Jahre trat er sein neues Amt an und wirkte noch sieben Jahre im Weinberge des Herrn. Am 7. Juni 1676 war sein Tagewerk zu Ende. Er starb mit den Worten des achten Verses seines Liedes „Warum sollt' ich mich denn grämen:

„Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
 „Sondern reißt unsern Geist
 „Aus viel tausend Nöthen
 „Schließt das Thor der bittern Leiden.
 „Und macht Wahn, da man kann
 „Geh'n zu Himmelsfreuden.“

90. Paul Gerhardt.

Zu Brandenburg einst waltet
 Der Kurfürst weit und breit;
 Doch neue Lehren spaltet
 Des Glaubens Einigkeit.
 Es steuern wohl Gesetze
 Verbotenem Geschwätze
 Wie das Edikt es nennt;
 Doch wird es ihm gesingen,
 Den freien Geist zu zwingen,
 Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Der Greis versetzt bescheiden:
 „Mir ziemt's, das strenge Recht,
 „Gebietet, zu erleiden,
 „Mir dem geringen Knecht.
 „Wie mag ich anders lehren,
 „Das Reich des Herrn zu mehren,
 „Als wie geschrieben steht?
 „Es bleibt gerecht sein Wille,
 „Ich will ihm halten stille.“ —
 Und drauf verneigt er sich und geht.

Er stand an heil'ger Stätte,
 Der Kirche heller Stern,
 Durch Lehren und Gebete
 Verkündigend den Herrn.
 „Und laß Dir nimmer grauen,
 „Mußt droben dem vertrauen,
 „Deß Name Zebaoth!
 „Und ob des Himmels Schranken
 „Und alle Vesten wanken:
 „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Und wehrt daheim dem Jammer,
 Und Alles legt er ab,
 Und nimmt aus seiner Kammer
 Die Bibel und den Stab.
 Die Mutter, blaß vor Harme,
 Das jüngste Kind im Arme,
 Das zweite bei der Hand —
 So tritt er an die Schwelle,
 Und blickt hinauf in's Helle,
 Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Der Kurfürst aber sandte,
 Da kam der fromme Mann;
 Des Fürsten Auge brannte,
 Und zürnend hub er an:
 „Wer nur den eignen Grillen
 „Nicht des Gesetzes Willen
 „Zu folgen, weise fand,
 „Der hat — es sei gesprochen! —
 „Hat Ehr' und Amt verbrochen,
 „Und meidet fortan Stadt und Land!“

Wer geht im fernen Thale
 Den müden Pilgergang,
 Im heißen Sonnenstrahle,
 Die flache Haid' entlang? —
 Sie wallen froh im Glauben
 Als blühten ihnen Lauben
 Der fremden Erde zu;
 Und als der Tag verfloß,
 So beut, im Wald verschlossen,
 Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh-

D schau' den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer
So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen,
Im fremden Land' erbarmen,
Und ihr Vertreter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme säthelt
Ihm Freundigkeit und Muth:
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege,
Und was das Herz kränkt
Der allertreusten Pfllege
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da dächt es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge floh.
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh.

Sie schwören still und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldene Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsen-Lande
Der Bote diesen Gruß:
„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hierher beschieden
Durch Kurfürst Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln sah'n.“

„Er hat Dich auserkoren,
Zu weiden eine Heer';
Und was Du dort verloren,
Sei dreifach Dir gewährt!
Wohlauf! es grant der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Gränzen,
Oh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland.“

Schmidt v. Lübeck.

91. Marschall Derfflinger,

geb. 1606, gest. 1695.

Derfflingers Herkunft und Jugend sind in tiefes Dunkel gehüllt. Man weiß nur, daß er im März des Jahres 1606 in Oesterreich ob der Ens geboren worden ist. Seine Eltern sollen arme Bauersleute gewesen, und um ihres evangelischen Glaubens willen aus ihrer Heimath vertrieben und nach Böhmen ausgewandert sein. Ueber die Schicksale seiner frühesten Jugend sprach sich Derfflinger nie aus, und schon zu seinen Lebzeiten verzichtete man darauf, je etwas Zuverlässiges darüber zu erfahren. Unterricht scheint er wenig empfangen zu haben. Als er heran gewachsen war, widmete er sich dem Schneidergeschäfte und ging, nachdem er seine Lehre beendet hatte, als sechszehnjähriger Jüngling auf die Wanderschaft.

Da wollte er einst von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen. Die Schiffer wiesen ihn aber zurück, weil er zu arm war, das Fährgeld zu bezahlen. Das fuhr ihm heftig durch den Sinn, und als er gleich darauf sah, daß ein Trupp Soldaten umsonst übergeschifft wurde, merkte er, daß das Schwert mehr gelte als die Nadel, und:

Er warf sein armes Bündel
Flugs in den Strom hinein
Und Nadel, Maß und Elle
Und Bügel hinterdrein,
Und ließ sich hurtig werben,
Nahm auch ein Handgeld an,
Und war in wenig Stunden
Ein schmucker Reitersmann.

In wessen Dienste er zuerst trat, kann nicht mit Gewißheit gesagt werden. In der Schlacht auf dem weißen Berge (bei Prag) focht er unter dem Grafen Matthias von Thurn. Später diente er im schwedischen Heere, und da ein großer Mann in ihm steckte, kam er auch heraus. Er stieg von Stufe zu Stufe bis zum Generalmajor. Diese Würde verlieh ihm die Königin Christine selbst, als er ihr die Nachricht von einem glänzenden Siege nach Schweden überbrachte, den er als Oberst an der Spitze eines Reiterregiments hatte mit erfachten helfen. Und so kämpfte er den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch

in den Reihen der Schweden für die Sache seines evangelischen Glaubens. Nach dem westphälischen Frieden erhielt er als Ausländer einen ehrenvollen Abschied. Er trat darauf in die Armee des großen Kurfürsten, und leistete demselben treffliche Dienste in den Feldzügen gegen die Polen, Franzosen und Schweden. Zu seinen glänzendsten Thaten gehören die Ueberrumpelung von Rathenow und die Erstürmung Stralsunds. Der deutsche Kaiser erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand, und der große Kurfürst machte ihn zum General-Feldmarschall.

92. Hier steht der Mann.

Derfflinger fand in seiner hohen Stellung viele Neider und Feinde. Die dunkle Herkunft wurde das bequeme Ziel niedriger Schmähungen. Wie die Stettiner ihn verspottet, ist oben erzählt. Aber auch in seiner Umgebung widerfuhr ihm manche schändliche Begegnung, manche freche Beleidigung. Er verstand aber auch solche Kränkungen zu bestrafen. Das beweist folgender Vorfall. Ein französischer Gesandte, nach andern Nachrichten ein deutscher Herzog, hatte die Unverschämtheit, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob er einen General in seinem Heere habe, der früher Schneider gewesen. Ohne die Antwort seines Herrn abzuwarten, sprang Derfflinger, der mit zu Tische saß, von seinem Stuhle auf und rief, den Gesandten mit flammenden Blicken betrachtend: „Hier steht der Mann, von dem das gesagt wird, und hier, (dabei schlug er auf sein Schwert,) hier ist die Elle, mit der ich jeden Schuft nach der Länge und Breite messe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillschweigen der Anwesenden vollendete die Vernichtung des frechen Franzosen.

93. General oder Lumpenkerl.

Derfflinger schämte sich keineswegs seiner niedern Herkunft; er wollte nur nicht, daß man sie ihm zum Vorwurf mache. Er selbst erzählte gern in heiteren Kreisen interessante Büge aus seinem früheren Leben. Als er noch gemeiner Dragoner war, konnte er einmal des Nachts nicht schlafen. Er warf sich deshalb unruhig auf dem Lager hin und her und störte dadurch auch den Schlaf seines Zeltkameraden. Dieser fragt ihn im heftigen Tone, was er für eine Unruhe auf dem Leibe habe. Derfflinger antwortet: „Ich sinne darüber nach, wie ich es anfangs, General zu werden.“ „Ach was! schlaf!“ erwidert sein Kamerad, „ein Lumpenkerl machst Du wohl noch werden, aber ein General schwerlich!“ Derfflinger nahm diese Prophezeiung stillschweigend hin, vergaß sie aber nie. Viele Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam er durch ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihm auffiel. Er läßt seinen Wagen vor dessen Wohnung fahren. Das Oberhaupt der Stadt eilt zu seinem Empfange herbei, und Derfflinger erkennt auf den ersten Blick in demselben seinen ehemaligen Zeltkameraden. „Ei, kennen wir uns?“ fragte der Feldmarschall. „Ich glaube wohl!“ erwiderte der Bürgermeister mit einigem Zögern. „Nun, denkst du auch noch an deine Prophezeiung?“ Der Bürgermeister wollte sich der alten Geschichte nicht recht mehr erinnern. Derfflinger führte sie ihm in's Gedächtniß zurück. Da wurde jener ganz verwirrt und erwiderte, wenn er dergleichen Worte damals gesagt hätte, so möchte er ihm das doch jetzt nicht mehr nachtragen. „Nein, ganz und gar nicht,“ rief der Marschall, sprang aus dem Wagen, umarmte seinen ehemaligen Schlafkameraden brüderlich, klopfte ihm auf die Schulter und rief ihm zu: „Alter Junge, hast du etwas Ordentliches zu essen?“ „O, ja, Schinken, Würste und noch andere Delikatessen,“ war die Antwort. „Und ich habe guten Rheinwein im Wagen,“ fügte Derfflinger hinzu. So gingen denn die Beiden zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander und erzählten sich ihre Erlebnisse seit jenen Tagen. Schade, daß wir nicht dabei waren!

94. Derfflinger's Tod.

1695.

Den Abend seines schwerdunkämpften Lebens verbrachte Derfflinger im Schooße seiner Familie, meist auf dem Lande, in Frieden. Keine Sorge drückte ihn. Irdische Güter waren ihm im Ueberflusse beschieden, nach den himmlischen strebte er mit aufrichtigem Herzen. Er folgte mit festem Vertrauen den protestantischen Glaubenslehren. Johann And's wahres Christenthum war sein liebstes Erbauungsbuch. 89 Jahre alt und lebensatt starb er am 4. Februar 1695 den sanften Tod der Altersschwäche bei völligem Bewußtsein. Sein Leichenbegängniß geschah, nach seinem ausdrücklichen Befehle, ohne Prunk und große Feierlichkeiten. In der Gedächtnißrede, die ihm der Prediger zu Ousow hielt, durfte von seinem Leben und seinen Thaten keine Erwähnung geschehen.

95. Seine Persönlichkeit.

Derfflinger war ein wohlgebildeter, großer, kräftiger Mann, von der Natur gleichsam schon zum Krieger geschaffen. Ein starkes krauses Haar zierte sein Haupt. Er hatte eine große Nase, eine breite Stirn, starke Augenbraunen, lebhafte Augen, ein starkes Kinn und ein volles Gesicht. Die Oberlippe bedeckte ein starker Bart. Er besaß alle Eigenschaften zu einem tüchtigen Feldhern, Muth, Kühnheit, Entschlossenheit, Kaltblütigkeit. Er war ein ausgezeichneteter Reiter. Seine Truppen hingen mit Liebe an ihm und folgten ihm mit Vertrauen in die Schlacht; seine Anführung verbürgte ihnen den Sieg. Gegen seine Untergebenen war er leutselig und freigebig. Das beweist folgender Zug. Einer seiner Unteroffiziere trat in sein Zimmer, als er grade eine Lade voll Thalerstücke nachsah. Der Anblick so vielen Geldes machte einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Derfflinger ruft ihm zu: „Komm nur und nimm Dir eine Handvoll.“ Der Unteroffizier zögert. Da thut Derfflinger einen tüchtigen Griff in die Kasse und reicht dem Erstaunten die Silberstücke mit den Worten hin: „Nimm's nur, so etwas kommt nicht alle Tage!“

Obgleich Derfflinger wenig Schulkenntnisse besaß, so hatte er doch durch unmittelbare Anschauung und Erfahrung, wozu ihm sein Leben in ungewöhnlicher Fülle Gelegenheit geboten, Vieles gelernt, namentlich war er in der Kriegskennntniß und Waffenkunde nicht unerfahren; selbst Geschützwesen und Festungsbau waren ihm nicht fremd geblieben. Seinen Namen unterzeichnete er sehr zierlich und zwar nie Derfflinger, wie man ihn meistens genannt findet, sondern Derfflinger; alles Uebrige sagte er seinen Schreibern in die Feder. Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm fremd, und sein Mangel an Schulunterricht gab oft Veranlassung zu lustigen Irrungen.

96. Das Dorf Raptim.

Ein Rittmeister, den er ausgeschildt hatte, die Stellung des Feindes zu erforschen, sandte seinen Bericht ein. Vor dem Datum in dem Briefe stand das Wort Raptim, das so viel als „in Eile“ heißt. Derfflinger aber meinte, es wäre der Name des Orts, woraus das Schreiben datirt sei und erkundigte sich eifrig nach der Lage desselben. Niemand aber konnte sie ihm angeben. Da geräth er in Zorn und ruft: „Ich habe den Rittmeister nach Neudorf beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt.“ Endlich fand sich doch Ciner, der dem General die Bedeutung des Wortes sagen konnte. „Ach so!“ erwiderte Derfflinger darauf; „aber er hätte es in gutem Deutsch schreiben sollen, dadurch wäre mir ein unnützes Suchen erspart worden.“

97. Desfilé's.

Ein anderes Mal wurde ihm berichtet, die Truppen könnten nicht so rasch an den Feind rücken, weil die Desfilé's (Hohlwege) sie aufhielten. Die Aussprache dieses französischen Wortes, klang dem Feld-

herrn wie der Name des bösen Feindes im Plattdeutschen, und er rief mit Ungebuld und Festigkeit: „Schlagt die Teufels (Devils) todt, schlägt sie alle todt!

98. Kaspar Nagel.

Er konnte überhaupt ausländische Wörter und Namen nicht leiden und war stets geneigt, sie in deutsche umzuwandeln, die ähnlich klangen. So nannte er den spanischen Gesandten Castanage nie anderes als Kaspar Nagel.

Derfflinger besaß einen biederen Charakter, doch fehlte es ihm auch an Klugheit und Gewandtheit nicht, wenn es die Umstände verlangten; sogar in die feinen Höflichkeit wußte er sich zu finden. Wie ihn sein guter Stern aus der Niedrigkeit zu hohen Ehren, so hatte er ihn auch aus Armuth zu großen Reichthümern geführt. Seine Kriegsdienste brachten ihm viel ein; dazu erhielt er von seinem Kurfürsten von Zeit zu Zeit bedeutende Geschenke, sowohl in Baar als in Gütern. Auch seine erste Gemahlin hatte ihm ein schönes Vermögen zugebracht. Außer dem sehr werthvollen Gute Gufow, besaß er mehrere große Güter im Brandenburgischen und in Preußen. Derfflinger war zweimal vermählt. Er hinterließ zwei Söhne und vier Töchter. Der jüngere Sohn ging mit den brandenburgischen Hülfsvölkern gegen die Türken nach Ungarn und fiel vor Ofen 1686; der ältere starb als preussischer General-Lieutenant zu Gufow 1724 ohne Kinder. Mit ihm erlosch der Name Derfflinger. Durch seine Töchter erblühte aber dem alten Feldmarschall eine große Nachkommenschaft, indem er jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürsten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg-Wernigerode, Haugwitz und Podewils, der Familien von der Marwitz, Zieten, Bismark, Bonin und anderer angesehenen Geschlechter prangt, die seines Namens sich rühmen.

99. Der Derfflinger.

Der Derfflinger war ein Schneidergesell!
 Doch nimmer ließ es ihn ruhn;
 Er dachte an Andres, als Nabel und Ell':
 „Was aber, was soll ich thun?“

Da kam er beim Wandern die Kreuz und Quer
 Zum Fährmann bei Tangermünd;
 Hinüber wollt' er, sein Ventel war leer.
 „„Lump, zahle, sonst pack' dich geschwind!““ —

„Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
 Es bezahlt euch ja keiner nicht.“ —
 „„Das sind auch keine Schneider nit,
 Sind Kriegsleut', Respekt, du Wicht!““

Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er stehn
 Und brummte grimmig für sich:
 „Ihr Schufte, das soll mir nicht zweimal geschehn!
 Ich zeig's, was sich schießt für mich.“

Da ward er ein rascher Reitersmann,
 Zum Teufel schmiß er die Ell',
 Dafür packt er 'nen Degen an,
 Den schwang er gewichtig und schnell.

Bald hat er ein Regiment kommandirt,
 Zuletzt ward er Feldmarschall;
 Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
 Sie respektirten ihn all'.

Ein Hort den Soldaten, ein Teufel im Streit,
 Wie maß er der Schwedischen Heer'
 Bei Fehrbellin die Läng' und die Breit!
 Die eiserne Elle war schwer.

Drum sag' ich: Keiner steh' still in der Welt.
 Wen's antreibt, nur vorwärts, schnell!
 Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held,
 Und wär's auch ein Schneidergesell.

F. v. Sallet.

100. Feldmarschall Derfflinger.

Der Kurfürst saß beim Mahle;
 Die Becher freisten froh.
 Es saß an seiner Seite
 Der Held von Rathenow.
 Er hatte kühn geschwungen
 Für seinen Herrn das Schwert
 Und Ehre sich erstritten
 Des schönsten Ruhmes werth.

Drob freute sich verstoßen
 Die feige Höslingsschaar
 Und reicht dem fremden Grafen
 Noch einen Becher dar.
 Sieh! da erhebt sich plötzlich
 Mit Stolz der General
 Und schlägt an seinen Degen
 Und spricht laut durch den Saal:

Der Wein, der macht beredter
 Und öffnet jedes Herz;
 Und lauter ward die Freude,
 Und freier ward der Scherz.
 Doch mancher Hösling schaute,
 Gereizt von schnödem Neid,
 Scheel nach dem kühnen Helben
 Und schwoll in Bitterkeit.

Ihr Herren, den ihr meinet,
 Der General bin ich!
 Der Schneider ist behende,
 Glaubt mir es sicherlich,
 Denn hier mit meiner Elle
 Mess' ich die Kreuz und Quer
 Jedweden Schust, auch wenn er
 Von altem Erze wär'!

Ein Herr aus Baiernlande,
 Wohl sechszehn Ahnen schwer,
 Sprach zierlich und geschliffen
 Vom Brandenburger Heer.
 Und fragt, verächtlich lächelnd,
 Geröthet vom Pokal:
 „Ist's wahr, ein Schneider wurde
 Ein großer General?“

Der große Kurfürst lächelt
 Mit biederem Angeficht,
 Reicht freundlich ihm die Rechte
 Und spricht voll Zuversicht:
 Wohl mir und meinem Volke!
 Das schönste Ritterthum
 Ist unserm Vaterlande
 Verdienst und eigner Ruhm.

J. A. Lehmann.

101. Preußen ein Königreich.

1701.

Dem großen Kurfürsten folgte dessen zweiter Sohn Friedrich III. Er war ein edler, liebenswürdiger Mann und gehört zu den beliebtesten Fürsten, die je über Brandenburg regiert haben. Leider aber besaß er bei großer Outmüthigkeit wenig Festigkeit des Charakters und ließ sich zu leicht von Schmeichlern und Günstlingen bestimmen. Durch viele nützliche Einrichtungen suchte er Ackerbau, Gewerbe und Handel zu heben. Ebenso sehr war er bemüht, die höhere geistige Bildung seines Volkes zu fördern. Er stiftete eine Akademie der Künste und Wissenschaften zu Berlin, an deren Gedeihen seine hochgebildete Gemahlin, Sophie Charlotte, den lebhaftesten Antheil nahm. Besonders schenkte er den Hochschulen des Landes seine wärmste Theilnahme; er errichtete auch 1694 eine neue Universität zu Halle, die sich bald durch berühmte Lehrer, namentlich durch Christian Thomasius und den edlen Hermann August Franke einen großen Ruf erwarb. Ausgezeichnete Bildhauer, Maler und Baumeister rief er an seinen Hof und gab ihnen, indem er prächtige Bauten ausführte, lohnende Arbeit. Bald nach dem Antritte seiner Regierung wurde der Lehrer seiner Jugend, Eberhard von Danckelmann, sein vorzüglichster Rathgeber. Alle wichtige Staats- und Hofangelegenheiten wurden ihm übertragen, und er war der eigentliche Regent. Das Wohl des Vaterlandes lag ihm sehr am Herzen, und er hat viel für dasselbe gethan; aber durch sein strenges schroffes Wesen verlegte er oft die feinen Hofleute. Das erweckte ihm viele Feinde. Selbst der Kurfürst, dem er über den großen Aufwand des Hoflebens rücksichtslos Vorwürfe machte, entzog ihm seine Gunst und wandte sie einem Andern, dem Kolb von Wartenberg zu. Dieser vollendete Danckelmanns Sturz und wurde selbst der Erste am Hofe und in der Verwaltung. Er bezog ein Gehalt von 100,000 Thalern jährlich, außer zahlreichen Geschenken, wodurch er in kurzer Zeit Millionen erwarb. Durch Eigennutz und Uebermuth machte er sich aber endlich so allgemein verhaßt, daß ihn der Kurfürst entlassen mußte.

102. Erwerbung der Krone.

Friedrich III. hielt viel auf äußere Ehre und liebte es, sich mit Glanz und Pracht zu umgeben. Als er die Regierung antrat, war sein Staat in einem blühenden Zustande, und der brandenburgische Name war in ganz Europa geehrt und gefürchtet. Er glaubte viel mehr Land zu besitzen, als zu einem Kurfürstenthume gehöre. Auch durch seine Militairmacht dünkte er sich Königen gleich. Was er also in der Wirklichkeit war, das wollte er auch dem Namen nach werden. Die königliche Krone sollte sein Haupt schmücken. Dieser Gedanke war ein Traum seiner Jugend, mit dem er jeden Morgen aufstand und jeden Abend schlafen ging. Als nun der Kurfürst von Sachsen zum König von Polen gewählt war, und der Kurfürst von Hannover Aussicht erhielt, den englischen Thron zu besteigen, da erreichte seine Sehnsucht nach der Königskrone den höchsten Grad. Die Erlangung derselben hatte aber bedeutende Schwierigkeiten. Brandenburg gehörte zum deutschen Reiche, und nach der Reichsverfassung konnten neben dem Kaiser nicht auch noch Könige in Deutschland sein. König von Brandenburg konnte er also nicht werden. Das Herzogthum Preußen war aber von keinem Reiche der Welt abhängig, deshalb beschloß der Kurfürst sich den Titel König in Preußen beizulegen, von Preußen wollte er sich darum nicht nennen, weil er das Land nicht ganz, sondern nur Ostpreußen besaß. Die Königswürde durfte er sich indessen nicht eigenmächtig beilegen. Zur Verleihung von dergleichen Titeln war von Alters her als weltliches Oberhaupt der Christenheit nur der Kaiser berechtigt. Dieser wollte aber den Kurfürsten nicht gern erhöhen, denn er fürchtete, der König in Preußen möchte ihm nicht mehr so folgsam sein, als der Kurfürst von Brandenburg. Friedrich veranlaßte, daß einflußreiche Personen aus der Umgebung des Kaisers bei diesem heimlich für ihn wirkten und gab zu dem Zwecke über 5 Millionen Thaler aus. Auch versprach er dem Kaiser, für den drohenden spanischen Erbfolgekrieg ein Hülfsheer zu stellen, worauf endlich die Einwilligung erfolgte. Nur machte der Kurfürst den europäischen Fürsten bekannt, daß er den Königstitel annehmen werde. Zu Königsberg sollte die Krönung stattfinden. Trotz des schlechten Wetters und der rauhen Jahreszeit reiste er am 17. December 1700 mit seiner Gemahlin, seinem Sohne, seinen Brüdern und vielen hohen Beamten dahin ab. Bei dieser Gelegenheit wurde Alles überboten, was man bisher an fürstlicher Pracht

und Herrlichkeit gesehen hatte. Um die Personen aus der nächsten Umgebung des Kurfürsten fortzuschaffen, waren 400 Wagen nöthig. Ein unabsehbarer Zug folgte diesen. Auf jedem Anhaltspunkte durch die Niederungen der Oder und Weichsel, wo die Wege schlecht waren, mußten 30,000 Vorspann-Pferde bereit stehen. Am 29. December traf der erste Zug in Königsberg ein, und am 15. Januar 1701 waren die Vorbereitungen so weit beendet, daß die Krönungsfeste beginnen konnten. In diesem Tage ritten vier Herolde, von vielen hohen Beamten begleitet, in kostbaren Kleidern auf prächtig geschmückten Pferden durch die Straßen der Stadt, in den Händen große Stäbe mit goldenen Kronen, und verkündigten auf fünf öffentlichen Plätzen, das Herzogthum Preußen sei zu einem Königreiche erhoben und der bisherige Kurfürst heiße von jetzt an König in Preußen. Da erhob sich ein ungeheurer Jubel des Volkes, und Alle riefen: „Es lebe Friedrich unser allergnädigster König! Es lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin!“ Und Glockengeläute, Kanonendonner, Pauken und Trompeten schmetterten drein. Am 17. Januar erfolgte zur Verherrlichung des Krönungsfestes die Stiftung des schwarzen Adlerordens mit der Inschrift: *Suum cuique*, das heißt: Jedem das Seine.

103. Die Krönung.

(18. Jan. 1701.)

Der 18. Januar war für die Krönung bestimmt. In den Kleidern des Königs zeigte sich eine außerordentliche Pracht. Er trug einen Rock von rothem Scharlach, reich mit goldenen Stickereien geschmückt. Jeder Knopf war ein Diamant und kostete 3,000 Dukaten. Der Königsmantel, mit goldenen Kronen und Adlern gestickt und mit Hermelin besetzt, war von Purpursammt. Er wurde vorn von einer Spange, die aus drei Diamanten bestand, deren Werth man auf eine Tonne Goldes schätzte, zusammen gehalten. So trat der König, von den Hohen und Edlen des Reichs umgeben, in einen großen Saal. Hier war ein prächtiger Thron errichtet. Unter demselben standen zwei silberne Sessel und seitwärts zwei silberne Tische, auf denen Kronen und Scepter für den König und die Königin lagen. Nachdem sich der

König auf dem Throne niedergelassen hatte, knie'ten die höchsten Reichsbeamten vor ihm nieder und reichten ihm die Abzeichen der königlichen Würde. Er setzte sich die goldene Krone auf das Haupt, und nahm dann das Scepter in die rechte und den Reichsapfel in die linke Hand. Der Kronprinz und des Königs Brüder traten zu ihm und verpflichteten sich zur Unterthänigkeit. Darauf erhob sich der König, um in die Zimmer der Königin zu gehen. Der Kronprinz, die Brüder des Königs und andere hohe Personen, welche die Abzeichen der königlichen Würde für die Königin trugen, gingen voran. Die Königin, von ihren Damen umgeben, stand am Eingang des Vorzimmers. Sie war in Goldstoff gekleidet. Ein Kranz von Perlen, den sie auf der Brust trug, war Millionen werth. Ihr Mantel war wie der des Königs. Als die Königin ihren Gemahl erblickte, neigte sie sich vor ihm. Der König setzte die goldene Krone auf ihr Haupt; darauf nahm sie das Scepter und den Reichsapfel, und beide gingen mit ihrem Gefolge in den großen Saal zurück. Da empfingen sie unter dem Thronhimmel die Huldigungen aller Anwesenden. Endlich riefen die Glocken zur Kirche. Der Weg dahin war mit rothem Tuch belegt. Zu beiden Seiten des Weges standen Soldaten zu Pferde und zu Fuß. Der König und die Königin gingen unter prächtigen, von Edelleuten getragenen Thronhimmeln; dahinter folgten die Abgeordneten der verschiedenen Stände. Der Zulauf des Volkes war unermesslich. In der Kirchenthür empfingen die beiden höchsten Geistlichen die Majestäten mit den Worten: „Es gehen hier ein die Gesegneten des Herrn!“ Unter Trompeten- und Paukenschall gingen der König und die Königin zu den Thronen, die an beiden Seiten des Altars errichtet waren. Lobgesang und Altargebet begannen; der Bischof von Bär hielt dann die Predigt über die Worte aus dem 1. Buch Samuelis Kapitel 2, Vers 30: „Wer mich ehret, den will ich wieder ehren.“ Darauf ging die Salbung vor sich. Der König trat zum Altar, knie'te nieder, nahm seine Krone vom Haupt, und legte sie und das Scepter neben sich. Der Bischof von Bär salbte ihn mit Del an der Stirn und an den Handgelenken, indem er sprach: „Gott salbe unsern König mit seinem heiligen Geiste!“ Darauf setzte sich der König die Krone wieder auf das Haupt. Nun trat auch die Königin zum Altar und empfing die Salbung. Als die heilige Handlung vorüber war, rief alles Volk: „Amen, Amen! Glück zu dem Könige! Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!“ Die Glocken läuteten, die Soldaten feuerten ihre Gewehre ab, und die Kanonen auf den Wällen donnerten.

Das Tuch, welches den Weg nach der Kirche bedeckte, wurde dem

Volke überlassen; Münzen mit den Bildnissen des Königs und der Königin wurden ausgeworfen. Wer da flinke Hände hatte, konnte reich ausgehen. Das Ergößlichste aber war der große Dohse, der auf dem Marktplatze gebraten wurde, und daneben zwei kunstreich gearbeitete Adler, die unablässig Wein sprudelten. Da konnte Mancher sich herzlich satt essen und heiter trinken, dem es sonst spärlich zugemessen war. Auch der Armen hatte der König gedacht. Tausend Thaler empfangen die in Königsberg, und zwei neue Armenhäuser in Berlin und Königsberg wurden gegründet. Erst im März trat der König seine Rückreise nach Berlin an. Im Mai begannen hier die Begrüßungsfeierlichkeiten. Am 22. Juni wurde in jedem Dorfe und in jeder Stadt der Schluß mit einem Dank- Buß- und Betfest gemacht.

Das neue Königreich verursachte große Kosten. Schon die Erwerbung der Krone und die Krönung hatten Millionen verschlungen. An Friedrichs Hofe ging es in jeder Beziehung ungemein glänzend zu. Hundert Kammerherren waren stets im Dienste; die Zahl der Kammerdiener, Läufer und Heibucken war ohne Ende. Und alle diese wurden mit Hunderten und Tausenden besoldet. Der König selbst hatte an fürstlicher Pracht und an der Anordnung großartiger Feste das größte Vergnügen. Dabei war er oft bis zur Verschwendung freigebig. So schenkte er einst einem Jäger, der ihm einen ungewöhnlich großen Hirsch auftrieb, ein Gut von 40,000 Thalern an Werth. Natürlich überstiegen diese ungeheuern Ausgaben bei weitem die gewöhnlichen Staatseinkünfte. Der vom Vater gesammelte Schatz verschwand. Schulden über Schulden wurden gemacht. Die Steuern mußten erhöht, neue Steuern eingeführt werden. Da gab es außer den gewöhnlichen Abgaben eine Kopfsteuer, Wagensteuer, Perückensteuer und gar eine Schweineborstensteuer. An der üblen Wirthschaft waren hauptsächlich die Günstlinge des Königs schuld, die das Volk nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen: „Wartenberg, Wittgenstein und Wartenleben,“ spottweise das dreifache Weh des Landes nannte. Der Wohlstand sank. Dazu kam noch die Pest, die in Ostpreußen so sehr wüthete, daß ein Drittheil der Bevölkerung hinweggerafft wurde.

Friedrich I. starb am 24. Februar 1713. Sein Volk, das über den trefflichen Eigenschaften seines Herzens seine Schwächen vergaß, beweinte ihn herzlich.

104. Der 18. Januar 1701.

Zu Königsberg in Preußen dröhnt erst der Glockenklang,
Tönt zum Kanonnendonner Ambrosius' Lobgesang —
Die Adlerfahnen rauschen, als ging's zur lauten Schlacht,
Dem alten Glanz der Zollern vermählt sich junge Pracht.

Zum Kurhut ist die Krone Herrn Friederich verlieh'n —
Wie prächtig ihn umwallen Purpur und Hermelin!
Des neuen Reiches Banner, ein Dohna schwingt's mit Kraft —
Um ihn vom schwarzen Adler die junge Ritterchaft.

Vom Altar nimmt die Krone der Hohenzoller jetzt,
Er hat mit eig'nen Händen sie sich auf's Haupt gesetzt;
Kein Papst und auch kein Kaiser gab ihm das Königsamt,
Von Gott, dem Herrn, alleine die Preußenkrone stammt.

Die andern Könige alle rings auf der weiten Welt,
Sie sind vom Papst, vom Kaiser zu ihrem Amt bestellt,
Und nur der Hohenzoller, der trägt von Gott allein
Zu Lehn die Königswürde, die stolze Krone sein.

Gekrönt tritt der König nun aus dem Gotteshaus
Zu seinem treuen Volke mit festem Schritt hinaus,
Das grüßt mit erstem Schweigen die neue Majestät,
Die Ahnung einst'ger Größe durch all' die Herzen geht.

Dann als das Jubelrufen wie Donner schlägt aus Ohr,
Da blickt der erste König zum Himmel erst empor
Und spricht: „Hier ist die Krone, mein Gott im Himmel Du,
Gieb diesem tapfern Volke die Kön'ge auch dazu!“

G. Hefefiel.

105. Friedrich Wilhelm I.
(1713 — 1740).

Aus dem alten Zollernstamme
Wuchs manch' edles kräftig Reis:
Oft war's eine zarte Blüthe,
Nicht für Stürme, Fluth und Eis;
Meist doch waren's kräft'ge Zweige,
Die nicht brach die schwerste Last;
Diesmal sproß aus zarter Knospe
Gar ein derber knorr'ger Ast.

L.

106. Seine Jugend.

Er wurde am 14. August 1688 auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Cöln an der Spree geboren. Der Name Friedrich Wilhelm wurde ihm zur Erinnerung an seinen Großvater, den großen Kurfürsten, beigelegt, der noch in demselben Jahre starb. Die erste Wartung und Pflege erhielt er von der Frau von Rocoulles, einer vornehmen und gebildeten Französin. Frühzeitig entwickelte sich mit der Körperkraft ein lebhafter Geist und ein starker unbändiger Wille. Nicht selten kamen Ausbrüche von Hestigkeit und Troz vor, die Mutter und Erzieherin erschreckten und viel Sorge und Verdruß bereiteten. Schon als vierjähriger Knabe machte er ein gefährliches Kunststück. Während des Ankleidens nahm er eine silberne Schnalle, die einen Zoll lang und einen halben Zoll breit war, von seinen Schuhen und spielte damit. Als sie gebraucht werden sollte, wollte er sie nicht zurückgeben, sondern steckte sie in den Mund und verschluckte sie. Die Erzieherin gerieth außer sich, die Kurfürstin, die man eiligst herbeigerufen, schrie auf in der größten Angst; selbst der Kurfürst war tief erschüttert. Der Prinz aber lachte und freute sich, daß er die Gouvernante angeführt. Die Aerzte verordneten, was sie für heilsam hielten, und glücklicherweise kam die Schnalle am zweiten Tage wieder zum Vorschein. Dieselbe wird noch heute unter den vaterländischen Merkwürdigkeiten auf der königlichen Kunstkammer in Berlin aufbewahrt.

Ein anderer Streich hätte noch schlimmer ablaufen können. Wegen einer begangenen Unart drohte die Erzieherin dem Prinzen das Frühstück vorzuenthalten. Dieser schien sich willig darein zu fügen. Sobald aber Frau von Rocoulles in ein Nebenzimmer trat, öffnete er schleunig ein Fenster, stieg hinaus auf die Brüstung und rief: er werde sich aus dem dritten Stock hinabstürzen, wenn ihm nicht sogleich sein Frühstück gereicht werde. In Todesangst eilt die Erzieherin herbei und erfüllt auf der Stelle das Begehren des trotzig Knaben. Diese und ähnliche Auftritte brachten die Eltern zu der Ueberzeugung, daß es besser sei, die Erziehung des Prinzen einem tüchtigen Offiziere anzuvertrauen. Dazu wurde der General Dohna, ein ehrenfester, feingebildeter Mann von strengen Sitten bestimmt. Mit der geistigen Entwicklung des Prinzen ging es jedoch langsam; er erwarb sich nur oberflächliche Kenntnisse. Lust und Liebe zu den Wissenschaften, Geschmack für Kunst und seine Bildung vermochten seine Lehrer nicht in ihm zu erwecken. Er richtete seinen Sinn nur auf das, was er für unmittelbar nützlich hielt, und dazu gehörten, nach seiner Meinung, die Wissenschaften nicht. Im Fechten, Reiten und andern Leibesübungen machte er vorzügliche Fortschritte. Eine gewisse Verbtheit und eine tiefe Abneigung gegen allen Zwang schienen Hauptzüge seines Charakters zu sein. Uebrigens waren ihm eine einfache, strenge Gottesfurcht und ein gerader, biederer Sinn von frühester Jugend an eigen. Wenn diese edlen Eigenschaften zuweilen auch von seinen Leidenschaften überfluthet wurden, so machten sie sich doch immer wieder geltend.

Schon früh zeigte Friedrich Wilhelm eine entschiedene Neigung zur Sparsamkeit. Der verschwenderische Aufwand, daß äußere Schau-gepränge an dem Hofe seines Vaters waren ihm durchaus zuwider. Als ein Kammerdiener dem zehnjährigen Knaben einen prächtigen Schlafrock überreichte, warf er denselben zornig in's Feuer. Eine Perücke, die er an einem Hoffeste hatte tragen müssen, hatte dasselbe Schicksal. Ueber die Verwendung der Geschenke, die er zum Geburtstage, zu Weihnachten und nach glücklich überstandenen Examen erhielt, führte er unter dem Titel „Rechnung über meine Dukaten“ ein Ausgabebuch, welches er Jahre lang mit eigener Hand in strengster Ordnung hielt.

107. Seine Regierung.

Friedrich Wilhelm stand in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, als er den Thron seiner Väter bestieg. Sein Körper blühte in der Fülle der Gesundheit. Seine Gestalt maß fünf Fuß fünf Zoll. Seine Haltung war gerade, echt militairisch, sein Schritt fest. Sein Gesicht bildete ein schönes Oval mit hoher Stirn; der ernste Ausdruck desselben wurde durch den offenen, zutraulichen Blick seiner Augen gemildert. Bei aufgeregtem Gemüth aber flammten diese milden Sterne in schreckhafter Gluth. Wer mit bösem Gewissen vor den König trat, der konnte dessen durchdringenden Blick nicht ertragen; nur wer eine gerechte Sache führte und die Wahrheit redete, vermochte ihn auszuhalten. Die Stimme des Königs war etwas schnarrend und undeutlich, und da er bei seinen täglichen Wanderungen zu Fuße und Roß überall hinkam und sich gern mit den Leuten unterhielt, bei den Arbeiten aufmunterte, beim Exerciren der Truppen kommandirte, so war seine Stimme in Berlin Jedermann bekannt. Er bediente sich im gewöhnlichen Umgange und ebenso bei Hofe und auf dem Paradeplatze nur der deutschen Sprache. In den ersten Jahren seiner Regierung trug er abwechselnd bürgerliche Kleidung und Uniform; später erschien er fast immer in der Obersten-Uniform des Potsdamer Grenadier-Regiments. Wenn er auf die Jagd ging, sah man ihn in einer grünen Jägerkleidung, ein Weidmesser und ein Hirschhorn an der Seite. Bei besonders feierlichen Veranlassungen versäumte er jedoch nicht, sich in einem festlichen Kleide zu zeigen. Besonders verhaßt waren ihm die französischen Moden. Als der französische Gesandte als neueste Mode grosse Treppenhüte und Haarbeutel nach Berlin brachte, und es hier an Narren nicht fehlte, die sich diese Tracht mit großen Kosten aus Paris verschrieben, ließ Friedrich Wilhelm die Regimentsprofoße, welche damals, wie die Abdecker und Büttel für unehrlich galten, bei einer großen Parade in französischen Treppenhüten und Haarbeuteln erscheinen, wodurch die neue Mode in der That arg in Verruf kam.

So einfach und schlicht auch der Anzug des Königs war, so war ihm doch Sauberkeit und Reinlichkeit in höchstem Grade eigen. Er wusch sich des Tags oft und liebte in seinen Zimmern holländische Reinlichkeit. Um Staub zu vermeiden, schaffte er die seidenen Tapeten, die Polsterstühle und Teppiche ab, und man sah bei ihm nur hölzerne

Stühle und Bänke. Um an dem Schreibtische die Rockärmel nicht zu beflecken, zog er leinene Ueberärmel an und band, zum Schutze gegen Dintenkege, eine grüne Schürze vor.

Die erste Regierungshandlung Friedrich Wilhelms zeigte, daß die Zeit des prunkenden Hoflebens vorüber sei. Vom Todtenbette des Vaters, an dem er dem Strome seiner Thränen freien Lauf gelassen hatte, begab er sich auf sein Zimmer und ließ sich das Verzeichniß des Hofstaates vorlegen. Er übersah die langen Reihen der Kammerherren, Ceremonienmeister und anderer überflüssigen Leute, ließ sich Feder und Dinte geben, durchstrich die ganze Liste und erklärte dem Oberhofmarschall, daß er hiermit alle Hofämter seines Vaters aufhebe und kassire. Dieser verhängnißvolle Federstrich ersparte dem Lande viele Tausende von Thalern.

Nur die Leichenfeier des verstorbenen Königs wurde noch, den Neigungen des Dahingeshiedenen gemäß, mit aller Pracht und Feierlichkeit begangen. Dann hörte alle Verschwendung auf. Im Staatshaushalte wurden überall die größten Ersparnisse eingeführt. Nur nach Geld und Soldaten ging des Königs Streben; die Stärke und das Ansehen seines Staates setzte er ganz in die Macht seiner Truppen und wollte, wie er sagte, selbst der Finanzminister und Feldmarschall des Königs von Preußen sein. Das kostbare goldene und silberne Tafelgeschirr wanderte nach der Münze, und mit dem daraus geprägten Gelde wurden Schulden bezahlt und neue Regimenter errichtet. Kein überflüssiger Diener wurde geduldet.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm sich an eine genaue Eintheilung der Zeit gewöhnt, noch strenger stellte er die Tagesordnung nach dem Antritte seiner Regierung fest; sparsam in Allem, war er es am meisten mit der Zeit. Im Sommer stand er des Morgens um vier, im Winter um sechs Uhr auf, wusch sich mit eiskaltem Brunnwasser und las einen kurzen Morgensegen. Eine Stunde nach dem Aufstehen traten zwei Kabinettsrätthe mit ihren Schreibern in das Zimmer des Königs und hielten ihm ein paar Stunden lang Vortrag. Die eingegangenen Schreiben wurden in Gegenwart des Monarchen entseigelt und gelesen. Den Bescheid schrieb der König gewöhnlich eigenhändig kurz und bündig an den Rand des Briefes. Hierauf hörte er seine Minister, Offiziere, oder wer sonst ein Anliegen hatte und hielt regelmäßig um zehn Uhr die Wachtparade ab, nach deren Beendigung er seinen Marstall besuchte. Sowohl auf dem Wege zum Paradeplatze, als auch bei der Rückkehr von dem Marstall nahm der König Bittschriften an und rebete die Leute, von denen er vermuthete, daß sie

Etwas bei ihm anzubringen hätten, herablassend und zutraulich an. Er hatte es gern, wenn sich ihm Jemand freimüthig nahte und ihm offen und ehrlich in's Gesicht sah. Traf er Leute am Markte müßig stehen, so erinnerte er sie mit seinem spanischen Rohrstocke auf eine recht fühlbare Weise an die Bestimmung des Menschen: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Wer ihn von Weitem kommen sah, arbeitete mit verdoppeltem Eifer oder eilte schleunigst von dannen. Nicht immer aber gelang es, dem Auge des Königs zu entgehen.

108. Ihr sollt mich lieben.

Einst holte er einen solchen Flüchtling ein und rief ihm zu: „Warum läufst du vor mir?“ Ich fürchte mich vor Ew. Majestät, war die Antwort. Da gerieth der König in einen heftigen Zorn und bläute dem armen Teufel mit seinem Knotenstocke auf öffentlicher Straße die Lehre ein: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!“

109. Der Tanzmeister.

Ein Tanzmeister, der müßig in den Straßen umherlief, nahm beim Anblick des Königs plötzlich Reißaus. Friedrich Wilhelm suchte ihn persönlich einzuholen, allein der Fußkünstler war ihm doch zu flink. Da befahl der König, ihm nachzusetzen und ihn todt oder lebendig zurückzubringen. Der Flüchtling kommt bis vor das Köpfniker Thor und verbirgt sich dort auf einem Heuboden. Er wird daselbst auffindig gemacht und vor den König geführt. Zum Beweise, daß er wirklich ein Tanzmeister sei, mußte er diesem auf dem Schloßplatze eins vortanzen, wozu Friedrich Wilhelm mit seinem Rohrstocke den Takt in der Luft schlug.

110. Zwei Berliner, die etwas taugen.

Ein Kandidat der Gottesgelahrtheit stieß auf einem Spaziergange unvermuthet auf den König. Er wollte ausbiegen, aber es ging nicht mehr. „Wer seid Ihr?“ rief ihm Friedrich Wilhelm zu. „Kandidat der Theologie.“ „Woher gebürtig?“ „Aus Berlin.“ „Die Berliner taugen nichts!“ „Das ist in der Regel wahr, aber es giebt zwei Ausnahmen.“ „Ei, das wäre!“ rief der König, über diese Antwort verwundert; „Wer sind diese Beiden?“ „Ew. Majestät und ich!“ erwiderte der Kandidat mit einer tiefen Verbeugung. Da mußte doch der ernste König lachen. Er sprach längere Zeit überaus gnädig mit dem jungen Manne, erkundigte sich nach seiner Familie, ließ ihn auf's Schloß kommen, prüfte ihn, und als er fand, daß er Etwas gelernt hatte, gab er ihm eine einträgliche Pfarre.

Punkt zwölf Uhr ging der König zur Mittagstafel. Zu derselben wurden, wenn der Hof in Berlin war, fast täglich die fremden Gesandten, mehrere Geheimräthe und Generale geladen, so daß sie gewöhnlich gegen vierzig Personen stark war. Die Gerichte bestanden in guter Hausmannskost, Suppe, Gemüse, Fleisch, Fische, Kuchen. Theure Leckerbissen kamen nicht vor. Als besondere Delikatesse wurde zwischen Ostern und Pfingsten fast täglich eine Schüssel gebackener Frösche aufgetragen, noch größeren Beifall fanden die Austern, welche in der kalten Jahreszeit häufig aus Hamburg geschickt wurden. Wenn der König die Austern aus seinem Beutel bezahlen mußte, aß er für seinen Kopf nur zwölf; wenn ihn aber die Königin auf das Gericht zu Gaste lud, so brachte er es zuweilen auf 100 Stück.

111. Ein Gericht Hammelkaldauen mit Weißkohl.

Auf seinen Spaziergängen und Jagdparthien sprach der König zuweilen bei geringen Leuten ein und nahm auch wohl einmal zu Mittag ungebeten mit ihnen vorlieb. Dabei machte er dann nicht selten interessante Erfahrungen für seine eigene Küche. So lockte ihn eines

Tages der liebliche Duft von einem Gerichte Hammelkaldauen mit Weißkohl an die Mittagstafel eines Gärtners. Er speiste mit großem Appetit, ließ sich das Recept von der Mahlzeit geben und freute sich königlich, als dieselbe nicht mehr als zehn Dreier kostete. Das Recept übergab er seinem Koche. Als dieser aber für die Anfertigung des Gerichts drei Thaler in Rechnung brachte, wurde ihm die Mehrforderung von allerhöchster Hand in sehr fühlbarer Weise entrichtet.

112. Ach de Rövven, Herr König.

Auch der geringste Unterthan hatte Zutritt beim Könige. Als er einst ausfuhr, lief ein Bauer neben dem Wagen her und hielt eine Bittschrift in die Höhe. Der König ließ halten, nahm die Bittschrift in Empfang, war aber verwundert, nichts Geschriebenes zu finden, sondern ein Biered mit lauter Strichen und Dintenflecken. Er forderte darüber Erklärung, und der Bauer sagte, daß er nicht schreiben könne, und daß er keinen andern Rath gewußt hätte, als sein Anliegen zu malen. „Nun, so erkläre mir dein Bild!“ rief der König. Der Bauer sprang auf den Fußtritt des Wagens und begann in seiner platten Mundart: „Siehn Se 'nmal, ick mut Se man seggen, dat is hier myn Rövvenland, und dat sin myne Rövven. Ach de Rövven, Herr König, sollden Se mal kosten, dat is wat Delicates.“ „Nur weiter,“ sagte der König. „Nun siehn Se 'nmal,“ fuhr der Bauer fort, „dat hier sin nu det Amtmanns Swyne, de hebben myne schöne Rövven upgefreten, un nu bin ick en geschlagene Kerel. Lieve Herr König, de Amtmann will my nischt vergüden, und dat is doch unbillig; da wollde ick Se denn recht schen gebeden hebben, Se wollden doch de Amtmann seyen laten, dat he mine Rövven betalt. Et soll my nich up en Gerichte Rövven ankommen, und de will ick Se brengen, wenn Se my to Rechte helpen.“ „Schon gut,“ sagte der König, ließ den Namen des Dorfes, des Amtmanns und des Bauers aufschreiben, und versprach, ihm zu helfen. Das Dorf lag in der Nähe von Berlin. Der König schickte noch denselben Tag einen Jäger an den Amtmann mit einem ernstlichen Befehl, den Bauer sofort zu entschädigen. Dieser befriedigte ungehäumt die Forderung des Bauers, und gab noch mehr, als derselbe

verlangte. In einem der nächsten Tage fand sich der Bauer mit einem Sack voll Rüben in dem Vorzimmer des Königs ein, der ihn sogleich vorließ. Der Bauer schüttete ihm die Rüben auf den Tisch, um auf diese Weise seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Der Königin aber gab er eine Hand voll kleiner ausgesuchter Rüben und rieth ihr, davon beim Spinnen immer eine in den Mund zu nehmen, da sie dann immer den Faden gut nehen könne. Dem hohen Paare gefiel die gutnützhige Zutraulichkeit des Bauers, und er wurde mit einem Geschenk entlassen.

113. Ein Mann, ein Wort.

Eelten verging übrigens ein Spaziergang, ohne daß dem König dieses oder jenes Abenteuer begegnete. Zu Potsdam wohnte eine schon betagte Frau, gewöhnlich Mutter Matthesen genannt. Als der König einst vor deren Thür stand, sprach er zu derselben: „Gott grüße Euch, Mutter Matthesen! was macht ihr Gutes?“ Die Frau antwortete: „Schönen Dank, Ihre Majestät! ich mache, Gott sei Dank, alles Gute; aber wissen Sie wohl, was Sie mir versprochen haben?“ Da scherzte der König und sagte! „Meine liebe Mutter Matthesen, ich erinnere mich dessen nicht, was ich euch versprochen haben soll. Jedoch es mag sein, was es will, so hätte ich gar viel zu thun, wenn ich Alles halten wollte, was ich verspreche!“ „Ein Mann, ein Wort!“ rief Mutter Matthesen dem Könige nach, und am folgenden Tage erhielt sie, was ihr der König versprochen hatte.

114. Das Tabakskollegium

Sau're Wochen, heit're Feste, Tages Arbeit, Abends Gäste! Das war das Lieblingsprüchlein des Königs. Am besten gelaunt war er in seiner Abendgesellschaft, dem sogenannten Tabakskollegium, das im Sommer um sieben, im Winter um fünf Uhr zusammentrat. Zu

demselben erhielten gewöhnlich sechs bis acht Personen, Generale und andere höhere Offiziere, Einladungen, doch wurden auch Gelehrte und durchreisende Fremde hinzu gezogen; nur der Baron Pöllnitz durfte als Stammgast uneingeladen eintreten. Rauchen galt als Gesetz, daher der Name. Wer nicht rauchte, wie der alte Dessauer, mußte wenigstens die Pfeife in den Mund nehmen. Starke Raucher waren dem Monarchen sehr willkommen, wie Stanislaus Leszczyński, der mit dem Könige in einer Sitzung mehr als dreißig Pfeifen rauchte. Geraucht wurde aus kurzen Thonpfeifen, die in hölzernen Futteralen aufbewahrt wurden. Der Tabak, leichte holländische Blätter, befand sich in kleinen geflochtenen Körben auf dem Tische. Daneben standen kleine Pfannen mit glimmendem Torf zum Anzünden der Pfeifen. Vor jedem Gaste stand ein Krug Bier und ein Glas. Auch wurden Butter, Brod, Käse, zuweilen gar Schinken und Braten aufgetragen. Auf den Tischen lagen mancherlei Zeitungen. In den Abendgesellschaften legte der König seinen strengen Ernst ganz ab und that Niemanden Zwang an. Die Unterhaltung war ganz frei und ungebunden; Jeder konnte sagen, wie er's meinte; selbst einen derben Scherz nahm der König nicht übel. Er hielt gar einen Hofnarren, den Paul Gundling. Der mußte mit seinen witzigen Einfällen die Gesellschaft belustigen; übrigens war Gundling ein kluger Narr und traf bei schwierigen Angelegenheiten oft besser den Nagel auf den Kopf, als des Königs Rathgeber.

115. Die Sparsamkeit des Königs.

Die Sparsamkeit des Königs erstreckte sich bis auf die kleinsten Dinge. Als einmal aus einer kleinen Stadt bei ihm angefragt wurde, ob zur Erbauung eines Thorschreiberhauses 613 Thaler zu bewilligen seien, antwortete er: „In Potsdam kann ich so ein Haus für 80 Thaler bauen, doch 50 will ich geben; sollens mit Lehm bekleben!“

Wo aber zu dem wahren Wohle des Landes Ausgaben notwendig waren, da gab er mit reichen Händen. Mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit errichtete er Armenanstalten. So verdanken ihm das große Waisenhaus zu Potsdam, in dem 1500 arme Soldatenkinder erzogen werden, und das große Krankenhaus in Berlin (Charité), in welchem bis auf den heutigen Tag Tausende von armen Kranken

Pflege und Heilung finden, ihren Ursprung. Auch für die Einrichtung von Volksschulen, deren er an 1800 gegründet hat, gab er viele Tausende von Thalern aus. Dabei verordnete er, jedes Kind, auch das ärmste, solle bis zum zwölften Jahre die Schule besuchen, lesen und schreiben lernen und im Christenthume unterrichtet werden. Er beförderte Handel, Gewerbe, begünstigte große Fabrikanlagen und verbesserte das Postwesen. In die menschenarmen Gegenden seines Landes zog er fremde Colonisten. So nahm er 20,000 Protestanten auf, die der Bischof von Salzburg aus seinem Lande vertrieb.

116. Seine Thätigkeit.

Friedrich Wilhelm war unermüdet thätig; er lebte nur für den Staat. Deshalb mußte er Alles wissen, was in jedem Zweige der Verwaltung vom Größten bis zum Kleinsten gethan wurde; er mußte erfahren, was in jedem Theile seines Staates vorfiel, ohne ihn durfte Nichts gethan werden. Er arbeitete von früh bis spät, er schlief kaum und immer unruhig; ihn hielten die schlechtesten Wege, Wind und Wetter, Eis und Schnee nicht ab; ohne alle Bequemlichkeit war er immer auf, zu Wagen oder zu Pferde, immer eilig, Nichts ging ihm schnell genug; so bot er allen Beschwerden Trost. Er überwachte Alles unablässig: alle Beamten zitterten vor ihm, weil Keiner vor seiner Controlle sicher war. Den Thorschreiber in Potsdam, der die Bauern am Morgen warten ließ, prügelte er mit den Worten „guten Morgen, Herr Thorschreiber“ höchst eigenhändig zum Bette heraus.

Auf das Wohl seiner Unterthanen ernstlich bedacht, wollte der König nicht, daß ihnen zu schwere Bürden aufgelegt werden sollten. Als er in Erfahrung brachte, daß einige Beamte mit dem Rechte, Vorspann von den Bauern zu verlangen, Mißbrauch getrieben hatten, war er sehr ungehalten und schrieb: „Ich will nicht, daß die Herren Rätthe in den Provinzen mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren.“

117. Narr! Narr!

Ein Kriegsbrath, der sich beim Könige beliebt machen wollte, reichte diesem einen Vorschlag ein, worin er nachwies, wie auf Kosten der Unterthanen die Staatseinkünfte bedeutend erhöht werden könnten. Das nahm aber Friedrich Wilhelm gewaltig übel und schrieb auf den Rand des Papiers sechsmal: „Narr — Narr — Narr! Wenn du nicht eines Obersten Sohn wärest, würde ich dir hundert Prügel geben lassen!“

118. Der Kerl hat Recht!

Ein strenger Gerechtigkeitsfönn war dem Könige eigen. Schon gleich bei seinem Regierungsantritt schrieb er: „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remedire, lade ich die Verantwortung auf mich,“ und er befahl die Verbesserung der Rechtspflege schleunigst in's Auge zu fassen. Sein gerader derber Sinn konnte sich aber in die Spitzfindigkeiten und Winkelzüge, welche gewöhnlich bei den Rechtshändeln vorkamen, nicht finden; besonders waren ihm die Advokatenfliche, womit dieselben auch dem Unrecht den Schein von Recht zu geben wußten, sehr verhaßt. Einst wohnte er einer Gerichtsverhandlung in Minden bei. Der erste Anwalt wußte die Gelegenheit seiner Parthei in so schönem Lichte darzustellen, daß der König, noch ehe derselbe ganz zu Ende war, vollständig überzeugt ausrief: „Der Kerl hat Recht!“ Als nun der Advokat der andern Parthei ebenso geschickt redete, brach der Monarch in die Worte aus: „Der Kerl hat wahrhaftig auch Recht!“ und verließ ärgerlich den Saal.

119. Lehre Er nur fort.

Unter der rauhen Schaale des Königs war ein edler Kern verborgen und manchmal konnte der oft jähzornige Monarch auch leutselig und gemüthlich sein.

Von dem Pastor Baumgarten in Halle wurde ihm erzählt, daß er wider das Christenthum lehre, und daß er es mit der ganzen christlichen Kirche aufnehmen wolle. Darüber wurde der König sehr aufgebracht und ließ den Prediger nach Berlin kommen. Er dachte sich unter demselben einen großen kräftigen Mann und beabsichtigte, ihn zur Strafe unter sein Riesenregiment zu stecken. Als nun aber ein kleines, schwächliches Männlein vor ihn hintrat, sagte er lächelnd: „Gehe Er in Gottes Namen nach Hause und lehre Er fleißig fort; Er wäre mir der Mann darnach, es mit der ganzen christlichen Kirche aufzunehmen!“

120. Des Königs liebe blaue Kinder.

Von frühester Jugend an hatte der König eine große Vorliebe für den Soldatenstand, und die Vergrößerung seines Heeres ließ er sich ganz besonders angelegen sein. Er brachte dasselbe während seiner Regierung von 48,000 auf 83,000 Mann. Da die Soldaten in Blau, die Farbe der Treue, gekleidet wurden, so nannte er sie „seine lieben blauen Kinder;“ auch bediente er sich wohl des Ausdrucks „lange Kerls.“ Dabei hatte er eine wahre Leidenschaft für hochgewachsene junge Leute, und sein Leibregiment zu Potsdam bestand aus 4000 Riesen. Sie waren der Stolz und die Freude seines Lebens. Als er nach einer schweren Krankheit halbgenesen war, mußte eine Abtheilung seiner Garben langsam an seinem Bette vorbeimarschiren. Das war ein Hochgenuß, eine wahre Herzensfreude für den König. Er selbst war Oberst dieses Riesenregiments. Die Grenadiere trugen blaue Uniformen mit scharlachrothen Aufschlägen, rothe Halsbinden, weißgelbe Westen und Hosen und weiße Gamaschen. Die Uniform der Unteroffiziere war mit Silber, die der Offiziere mit Gold gestickt. Der

erste Flügelmann war so groß, daß August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, der eben auch nicht klein war, ihm vergebens mit der Hand auf den Kopf zu kommen suchte. Ein Deutscher, der sich in Paris als Niese für Geld sehen ließ, konnte in Potsdam erst als vierter oder fünfter Mann gebraucht werden. Um Rekruten für sein Heer zu gewinnen, sandte der König Werber aus. Zuweilen waren 800 bis 1000 Offiziere und Unteroffiziere auf Werbung. Sie durchzogen das ganze deutsche Reich und die angrenzenden Länder und suchten sich durch Geld, durch List und Gewalt, wie es eben am besten ging, in den Besitz von langen Männern zu setzen. Millionen Thaler wanderten zu diesem Zwecke in's Ausland. Für einen riesigen Engländer zahlte der König einmal 9,000 Thaler. Wen er einmal in seiner Gewalt hatte, den gab er nicht wieder heraus. Von Halle liefen einmal Klagen bei ihm ein, daß seine Werber daselbst auf offener Straße einen Studenten geraubt hätten. „Sollen nicht raisonniren, ist mein Unterthan,“ war des Königs Antwort.

Aus einem italienischen Kloster lockte einmal ein preussischer Werber einen riesigen Geistlichen in die Kaserne des Leibregiments nach Potsdam. Von Rom aus erhob man darüber ein großes Geschrei; aber das half nichts, der lange Mönch war und blieb des Königs „liebes blaues Kind.“

Manchmal wurden den preussischen Werbern im Auslande Schwierigkeiten bereitet. So einmal in Hamburg. Als nun bald darauf die Hamburger den Propst Reinhard von Berlin zu ihrem Hauptpastor wählten und den König baten, ihn ziehen zu lassen, schrieb er auf das Gesuch: „Platt abgeschlagen! Ihr wollt mir meinen besten Prediger aus dem Lande holen, und wenn ich irgendwo unter Euch einen Lumpenkerl anwerben lasse, wird ein Hallo darüber gemacht!“

Wenn sich ein fremder Monarch bei dem Könige in Gunst setzen wollte, so schenkte er ihm eine Anzahl langer Männer. So erhielt er auch von Peter dem Großen, Kaiser von Rußland, für eine schöne Bernstein Sammlung 100 lange Kerls. Die Kaiserin Anna von Rußland sandte dem Könige im Jahre 1731 vier schöne Flügelmänner und bat sich als Gegengeschenk eine Anzahl Klingenschmiede aus. Da schickte ihr der König „einen Meister Klingenschmied und einen Borschläger, einen Meister Härter mit einem Gesellen, einen Schleifer nebst einem Gesellen, einen Sensenschmied nebst einem Gesellen“ aus der Stadt Hagen in der Grafschaft Mark, die zu der berühmten Gewehrfabrik in Zula den Grund gelegt haben.

Dem holländischen Gesandten Winkel, der sich einen berühmten

Gelehrten aus Halle an die Universität Leyden von dem Könige erbat, erklärte dieser: „Haben die Holländer keine Flügelmäner, so habe ich keine Professoren!“

Der König von Frankreich verehrte Friedrich Wilhelm einst einen reich mit Brillanten besetzten Degen. Dieser meinte, das sei allerdings ein kostbares Geschenk, allein ein Duzend langer Kerls wäre ihm doch lieber gewesen.

Der König hing mit gar großer Liebe an seinen Grenadieren; nichts in der Welt ging ihm so nahe, als ihr Wohl. Als der neue Thurm der Petrikirche zu Berlin kurz vor seiner Vollendung einstürzte, wurde ihm dieser Vorfall mit den Worten gemeldet, in Berlin sei ein großes Unglück geschehen. „Was denn?“ rief der Fürst ungeduldig. „Der Petrithurm ist eingestürzt!“ „Wenn weiter nichts ist; ich dachte, der Flügelmann von Olafenapp sei gestorben!“

Zuweilen gab die Liebe des Königs zu seinen blauen Kindern Anlaß zu artigen Schwänken. Besonders gern verheirathete er sie mit großen Frauenzimmern. Einst traf er auf einen Spazierritt bei Potsdam ein hübsches, hochgewachsenes Bauernmädchen. Er redete es an und überreichte ihm ein versiegeltes Papier, das sollte sie zum Kommandanten von Potsdam bringen. Darin stand aber geschrieben, die Ueberbringerin sollte sofort mit einem seiner Grenadiere, den er namhaft machte, getraut werden. Das Mädchen mochte aber wohl Etwas merken; kurz, sie übergab das Schreiben einem steinalten Mütterchen, das ihr unterwegs begegnete, zur Besorgung. Der Kommandant las, was er erstaunt über des Königs Befehl, aber da half kein Besinnen, er mußte rasch vollzogen werden. Nun ging's zum Traualtar und der Grenadier hatte wider seinen Willen eine Frau. Am folgenden Tage ließ ihn der König zu sich rufen und fragte ihn, wie er denn mit seiner jungen Frau zufrieden sei. Der Grenadier aber erwiederte mit trauriger Miene, es sei eine ganz alte. Da klärte sich der Irrthum auf. Die Ehe wurde wieder getrennt.

Dasß die langen Kerls nicht immer die ehrenwerthesten Leute waren, läßt sich wohl vermuthen. Aus allen vier Winden zusammengekehrt, hatten Manche das Handgeld nur genommen, um bei der nächsten Gelegenheit wieder davon zu laufen; daher konnten sie nur durch die strengste Zucht in Ordnung gehalten werden.

121. Ausbildung der Soldaten.

Friedrich Wilhelm I. liebte den Krieg nicht. Das Blut seiner Riesengrenadiere fließen zu sehen, würde ihm das Herz zerrissen haben. Aber für die Werke des Krieges im Frieden war er der Mann, er und der Fürst Leopold von Dessau, sein Feldmarschall. Die militärische Ausbildung der Truppen war ihre größte Sorge, ihr unermüdliches Streben. Vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang wurden die Soldaten geübt. Ueberall, in den größten wie in den kleinsten Dingen, wurde Ordnung und Pünktlichkeit mit unerbittlicher Strenge gehandhabt. Die Kleidung war für Offiziere, wie für Gemeine ein Gegenstand sorgfältigster Genauigkeit. Sie wurde kürzer und knapper eingerichtet, sowohl um zu sparen, als um dem Soldaten ein lebendigeres Aussehen zu geben. Der Schritt, die Haltung des Soldaten kamen nicht weniger, als seine Tapferkeit in Betracht. Jeder Unfall, ein Wassergreif am Gewehr, ein schlechtgeputzter Rockknopf, ein angespritzter Wasserfleck wurde mit Stockprügeln bestraft. Diese Art der körperlichen Züchtigung war so gewöhnlich, daß sie zum Dienste zu gehören schien; kein Gergiren konnte ohne sie geschehen. Rücksichtslose Härte und durchfahrende Grobheit mußten selbst höhere Offiziere von ihren Vorgesetzten im Dienste hinnehmen. Der Ehrenpunkt wurde dadurch nicht leicht verletzt. Augenblicklicher, unbedingter Gehorsam war ein unverbrüchliches Gesetz. Wer dagegen fehlte, entging harter Strafe nicht. Das ganze Heer glich einem einzigen gegliederten Körper, der willenlos jedem Gebrauche sich fügt. Die Bewegungen, welche der Eine machte, machten in demselben Momente Alle. Wenn ein ganzes Regiment marschierte, hörte man immer nur einen Trit.

Leopolds Hauptaugenmerk war, den preussischen Truppen im Gewehrfeuer eine entschiedene Ueberlegenheit anzuzeigen. Den hölzernen Ladestock, der leicht zerbrach, schaffte er ab und führte den eisernen ein. Dadurch wurde das rasche Laden bedeutend gefördert. Damit das Bajonett beim Laden und Schießen nicht jedesmal abgenommen zu werden brauchte, wie früher geschehen mußte, änderte er dasselbe und ließ die verlängerte Klinge seitwärts ausbiegen. Die Truppen selbst, ehemals in vier Glieder gestellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder und wollte sogar nur zwei übrig lassen, damit in verlängerter Linie zum ungehinderten Schießen die ganze Mannschaft Raum gewänne. Wegen die Angriffe der Nei-

tere erfand er das Heckfeuer, wobei je zwei und zwei Rotten fünf Schritt aus dem Viereck vorliefen, in zwei Gliedern feuerten und darauf eilig zurücktraten, um durch Andere ersetzt zu werden.

Von der Reiterei hatte Leopold, obgleich er selbst ein tüchtiger und verwegenere Reiter war, eine geringe Meinung und kümmerte sich daher nicht viel um sie.

So sehr dem Könige das Blutvergießen auch ein Gräuel war, so mußte er doch einmal gegen die Schweden zu Felde ziehen. Der Kampf aber war kurz; Preußen zahlte zwei Millionen Thaler und erhielt dafür Pommern von der Oder bis zur Peene mit Einschluß Stettins und der Inseln Usedom und Wollin in der Odermündung und wurde so der Rächer des Unrechts, das man einst seinem Großvater angethan hatte.

122. Friedrich Wilhelms Tod.

1740.

Fast ein Jahr hindurch ringt Krankheit,
Hoffnungslose Todeskrankheit,
Von des Königs Eisen-Körper
Den gewalt'gen Geist zu lösen.
Schmerzgefoltet sieht er endlich
Seines Lebens Ende nah;

Mit dem Starksinn eines Cato;
Mit der Wißbegier des Forschers,
Der im Todeszuden selber
Die geheime Spur des Waltens
Der Natur verfolgen will;
Mit dem Heldenmütthe eines
Großen Mannes, der den Seinen
Zur Nachahmung ein erhabenes
Beispiel hinterlassen will. —

Mit der liebevollsten Pflege
Steht der Sohn ihm treu zur Seite;

Nicht ablassend, sich zu mühen,
Wie Erleicht'ring er dem Vater,
Wie er ein bequemes Lager
Ihm zur Last ersinnen kann.

Stets entpreßt ihm neue Thränen
Der beklagenswerthe Anblick;
Härter wird sein Herz getroffen,
Als es seine Weisheit trägt.

Aber rührend ist nicht minder
Auch des Königs Anerkennung.
„Nicht genug kann Gott ich danken,
Daß mir seine reiche Gnade
Solchen würd'gen Sohn geschenkt.“
Abschied nimmt er von der Gattin,
Nimmt er von den jüngern Kindern,
Wendet dann den Königspflichten
Ungetheilte Sorge zu

Die Minister, die Generale
Sich versammelt; herzlich dankt er
Für getreue Dienste ihnen;
Und ermahnet gegen seinen
Erben sie in gleicher Tren.

Feierlich sodann ab dankend,
Legt er in des Sohnes Hände
Gänzlich der Regierung Zügel.
Auf das Rührendste ermahnt er
Zu den Pflichten guter Fürsten:
Zur Gerechtigkeit, zur Liebe
Gegen seine Unterthanen,
Und zur Sorgfalt ihn für's Heer.

„Meine Schulden zahle redlich.
Keine andre hinterlass' ich,
Als des Dankes Schuld. Die treuen
Diener lass' dir wohl empfohlen
Sein; besonders thue Liebes
Den hier Gegenwärtigen.“

Drauf gewandt zum alten Fürsten
Leopold, spricht er: „Ihr seid mein
Erster Feldherr; billig schenk' ich
Meiner Wasse bestes Euch.“

Vor das Fenster läßt er's führen. —
Daß der selk'nen Stund', in welcher
Sich noch einmal ganz des Königs
Wesen ausspricht, auch ein Zug der
Alten Seltsamkeit nicht fehle,
Will der Zufall, daß der Diener
Eine falsche Deck' auslegt.

„Was! Die ält'ste der Schabracken,
Die verschoss'ne, bringt der Tölpel?
Wär' ich etwas nur bei Kräften,
Ha! Wie wollt' ich ihn zerbläu'n!“ —

Alle Diener läßt er neue
Liverei anlegen, neue
Uniform auch sein Regiment.

Als er dieses Prunk's gewahr wird,
Ruft er: „O! der Eitelkeiten
Thör'ger Menschen, all ihr Trachten
Nichts, als lauter Eitelkeit!“

Als sich Priester nahen, spricht er:
„Hätte ich mein ganzes Leben
Nicht zu diesem Schritt bereitet,
Schwerlich wäre da ein kurzer
Augenblick genug. Ich weiß schon,
Was ihr sagen wollt, weiß Alles!
Eurer Wege könnt Ihr gehn!“

Endlich trifft nach wiederholter
Ohnmacht ihn der Streich des Todes.
Er verschiedet in den Armen
Seiner treuen Königin.

Lange weint sie mit dem Sohne
Dem Verlust nach. Endlich wendet
Sie zu diesem sich und redet
„Majestät“ ihn an. „O! Laßt doch
Diesen Titel, theure Mutter,
Nenn' mich mit dem schönsten, den
Gott verliehen hat — Euren Sohn!“

Wahren mehr als jemals muß ich
Diesen theuren, schönen Titel.
Er, der meiner kindlich treuen
Lieb' und Ehrfurcht Hälfte hinnahm,
Hinterläßt Euch mir als einz'ger
Gegenstand, der meine ganze
Zärtlichkeit in Anspruch nimmt.“

Theodor Posthumus.

123. Sein Begräbniß.

Reiche Schätze hat der König
 Hinterlassen. Doch von höh'rem
 Werth noch sind die weisen Lehren,
 Die sein Testament enthält;
 Für den König, für den Menschen,
 Für den Christen unschätzbar.

- Doch auch seiner Seltsamkeiten
 Spur zeigt dieses Testament.

Alles, was auf sein Begräbniß
 Sich bezieht, ist in demselben
 Daarklein aufgeführt. Gewiß hat
 Nie ein Mensch dem Tod in's Antlitz
 Fester noch, als er geschaut.

„Wenn ich kalt bin, sollt ihr meine
 Dritte Uniform mir anziehen;
 (Gut genug zum Fraß für Würmer)
 Zweite Schärpe: (die wird's auch thun)
 Aber meinen Degen schmücket
 Mit dem besten Portepécé.

Zu der Beisetzungs-Parade
 Soll mein Regiment früh Morgens
 Vom Lustgarten bis zur Kirche
 In der schärfsten Richtung stehn.

Keine Nührung soll man zeigen,
 Solches schadet sehr der Haltung.
 Hat man Wasser in den Augen,
 Ist's mit scharfer Richtung aus.

Darum wäre anzurathen,
 Daß die Leute man die Nacht durch
 Puzen ließe. Dieses Mittel
 Setzt Gemüthsbewegung leicht.

Meinen jüngsten Sohn zur Linken
 Soll der junge König führen;
 Doch die beiden ält'ren Prinzen
 Treten ein in Reih' und Glied. — —

Wenn ich eingesenkt bin, soll von
 Allen angestimmt noch werden
 Ein „Herr Gott Dich loben wir.“
 Drauf mit munt'rem Marsche kehren
 Alle Truppen zum Apellplatz,
 Wo ein Faß vom besten Bier per
 Compagnie verabreicht wird.

Dies auf meines Sohns Gesundheit
 Soll'n sie trinken und bedenken,
 Daß durch brave, gute Dienste,
 Die sie meinem Sohn erweisen,
 Sie im Grab mich noch erfreu'n.“

Trotz des Königs letztem Willen
 Spricht der Gram auf jedem Antlitz
 Sich in düstern Zügen aus.
 Jeder fühlt im Herzen, welch ein
 Kräft'ger Geist dahingegangen;
 Aber wenige nur wissen,
 Welch ein kräft'ger Geist ihm folgt.

Drum mit herzlicher Betrübniß
 Mißt sich häufig bange Sorge,
 Als in seine Gruft der König
 Friedrich Wilhelm ward gesenkt.
 Schönstes Denkmal sind die Werk' ihm,
 Die er nachließ, schönste Grabschrift
 Ihm die Schriften seines Sohns.

Mit der innigsten Verehrung
 Preiset Friedrich seines Vaters

Thun und Wirken. Was er selber
Großes hat vollbracht, von jenem
Leitet er es her, und bringt ihn
Seinen Ruhm als Huldigung dar.

Also schließt der große König:
„Was manch häuslichen Verdruß und

Manches Unglück dieses großen
Fürsten anlangt, übergehn wir.
Die Verirrungen der Kinder
Muß man um der Tugend willen
Solches Vaters übersehn.“

Theodor Posthumus.

124. Karl XII. und der pommerische Bauer Müsebaek.

In seinem Zelt vor Bender sitzt Karl der Zwölfte still.
Kein Schach ihn mehr zerstreuen, kein Buch ermuntern will;
Von aller Welt verlassen, versagt in seiner Noth
Der Türk' dem trotz'gen König gemach schon. Fleisch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gieb deinen Feinden nach!“
Vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach!
Was sitzest du und sinnest, wie ein vergämter Nar
Im Horst von Folgefonde und trockest der Gefahr?
Mach' auf die edeln Schwingen, und aus dem Sonnenbrand'
Zieh' heim in's kühnswogte, geliebte Vaterland;
Da samm'le wieder eilig die alte Kraft zu Hauf,
Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!“
Doch trotz'ig spricht der König: „Schweigt, ihr erlebt es nie,
Daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh';
Wohl sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie eures, zu;
Doch sterb' ich, eh' ich weiche und Achmed's Willen thu!“
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit,
Gedrückt von bitterm Hunger; womit erhalt' ich's heut?“
„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed todt;
Da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eig'nes letztes Brot!“
Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß.
Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß;
Denn sieh, man führet schonend sein Leibbroß ihm zurück,
Drum greift er zur Pistole im nächsten Augenblick.

Halt, halt! und setzet grausam den Lauf ihm hinter's Ohr —
 Nie brachte je Arabien ein schön'res Thier hervor;
 „Ach schießet nicht!“ ruft Rosen, ruft Düring, doch er schoß,
 Und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.
 Glaubt ihr, ich solle hungern?“ fragt bitter lachend er,
 Derweilen Alles schreiet: „Was macht Ihr, gnäd'ger Herr?“
 Doch, gleich als ahnt ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick,
 Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
 Setzt bald sich drauf, wie wenn es unsichtbar ihn ergreift,
 Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stulpen läuft,
 Und wühlet mit den Sporen im Sande hin und her
 Und blücket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.
 Da kommt auf hagerm Klepper ein Bauer hergetrabt,
 Im blauen, wollnen Wamse, zerfetzt und abgeschabt,
 Mit rundem Hut und Troddeln um sein gestiefelt Bein.
 „Glück zu! ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer sein!“
 „Wo find ich hier den König?“ der alte Bauer spricht,
 Und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht.
 „Da sitzt er auf dem Rosse, geh' muthig nur hinan!“
 „Gott grüß' Euch, edler König! Ihr seid recht schlecht daran!“
 Der König hebt das Auge: „Wer bist du, und von wo?“
 „O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Conerow
 Bei Wolgast, eurer Stadt im fernem Pommerland,
 Und heiße Müsebael und bin an Euch gefandt!“
 „Und wer hat dich gesendet?“ darauf der König spricht.
 „Das will ich Euch wol sagen, jedoch verübelt's nicht.
 Wir wohnen dort zusammen drei Bauern an der Zahl,
 Und hörten oft mit Schmerzen, Ihr trüget Hungerqual;
 Drum brachten wir zusammen, was unsre Armuth litt,
 Und ich stieg selbst zu Pferde und that den sauren Witt.
 Doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid,
 Wollt Ihr nun nicht verschmähen, was Euch ein Bauer beut!“
 Und spricht's und löst die Troddeln von seinen Stiefeln los,
 Und holt aus jedem Schafte zwei Düten schwer und groß,
 Gefüllt mit rothem Golde und senkt sich auf sein Knie
 Und spricht: „Nun, gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!“
 Wie das der König höret, da springet er empor,
 Und zwischen seinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor:
 „O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein nicht mehr;
 Doch einen armen Bauer führt seine Liebe her!

Und ob dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann,
 Nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an;
 Knie hin, daß ich dich ehre, so wie du mich geehrt!
 Und spricht's und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.
 Jedoch der Bau'r verzelet: „Herr König, haltet an,
 Was thät ich armer Bauer wol mit dem Edelmann?
 Hab' schon genug zu sorgen vom Morgen bis zur Nacht,
 Und habe Nichts erworben, als was ich euch gebracht.
 Drum bitt' ich, lieber König, daß ihr mich nicht beschämt,
 Ich bin ja schon zufrieden, wenn ihr mein Scherlein nehmt;
 Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
 So geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!“
 Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an:
 „Sch' nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann!
 Der Alte steht und sinnet: „So laßt uns Bau'ren die Pacht,
 Die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!“
 Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument,
 Der König nimmt es hastig, sein Adlerauge brennt;
 Drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt
 Sie auf das Wachs, das rothe, und ruhet tief bewegt:
 „Versucht, wer dieses Siegel, wer dies Versprechen löst!“
 Indem er mit der Rechten das Petschaft niederstößt,
 Und mit der Linken drohend an seinen Degen schlägt,
 Daß ihm die Hüfte klirret und sich der Tisch bewegt,
 „So lang' auf Conrow's Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
 So lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert,
 Den Greif in seinem Wappen und Gott ihm Herzen führt:
 Sollt ihr auf diesen Höfen auch sitzen frank und frei,
 Und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu!“

Schon mehr denn hundert Jahre verstrichen seit der Zeit,
 Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürstenwort noch heut'.
 Preis dem gerechten König, der Pommerland regiert,
 Den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt!
 Auf ihren Hufen sitzen die Enkel frank und frei
 Und künden späten Zeiten den Lohn der Bauerntreu.
 O blieben diese Enkel der edlen Väter werth
 Und ehrten ihre Fürsten, wie diese sie geehrt! —

W. Meinhold

Friedrich II. (1740 — 1786.)

125. Geburt und Taufe.

1712.

Es war am vierundzwanzigsten Januar 1712. Die Glocken hatten so eben aus der Kirche geläutet. Ruhig setzten sich die Berliner Bürger zum Mittagsmahle. Da fiel plötzlich ein Kanonenschuß und noch einer und wieder einer, bis der eiserne Mund einhundert und einmal gesprochen hatte. Jedermann wußte die Deutung: dem Könige Friedrich I. war ein Enkel, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm ein Sohn geboren. Sowohl in der Stadt als im hohen Schlosse herrschte großer Jubel; denn die Erbfolge im Königshause der Hohenzollern war gesichert. Der glückliche Vater liebte den Neugeborenen mit so ungestüme Freude, daß er ihn beinahe erdrückt hätte. Auch der Großvater fand sich mit großem Gefolge ein, um den einstigen Erben seines Thrones zu begrüßen und ihm beide Hände segnend auf das zarte Haupt zu legen. Bald darauf ließ er ihm auch den schwarzen Adlerorden überreichen. Daß der Prinz im Januar, dem Krönungsmonate, geboren wurde, hielt man am Hofe für ein bedeutsames Zeichen. Am letzten Tage des Krönungsmonates fand die Taufhandlung statt. Das war ein gar glänzendes Fest. Von den Gemächern des Kronprinzen bis zur Schlosskapelle stand eine doppelte Reihe Gardisten. Der Täufling wurde von der Schwägerin des Königs zur Taufe getragen. In der Kapelle wartete ihrer der König mit seiner Gemahlin. Er stand in seinem Krönungskleide unter einem prächtigen Thronhimmel, der von Kammerherren und Mittern des schwarzen Adlerordens getragen wurde. Auch der Täufling hatte einen purpurnen Baldachin über sich. Sein Haupt schmückte ein goldenes Krönlein. Der König selbst hielt den Enkel über der Taufe, und auf seinen Wunsch erhielt derselbe den Namen Friedrich. Die vornehmsten Pächten waren der deutsche Kaiser Karl VI., der Czar von Rußland, der Schweizer Canton Bern und die Generalstaaten von Holland. Letztere dankten für die ihnen erwiesene Ehre in einem höflichen Schreiben und sandten zwei goldne Becher nebst einem Leibrentenbrieße auf 4000 Gulden als Pächten-geschenk.

Während der Taufhandlung läuteten die Glocken aller Kirchen, und die Chören sangen dazu ein donnerndes Jubellied. Glänzende Festlichkeiten am Hofe und in der Stadt beschloßen den fröhlichen Tag.

126. Kindheit.

Die erste Erziehung des Prinzen leitete seine Mutter, die milde und gebildete Königin Sophie Dorothea von Hannover. Ihr zur Seite stand Frau von Rocoulles, die auch den König in seiner Kindheit gepflegt hatte. Ihr fester und edler Charakter und ihre treue Anhänglichkeit an das preussische Herrscherhaus machte sie würdig, auf's Neue zu einem so ehrenvollen Geschäfte berufen zu werden. Sie war ihrer Geburt nach eine Französin, hatte aber ihres reformirten Glaubensbekenntnisses wegen ihr Vaterland verlassen müssen. Diese edle Pflegerin widmete ihrem Böglinge in jeder Beziehung die zärtlichste Sorgfalt, wofür er sie bis zu ihrem Tode durch treue Dankbarkeit ehrte. Da sie nur französisch mit ihm sprach, so gewann er für diese Sprache schon früh eine große Vorliebe und hat sie der deutschen, die damals noch lange nicht so ausgebildet war, wie jetzt, auch im spätern Leben stets vorgezogen.

Während der ersten Kinderjahre war die Gesundheit des Prinzen schwankend. Er hatte ein stilles, fast schwermüthiges Wesen und gab sich nur mit seiner Schwester Wilhelmina auch heiteren Spielen hin. Die Königin, deren Herz im Wohlthun große Befriedigung fand, gewöhnte den Prinzen frühzeitig an diese fürstliche Freude. Er mußte oft für die Mutter milde Gaben an die Armen spenden. Auf einer Reise nach Hannover, als der Wagen in Tangermünde anhielt, lief der kleine Prinz aus eigenem Antriebe in einen Bäckerladen, kaufte für seine ganze Haarschaft Semmel und Brezel und theilte sie unter der Menge aus, die sich neugierig herandrängte. Die Thränen der Rührung und Dankbarkeit, die er hier zum erstenmale in den Augen seiner Mitmenschen glänzen sah, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und blieben ihm für sein ganzes Leben unvergesslich.

In seinem siebenten Jahre erhielt der Prinz Männer zu Erziehern. Die oberste Leitung wurde dem Generallieutenant Grafen von Finkenstein übertragen; der Oberst von Kalkstein erhielt das Amt eines Untergouverneurs. Das waren beide erfahrene, ehrenfeste Männer, bewährt

durch Treue in Wort und That. Zum eigentlichen Lehrer wurde der gebildete Franzose Duhan berufen. Wie der Thronerbe unterrichtet und erzogen werden sollte, darüber gab der König genaue Instruktionen, aus denen hier Einiges mitgetheilt werden soll.

Von den Opem und Comödien sollen sie den Prinzen abhalten und ihm soviel, als möglich einen Gel davor erwecken. Sie sollen ferner dem Prinzen bei Zeiten Respect und wahre Untewürdigkeit, welche jedoch nicht slavisch und knechtisch sein darf, gegen Vater und Mutter einprägen. Gleichwie aber allzugroße Furcht nichts anderes, als knechtische Liebe und slavische Aeußerungen hervorbringen kann, so sollen sie alles Mögliche anwenden, meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommenes Vertrauen in mich setzen müsse. — Vor allem Stolz und Hochmuth, welche sich ohnehin nur allzuleicht einschleichen, sollen ihn die Erzieher zu bewahren suchen, ihn zur Sparsamkeit, und Demuth anhalten und dahin sehen, daß er ein guter Wirth werde. Da auch den Fürsten nichts schädlicher ist als Schmeichelei, so habt ihr Allen, die zu meinem Sohne kommen, bei meiner größten Ungnade zu verbieten, ihm zu schmeicheln. Ich füge noch bei, daß der Prinz auch zur größten Sparsamkeit angehalten werden soll. Es ist ihm nur ein knappes Taschengeld zugemessen, und er ist gehalten, über jeden Groschen die strengste Rechenschaft zu geben &c.

Die Gebote des Königs wurden äußerlich pünktlich befolgt, allein der Religionslehrer erreichte seinen Zweck wenig. Das war sehr zu beklagen. Was Sache des Herzens ist und sein soll, das suchte der gute Mann in äußerlichen Formen. Vor Allem sollte der Kronprinz ein tüchtiger Soldat werden, und mit der militairischen Ausbildung wurde es sehr ernst genommen. Meine Wiege, sagte Friedrich der Große einmal, war mit Waffen umgeben; in der Armee bin ich aufgewachsen. Das ist wahr. Schon in seinem fünften Jahre mußte er oft die Kinderkleider ablegen, die Uniform anziehen und exerzieren lernen. Seine Spielsachen waren nur Kriegsgeräthe, kleine Flinten, Säbel und Kanonen. Eine außerordentliche Freude war es für den König, als der Prinz an seinem siebenten Geburtstage, wie ein Musketier gekleidet, mit Gewehr und Patronentasche früh Morgens vor seinem Zimmer Schildwache stand. In seinem zwölften Jahre war er bereits Befehlshaber einer Compagnie von 110 Junkern, die er wie ein tüchtiger Offizier zu commandiren verstand.

127. Erziehungs-Vorschrift.

Mit dem ersten Frühroth weckt ihn.
Schnell dann, sonder sich zu ruhen,
Oder nochmals umzuwenden,
Soll er aufstehn von dem Lager
Hurtig auf den ersten Ruf.

Soll dann auf die Knie fallen,
Im Gebete Gott sich nahen,
Also sprechend: „Heil'ger Vater!
„Dank Dir, daß Du diese Nacht mich
„Gnädiglich bewahret hast.
„Mache mich geschickt zu Deinem
„Heil'gen Willen, daß ich heute,
„Daß ich mein Lebtag nimmer
„Thue, was von Dir mich scheiden
„Kann. Um meines Seligmachers
„Jesu Christi willen. Amen!“

Diesß Gebet muß Fritz erlernen,
Denn, was früh der Kopf gefaßt hat,
Hoff' ich, prägt sich auch ins Herz.

Haben heilige Gedanken
So das Tagwerk eingeleitet,
Schnell dann wasch' er sich und rein'ge
Sich mit Sorgfalt. Inn're Keinheit
Künd'ge sich durch auß're an.
Keinlichkeit verschönt den Aermsten,
Wo sie fehlet, deckt den Mangel
Selbst ein Fürsten-Mantel nicht.

Keine Hilfe darf beim Anziehen
Ihm die Dienerschaft erweisen.
Selbst sich helfen, lern' er früh.

Während man das Haar ihm ordnet,
Nehm er Frühstück, zwei Geschäfte
In derselben Zeit erled'gend. —
Geiz erscheint als laut're Tugend,
Geizt man mit der edlen Zeit.

Alles dieses darf nur dauern
Einer Viertelstunde Frist.

Zu dem großen Frühgebete
Wird die Dienerschaft versammelt,
Alle mit gebeugtem Knie.
Ein Capitel aus der Bibel
Und ein gutes Lied genügen.
Nie darf unterlassen werden
Diese alte gute Sitte,
Denn Gebete in Gemeinschaft
Dringen kräftiger zum Herrn.

Sollt' es seinen Hochmuth kränken,
Mit gemeinem Volk zu knien,
Will ich selbst ihm expliciren,
Daß vor Gott der Größt' und Beste
Nichts ist, als ein armer Hundsfott;
Was man thun kann, bleibt doch immer
Nur verdamnte Schuldigkeit.

Thoren sind es, die da reden,
Viel zu zart sei, viel zu heilig
Das Verhältnis zu der Gottheit,
Als daß anders man ihr nahen
Dürf', als in geheimer Stille.
Ueberstüßig sei Versammlung
Sei Besuch des Tempels selbst.

Nein! Ein Jeder ist der Kirche,
Die ihn aufzog, nicht nur Liebe,
Ist ihr auch sein Beispiel schuldig;
Und den Herren, dem man dienet,
Muß man öffentlich bekennen.
Wer dieß nicht thut, desß sich schämet,
Dessen schämt dereinst sich Gott.

So auch von des Unterrichtes
Gegenständen bleibt das Hauptstück,
Das bei weitem alle andern
Ueberwiegt, Religion.
Drum bestimm ich, daß zwei Stunden
Täglich meinen Sohn der Pred'ger
Unterweih'. — In Sonderheit
Muß er rechte Furcht und Liebe
Vor dem Herrn, als einz'ge Grundsäul'
Und als ächtes Fundament
Zeitlicher und ew'ger Wohlfahrt,
Ein ihm flößen. Dahingegen
Ist's auf äußerste zu meiden
Die Bekanntschaft mit der Secten
Irrungen: — der Socinianer
Arrianer, Atheisten,
Oder wie sie sonst sich nennen, —
Als ein Gift, das allzuleicht nur
Bei empfänglichen Gemüthern
Ein sich schleichen, sie besetzen,
Klätlich sie bethören kann.

Meinen Sohn muß man imgleichen
Vor der Katholiken Lehre:
Daß nur ihre Kirche selig
Könne machen — als höchst lieblos,
Abscheu machen, deren Ungrund
Und Absurdität ihm zeigend; —
Gegentheils recht klar ihm machen,
Als den einz'gen Trost im Leben,
Uns zu führen, uns zu leiten,
Daß der Heiland alle Menschen,
Alle zu erlösen kam.

Von der Allmacht Gottes muß er
Dergestalt Begriff erhalten,
Daß ihn allezeit erfüllet,
Keiner Ehrfurcht heil'ge Schen.
Dieses ist das einz'ge Mittel,
Die von ird'scher Straf' befreite
Souveraine Macht zu halten
In den Schranken der Gebühr.

Wie in allen Wissenschaften
Ich's gehalten wissen will;
Wie viel Zeit zu Leibesübung
Und zum Zeitvertreib bestimmt ist,
Wird im beigeschloss'nem Schreiben
Umständlich Euch mitgetheilt."

Theodor Posthumus.

128. Spannung zwischen Vater und Sohn.

Anfangs gefiel dem Prinzen das Soldatenspiel. Mit der Zeit aber wurden ihm die Waffenübungen lästig. Ebenso wenig konnte er an dem rohen Treiben der Soldaten Gefallen finden; auch das Tabakskollegium mit seinen verben Späßen und die Jagd, die Lieblingsbeschäftigung des Königs, behagten ihm nicht. Französische Bücher lesen, Verse machen, Flöte blasen, die Schriften aller Dichter und Denker studieren, das war seine Lust. Für solche Beschäftigungen hatte besonders Duhan seinen Geist angeregt. Die Mutter sah das gern, der Vater aber durfte Nichts davon erfahren. Künste und Wissenschaften verachtete er, die Gelehrten nannte er Dintenklekser und Schmierer; über den berühmten Leibniz äußerte er einmal lachend: „Ich habe den Kerl auch gesehen, aber ich sage euch, ich hätte den vertrockneten Bücherwurm nicht einmal zum Schildwachtstehen gebrauchen können!“ Die Neigung des Prinzen zu den Wissenschaften hielt er für ein sicheres Zeichen, daß derselbe nie ein Kriegsmann werden würde. Traf er ihn zufällig beim Lesen, so konnte er in den heftigsten Zorn gerathen.

Um sich im Flötenspielen zu vervollkommen, ließ sich Friedrich von dem berühmten Flötenspieler Quanz aus Dresden heimlich unterrichten. Als dieser nun eines Tages mit seinem Schüler nach Herzenslust musizierte, wurde ihnen die Nachricht hinterbracht: Der König kommt! Schrecken überfällt sie. Der Lehrer flüchtet eilig hinter den Kaminschirm; der Prinz schleubert Flöte und Noten in ein Versteck, wirft seinen goldgestickten Schlafrock auf die Seite und stürzt sich Hals über Kopf in seine Uniform. Der König tritt ein. Sein späherndes Auge entdeckt bald die Flöte und einen Haufen französischer Bücher und endlich gar den Schlafrock. Er geräth in Wuth, und viele harte Worte muß der Prinz hinnehmen. Den Rock warf der König in's Feuer, die Bücher ließ er verkaufen, und die schönfrisirten Haare Friedrichs fielen unter der Scheere. Der Musikmeister Quanz blieb unentdeckt und kam mit einem bloßen Schrecken davon.

Ein anderes Mal, als sich die königliche Familie in Buxtehaußen befand, drangen eines Nachmittags aus dem nahen Walde anmuthige Flötenklänge nach dem Schlosse herüber; der Prinz unterhielt seinen Lehrer Duhan und seine Schwester Wilhelmina im schattigen Dunkel des Haines mit sanften Melodien auf seinem Lieblingsinstrumente. Plötzlich steht der König vor ihnen, von dessen Nähe Niemand eine Ahnung

gehabt hat. So eben auf dem Schlosse angekommen, hat er die ihm so verhassten Flötentöne gehört und will nun den Thäter bestrafen. Die Prinzessin stößt einen leisen Schrei aus, der Prinz verändert die Farbe, und selbst Duhan steht betroffen still.

„Ah, ein böses Gewissen!“ fuhr der strenge Monarch die Gruppe an; „Regelton und Trommelflang laß ich mir gefallen; aber Flötenspiel!! Geb' er mir mal die Flöte her, Er Querpfeifer, Er Poet! Und Er, Duhan, versehe er seinen Dienst ordentlich! Studir' er die Instruktio! Den Fritz will ich diesen Abend im Tabakskollegium sehen, damit er wieder unter Menschen kommt!“

Ähnliche Auftritte kamen häufig vor und immer mehr stellte sich heraus, wie sehr die Gemüthsarten von Vater und Sohn verschieden waren.

Es betrübte den sparsamen, einfachen Monarchen außs Schmerzlichste, wenn er sah, daß der Prinz das Wohlleben liebte, an lockeren Gesellschaften Freude fand und heimlich Schulden machte; es that ihm wehe, daß er nicht werden wollte, wie er; er hielt ihn für hartnäckig und stolz, für einen ungehorsamen Sohn, der nur seinem Kopfe folgen wolle; mit tiefem Schmerze glaubte er gar zu bemerken, daß er den Weg der Frömmigkeit verlasse. Das durfte nicht so bleiben, das mußte anders werden. Mit größter Strenge überwachte er ihn, mit den schwersten Strafen mußte er die Uebertretung der väterlichen Befehle büßen.

Durch solche Behandlung aber erreichte der König seinen Zweck nicht. Die zärtliche Liebe gegen den Vater und das kindliche Vertrauen wurden in dem Sohne erstickt. Wo er dem Könige gehorsam war, geschah es nur aus Furcht vor der Strafe.

Dessenungeachtet war der Prinz oft bemüht, das Herz des Königs zu erweichen. Unter dem 11. September 1728 bat er denselben in einem herzlichen Briefe um seine Gnade und versprach zugleich, sich seinem Willen in allen Stücken zu fügen, erhielt aber eine harte Antwort, weil sein Leben seinen Worten nicht zu entsprechen schien.

Bald darauf machte er noch einen Versuch. Es war zu Wusterhausen beim Hubertusfeste. Friedrich beklagte sich in vertraulicher Mittheilung gegen den sächsischen Gesandten von Suhm über die Anechtshaft, worin er gehalten werde. Dann aber, etwas vom Weine erhitzt und ermuthigt, warf er sich mit dem Ausrufe: Ich liebe ihn doch! dem Vater an die Brust und beneckte seine Hände mit Küßen und Thränen. Alle Anwesenden wurden außs tiefste gerührt und zeigten dem Prinzen laut ihre Theilnahme. Der Vater aber suchte sich

von dem Sohne loszumachen und hatte nichts für ihn, als die kalten Worte: „Schon gut, schon gut; werde Du nur ein ordentlicher Kerl!“

Friedrich wollte den seinem Vater verhassten Lieblingsneigungen nicht entsagen, dieser von dem, was er als das Heilsamste für den Sohn und für Preußen erkannt hatte, nichts nachlassen.

129. Fluchtversuch.

Um sich dem drückenden Joche zu entziehen, faßte Friedrich den Gedanken, die Flucht zu ergreifen, indem er am Hofe des Königs von England, dem Bruder seiner Mutter, eine sichere Freistätte zu finden hoffte. Dieser Gedanke wurde durch einen Vorfall im sächsischen Lustlager bei Mühlberg, wohin der König mit dem Kronprinzen gereist war, zum festen Entschlusse. Hier vergaß sich nämlich der König so weit, daß er wegen irgend eines unbedeutenden Versehens in Gegenwart sächsischer Offiziere dem Prinzen Stoßschläge ertheilte, denen er die noch schimpflicheren Worte hinzufügte: „Wäre ich von meinem Vater so behandelt worden, ich wäre davon gelaufen, oder hätte mich todt geschossen; aber du hast weder Ehre noch Muth und lässest dir Alles gefallen.“

Von nun an dachte der Kronprinz nur an seinen Fluchtplan. Zwei seiner vertrautesten Freunde, die Lieutenants von Katte und von Keith, zog er in das Geheimniß, um sich durch ihre Hülfe die Ausführung zu erleichtern. Auf einer Reise, die er mit dem Könige nach Anspach machte, sollte das Vorhaben ausgeführt werden. Im Dorfe Steinfurt, unweit Mannheim, nahm der König, wie er auf seinen Reisen zu thun pflegte, sein Nachtquartier in einer Scheune; der Kronprinz mit seinem Gefolge erhielt in einer Scheune gegenüber sein Lager angewiesen. Als der Morgen dämmerte, befohl Friedrich einem Pagen, die Pferde zu satteln. Während dies geschah, verließ er selbst die Scheune, zog einen rothen Ueberrock an, der nach französischem Schnitt gemacht war und stellte sich hinter den Reisewagen des Königs. Der Kammerdiener Werner, der den Kronprinzen aufstehen sahn, schöpfte Verdacht und weckte den Oberstlieutenant von Kochow. Dieser eilte schleunig herbei und vereitelte den Plan. Dem Könige blieb dieser Vorfall vorläufig



Der Fluchtversuch.

noch unbekannt. Als sie in Mannheim ankamen, drang Friedrich von Neuem in den Pagen, ihm Pferde zu verschaffen und mit ihm davon zu reiten. Von Gewissensangst getrieben, warf sich dieser aber dem Könige zu Füßen und verrieth ihm das Vorhaben des Prinzen. Wie sehr auch Friedrich Wilhelm dadurch aufgeregt wurde, so ließ er seinen Sohn doch nicht merken, daß er um die Sache wisse. Zu Rochow aber sprach er: „Wir wollen warten, bis wir auf preussischen Grund und Boden kommen. Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe für den Prinzen und schaffst ihn nach Wesel, lebendig oder todt, hört Ihr, lebendig oder todt!“ Rochow versprach Alles. In Frankfurt a. M. fiel dem Könige ein Brief des Kronprinzen an Ratte in die Hände, worin der Fluchtplan ausführlich entwickelt war. Friedrich Wilhelm gerieth in die heftigste Wuth. Der Prinz durfte die Stadt nicht betreten, sondern ward auf eine Nacht gebracht, die zur Rheinreise gemiethet worden war. Als ihn der König am andern Tage auf dem Schiffe erblickte, ergriff er ihn wüthend bei den Haaren, schleuderte ihn umher und stieß ihn mit dem Krückstocke gegen die Nase, daß sie blutete. „Wie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten!“ rief Friedrich verzweiflungsvoll aus. Die anwesenden Generale befreiten den Prinzen aus den Händen des Königs und bewahrten ihn dadurch vor noch schwereren Mißhandlungen. In Wesel wurde Friedrich dem Festungs-Commandanten als Arrestant übergeben, mit der Weisung, sein Zimmer zu verschließen und die Thür mit zwei Schildwachen zu besetzen. Noch spät am Abend ließ der König den Kronprinzen zum ersten förmlichen Verhör vor sich führen. Er ermahnte ihn zuerst in ruhigem Tone, „Gott seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu geben und Alles zu gestehen“; denn der König war der irrigen Meinung, daß seine Gemahlin und der König von England die vornehmsten Urheber des Fluchtversuches seien. Friedrich konnte jedoch als Mitwisser seines Vorhabens nur seine beiden Freunde Ratte und Keith nennen. Der König fuhr ihn jetzt heftig an, schalt ihn einen feigen Deserteur ohne Ehre. „Ich habe eben so viel Ehre, wie Sie,“ antwortete der aufs Aeußerste getriebene Prinz, „und habe nur das thun wollen, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun!“ Eine solche Sprache war der König nicht gewohnt zu vernehmen, und er würde den Prinzen mit dem Degen durchrannt haben, wenn der General Mosel sich nicht entschlossen zwischen den Vater und den Sohn geworfen und diesen in das Gefängniß zurückgeführt hätte.

Das Schicksal des Prinzen erregte große Theilnahme unter dem

Volke. Mancher hätte sein Leben gewagt, um ihn zu befreien. Schon hatte er heimlich eine Strickleiter und das Kleid einer Bäuerin erhalten und war in dieser Verhüllung während der Nacht bereits aus dem Gefängnisse gestiegen, als ihn die Schildwache unter seinem Fenster anrief. Da mußte er wieder umkehren und sich in sein Schicksal ergeben. Am folgenden Tage wurde er nach Mittelwalde abgeführt.

Von Wesel aus schrieb der König an seine Gemahlin: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an; er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Glender verdient nicht mehr zu leben.“ Und als er nach Berlin kam, schrieb er der Königin schon von Weitem zu: „Euer ungerathener Sohn ist nicht mehr; er ist todt!“ Zugleich verlangte er nach den Brieffschaften des Prinzen, die in ihren Händen waren. Darauf wandte sich sein Zorn gegen die Prinzessin Wilhelmine, weil er glaubte, sie habe um die Flucht gewußt. „Wie, Du wagst es, mir unter die Augen zu treten?“ rief er ihr zu. Die Königin zerfloss in Thränen und lief voll Verzweiflung im Zimmer umher. Die kleinen Kinder schriegen und suchten den Vater zu begütigen. Endlich wurde dieser sanfter gestimmt und sagte: „Der Fritz lebt noch, aber er soll als Hochverräther sterben, und die Prinzessin als Mitschuldige soll ins Gefängniß kommen.“ Außer der Frau von Kameke, der Oberhofmeisterin der Königin, wagte Niemand dem Könige entgegen zu treten. Diese folgte ihm aber mit heldenmüthiger Unerfrockenheit in sein Zimmer und beschwor ihn, seine Gemahlin zu schonen und das Unternehmen des Prinzen nur als eine Unbesonnenheit zu betrachten. „Bis jetzt,“ sagte sie zu ihm, „War Ihr Stolz, ein gerechter und frommer König zu sein, und dafür segnete Sie Gott, und nun wollen Sie ein Tyrann werden? Opfern Sie den Kronprinzen Ihrer Wuth, aber seien Sie dann auch der göttlichen Rache gewiß. Denken Sie an Philipp II. und an Peter I., die das Blut ihrer Söhne vergossen haben; sie starben ohne Nachkommen, und ihr Andenken ist den Menschen ein Gräuel! Gehen Sie in sich, Majestät! Ueberwinden Sie Ihren Zorn!“ Der König sah die freimüthige Frau erstaunt an und erwiderte ihr mit wiederkehrender Milde: „Sie führen eine kühne Sprache, aber Ihre Absicht ist gut, darum verzeihe ich Ihnen. Beruhigen Sie meine Frau.“

130. Friedrich in Küstrin.

Der Kronprinz, oder, wie der König ihn nannte, „der davongelaufene Oberstleutnant Fritz“ wurde in Mittelwalde zum erstenmal verhört. Die Anklage, daß er habe desertiren wollen, wies er mit Entschiedenheit zurück und sagte, er habe sich nur der Ungnade des Königs zu entziehen gesucht. In Beziehung auf Ratte erklärte er sich allein für den Schuldigen und Ratte für den Verführten, und er habe auf jeden Fall die größere Strafe verwirkt.

Von Mittelwalde wurde der Kronprinz nach Küstrin in ein enges Gewahrsam gebracht. Die Thür seines Zimmers war mit neuen, starken Schließern und Niegeln versehen; im Vorzimmer schlief der wachthabende Offizier; an der Thür und auf der Treppe stand Wache. Sein Zimmer wurde nur dreimal des Tages geöffnet, um es zu reinigen und ihm das Essen zu bringen, was nie länger als vier Minuten dauern sollte. Niemand durfte ein Wort mit ihm sprechen. Jeden Morgen hatten zwei Offiziere das Zimmer zu untersuchen, ob sich irgendwo die Spur einer verdächtigen Unternehmung zeige. Seine Kleidung bestand in einem schlechten blauen Rocke. Im Zimmer standen nur hölzerne Schemel zum Sitzen. Das Essen erhielt er aus der Gar Küche, des Mittags für 6, des Abends für 4 Groschen. Alles war in Stücke geschnitten, Messer und Gabel wurden nicht gestattet; doch konnte er sich eines hölzernen Löffels bedienen. Die Abende mußte er anfangs im Finstern zubringen, später genehmigte der König „Zalglucht bis acht Uhr.“ Feder, Dinte und Papier wurden ihm verweigert; auch seine liebe Flöte ward ihm versagt. Von Büchern waren ihm nur die Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum erlaubt. Diese strengen Anordnungen wurden anfangs pünktlich erfüllt; später wurden jedoch einige umgangen. Den Kammerpräsidenten von Münchow rührte das harte Schicksal des Königssohnes. Einmal hörte dieser während der Nacht ein seltsames Geräusch, wie wenn Jemand mit Hammer und Meißel arbeitet, und siehe da, bald war die Decke durchbrochen. Darauf kam durch die Deffnung ein zierliches Handkörbchen mit gar herrlichen Sachen: Flöte, Schreibzeug, Briefe, Bücher, Wachslichter, Lebensmittel etc. Wie innig mag der Prinz für diese gefährvolle Theilnahme dem Präsidenten von Münchow gedankt haben!

131. Verurtheilung Katte's.

Inzwischen traf der Zorn des Königs Alle, die dem Kronprinzen nahe gestanden hatten. Der treue Lehrer Duhan, der seit einiger Zeit das Amt eines Rathsherrn bekleidete, wurde nach Memel verbannt. Der Kammerherr von Montolieu, der Friedrich Geld geliehen, mußte tausend Dukaten Strafe zahlen, und da er sich der ferneren Untersuchung durch die Flucht entzog, wurde sein Bildniß an den Galgen genagelt. Am traurigsten gestaltete sich das Schicksal des Lieutenants von Katte. Keith war, von Friedrich gewarnt, glücklich nach England entkommen; sein Bildniß wurde ebenfalls an den Galgen gehängt. Katte blieb ruhig in Berlin; selbst als ihn ein Freund benachrichtigte, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgestellt sei, schob er die Flucht bis zum nächsten Morgen auf. Da war es aber zu spät. Eben als er sein Pferd besteigen wollte, wurde er ergriffen. Als der König nach Berlin kam, ließ er ihn vor sich führen. Sobald er ihn erblickte, riß er ihm das Johanniterkreuz von der Brust und mißhandelte ihn mit Fußtritten und Stockschlägen. Darauf ließ er in Cöpenick ein Kriegsgericht zusammentreten. Katte gestand in den Verhören, daß er dem Kronprinzen in allen Stücken behülflich gewesen sei und ihm auch habe auf der Flucht folgen wollen. Er wurde zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Der König aber, über die vermeintliche Nachsicht der Richter entrüstet, wandelte als oberster Kriegsherr das Urtheil in Todesstrafe um. Der Vater des Unglücklichen, der General-Lieutenant war, und sein Großvater mütterlicher Seite, der Graf von Wartensleben, fleheten vergebens um Gnade für den Sohn und Enkel. Der König befahl, dem Gefangenen nach Vorlesung des Todesurtheils zu sagen, daß es Sr. Majestät sehr leid thäte, es aber besser sei, er stirbe, als daß Gerechtigkeit aus der Welt käme. Noch einmal schrieb der Verurtheilte an den Monarchen und bat in den rührendsten Worten, ihm das Leben zu schenken; er flehete, wie es in dem Briefe wörtlich heißt, den König demüthig um Gnade und Erbarmung, um Mitleiden, Barmherzigkeit und Erhörung an. — Er bekam keine Antwort.

Am 3. November führte ihn der Rittmeister von Schack mit einem Kommando von dreißig Pferden, einem Lieutenant und zwei Unteroffizieren nach Küstrin ab. Dort sollte sein Haupt fallen.

132. Hinrichtung.

Es war in der Nacht vom 5. zum 6. November 1730. Unruhvoll war der Schlaf des Prinzen, wirre Bilder beängstigten seine Seele. Mehrmals drangen dumpfe Töne aus der Ferne in sein Ohr; endlich vernahm er im Nebenzimmer Schritte und Stimmen von Männern. Bald darauf hörte er wieder ein dumpfes Klopfen und Hämmern. Er erhob sich von seinem Lager, kleidete sich an und ging nach dem Fenster. Grauer Nebel bedeckte den Platz zur Linken des Hauses. Mattbrennende Lichter bewegten sich in einiger Entfernung hin und her. Er öffnete das Fenster. Feuchtkalte Morgenluft wehte ihm entgegen; ein Schauer ergriff ihn. Deutlich vernahm er nun das Klopfen und Hämmern vor sich. Offenbar wurden Bretter und Balken aneinandergefügt, das befundete das eigenthümliche Geräusch. „Ha,“ dachte er, „wenn man dort ein Blutgerüst baute für dich!“ Die Kniee begannen ihm zu zittern; er mußte sich an den Eisenstäben des Bitters halten. „Doch nein! Das kann der Vater seinem Sohne nicht thun!“ rief er, sich tröstend, zu. Wenn er aber wieder des strengen eisernen Mannes, mit dem tödtlichen Hornesblick im Auge, gedachte, überfiel ihn wieder neue Angst. So stand er einige Minuten. Dann vernahm er Schlüsselgerassel an der Thür. Der Riegel wurde zurückgeschoben, und düstern Antlitzes traten zwei Offiziere, der Oberst von Reichmann und der Platzmajor Graurock in das Zimmer. Hoherhobenen Hauptes und mit unterschlagenen Armen steht der Prinz mitten im Gemache. Das machte sie stutzen, und sie konnten für ihren Auftrag nicht sogleich das Wort finden.

„Meine Herren,“ redete sie der Prinz ruhigen Tones an, „ich ahne, was Sie mir zu verkündigen haben. Fürchten Sie nicht, daß ich erschrecken werde. Sagen Sie dem Könige, sein Sohn, den er im Leben oft feig gescholten hat, sterbe mit dem Muth, der eines preussischen Prinzen würdig.“ Da sei Gott vor!“ unterbrach ihn der Platzmajor Graurock. „Unser Auftrag ist anderer Art. Es ist uns der Befehl zugegangen, Ew. Hoheit zu melden, daß in dieser Morgenstunde der Lieutenant Wilhelm von Katte auf dem Platze dort enthauptet werden soll.“

„Katte, mein Freund, soll sterben?“ rief der Prinz. „Ist er denn hier?“

„Er ist vorgestern aus Berlin hierher transportirt worden.“

Friedrich erhob seine Hände. „Barmherziger Gott,“ rief er, „Katte ist ja unschuldig, ich habe ihn ja verführt!“ Dann schritt er auf die Offiziere zu, ergriff sie bei den Händen und sprach: „Um Gotteswillen, meine Herren, sagen Sie mir: Es ist nicht wahr. Ich kann's nicht ertragen, ich werde wahnsinnig, ich verzage an Allem, was heilig ist!“ Die Offiziere schwiegen. Der Prinz fuhr sich mit den Händen über Stirn und Gesicht, dann ging er mit aufgerissenen Augen im Zimmer umher und sagte zu den Offizieren: „Ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir, ob ich wach, ob ich gesund bin. Schreien Sie mir ins Ohr, daß ich krank bin, daß ich im Fieber liege. Erbarmen Sie sich!“

Der Platzmajor Graurock wandte sich von der Seite um und sagte mit gebrochener Stimme: „Ich wollte, ich läge unter der Erde!“ Oberst Reichmann, dem die Thränen über die Wangen liefen, ergriff Friedrichs Hand und sagte: „Fassen Sie sich, Prinz, und zürnen Sie uns nicht!“ Jetzt vernahm man von der Straße her den gleichmäßigen Tritt einer Abtheilung Soldaten. Friedrich stieß einen Ton des Schreckens aus und flog zum Fenster. Im Morgengrauen sah man das Blutgerüst, und am Fuße desselben den Scharfrichter im rothen Mantel. Militair kam um die Straßenecke zur Rechten. Jetzt erblickte der Prinz inmitten zweier Geistlichen seinen Freund. Sein Haupt war entblößt, in der Hand trug er ein offenes Gebetbuch, sein todtblasses Angesicht drückte Ergebung aus. Als der Zug unter dem Fenster angekommen war, schrie Friedrich mit der Stimme eines Verzweifelten: „Ach! mein theurer Freund, Vergebung um Gottes Barmherzigkeit willen, Vergebung!“

Katte sah auf und erwiderte: „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, mein Prinz, mein einziger Freund auf der Welt, ich sterbe mit tausend Freuden für Sie!“ Alles hätte Friedrich jetzt hingegeben, den Freund zu retten. Er griff in die Eisenstäbe des Fensters, daß die Finger bluteten, aber unbeweglich blieb das Eisen.

Bald hatte der Zug den Nichtplatz erreicht. Katte stieg festen Schrittes auf das Gerüst; der Scharfrichter und einige seiner Knechte folgten ihm. Die Knechte entkleideten den Verurtheilten und legten ihm eine schwarze Binde um seine Augen. Mancher der Richter hoffte noch auf das Eintreffen des Pardons. Jetzt kniete Katte nieder, der Scharfrichter warf seinen rothen Mantel ab und erhob das breite blizende Schwert. Noch einmal schauete er sich um, dann that er den Streich, und das Haupt des Jünglings fiel.

In demselben Augenblick stürzte der Prinz rückwärts hart auf den Boden nieder; eine wohlthätige Ohnmacht umhüllte ihm Geist und Augen.

133. Reue und Versöhnung.

Als der Prinz wieder zu sich selbst kam, glaubte er, ein Traum habe sein böses Spiel mit ihm getrieben; allein die zurückgebliebene Spur von Blut auf der Nichtstätte zeugte von der schrecklichen Wahrheit.

Das Todes Schwert hing auch noch drohend über seinem Haupte. Des Königs Zorn war noch nicht besänftigt; manche seiner Worte ließen das Schlimmste befürchten. Das Schicksal des Prinzen erregte überall die innigste Theilnahme. Von allen Seiten, selbst aus dem Auslande, liefen die eindringlichsten Fürbitten ein. Der König von Schweden, die Könige von Dänemark und Polen, die Kaiserin von Rußland baten für den Kronprinzen. Der holländische Gesandte machte mündliche Vorstellungen, und der englische Hof, der ja bei der Sache theilhaftig war, zeigte sich zu jeder billigen Genugthuung bereit. Der preussische General Buddenbrock entblößte seine Brust und rief: „Wenn Ew. Majestät Blut wollen, so nehmen Sie meines; das Blut des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich noch reden darf!“ Der alte Dessauer äußerte freimüthig, der Kronprinz stehe als Reichsfürst unter dem Kaiser, und nur dieser könne ein Urtheil über ihn sprechen. Darauf erwiderte der König heftig: „Dann lasse ich in Preußen Gericht über ihn halten; da steht Niemand über mir.“ „Niemand als Gott,“ äußerte der Probst Reinhard. Diese Bemerkung machte den König nachdenklich, und man hörte ihn später nicht mehr von dem Todesurtheile des Prinzen reden; auch mag er es mit demselben, nachdem die erste Hitze verraucht war, nicht sehr ernstlich gemeint haben.

Der Prinz schwebte indessen in seinem engen Gefängnisse in Furcht und Hoffnung. In dieser Stimmung öffnete er den Tröstungen des Christenthums durch den Prediger Müller, der den unglücklichen Ratte zum Tode vorbereitet und ihm von diesem Freunde die letzten Grüße überbracht hatte, willig sein Herz. Er war wie umgewandelt; tiefe

Neue kehrte in seine Seele ein. Mit Freuden vernahm der König diese Nachricht. Ihr folgten die ersten Zeichen seiner Gnade. Der Prinz wurde aus dem strengen Arreste entlassen und durfte fortan innerhalb der Festungsmauern sich bewegen. Diese Nachricht erschütterte ihn so, daß er in Thränen ausbrach. Zugleich hatte der König seinen Willen dahin ausgesprochen, daß der Prinz eidlich versprechen sollte, ihm in der Zukunft in allen Dingen streng gehorsam zu sein, und hinzugefügt, daß er durch Bruch des Eides der Thronfolge verlustig gehen, ja sogar sein Leben verwirken würde. Friedrich leistete den Eid, er hielt Orden und Degen zurück, ging zur Kirche und nahm das Abendmahl. Noch durfte er aber Küstrin und seine nächste Umgebung nicht verlassen. Als jüngster Kriegs- und Domänenrath mußte er bei der dortigen Kammer arbeiten. In einem unten im Sessionszimmer aufgestellten Tische nahm er mit zwei Kammerjüngern, die der König ihm zu Gesellschaftern gegeben, Platz. Er sollte die Verwaltung des Staates durch eigene Uebung genau kennen lernen. Von 7 bis halb 12 Uhr und von 3 bis 5 Uhr währten seine festgesetzten Arbeitsstunden; außerdem sollten zwei kenntnißreiche Staatsbeamte ihn unterweisen. Die heilige Schrift, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum sollte er lesen, andere Bücher nicht. Dagegen solle er Grund und Boden abschätzen lernen, sich um die Viehzucht, die Ackerwirthschaft, das Bauwesen bekümmern. Er soll sehen, wie die Pächter ihre Erzeugnisse vortheilhaft zu Gelde machten; „denn er müsse erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern mache, so viel Groschen zusammen zu bringen, als zu einem Thaler gehören. Dann werde er einst rathsam mit dem Gelde umgehen.“

Der Prinz nahm die ersten brieflichen Ermahnungen des Vaters willig, oft mit Rührung an. Nachdem so ein Jahr der Buße verfloßen war, entschloß sich der König, seinen Sohn wiederzusehen. Wie ganz anders trat der geprüfte und geläuterte Kronprinz seinem Vater entgegen! Die französische Leichtfertigkeit seines Benehmens war verschwunden und männlicher Ernst an deren Stelle getreten. Das gefiel dem Vater gar wohl. Sowie der König den Kronprinzen erblickte, fiel ihm dieser zu Füßen. Der König hieß ihn aufstehen und stellte ihm in einer nachdrücklichen Rede noch einmal seine Vergehungen vor. Und als er ihn nun fragte, warum er doch einen Vater anseinde, der nur für ihn arbeite, fühlte des Sohnes Herz sich überwältigt. Friedrich empfand es nach langer Zeit wieder einmal recht lebendig, daß der Vater ihn doch wirklich liebe. Aufrechtig beantwortete er alle Fragen desselben. Dieser war sehr zufrieden, vergab dem

Sohne alles Geschehene, und als ihn der Kronprinz zum Wagen begleitete, umarmte er ihn vor dem zahlreich versammelten Volke. Friedrich und alle Umstehenden waren freudig bewegt. Jetzt erhielt der Prinz auch mehr Freiheit. Wie glücklich schätzte er sich, daß er nun wieder frei durchs Feld reiten, die benachbarten Domänen besuchen und von dem Zustande der Gebäude, des Viehes und der Acker sich unterrichten konnte! Er ergab sich mit Eifer der Landwirthschaft und entwarf selbst Verbesserungsanschlüge, die dem Könige sehr gefielen. Er sah nun, daß Fritz auch Sinn habe für den Ernst und die Arbeit. Aber doch ließ er ihn die Lehrzeit in Küstrin gründlich durchmachen. Er mußte längere Zeit als Kriegs Rath bei der Domänenkammer arbeiten, wodurch er die Regierungsgeschäfte gründlich kennen lernte. Am Vermählungstage der Prinzessin Wilhelmine ließ ihn der Vater heimlich kommen, trat plötzlich mit ihm in den Speisesaal und führte ihn der hochbeglückten Mutter mit den Worten in die Arme: „Da ist der Fritz!“ Bald darauf übergab er ihm ein Regiment und kaufte ihm das Lustschloß Rheinsberg. Auf diesem freundlichen Landsitze begann für den Prinzen ein neues, schönes Leben. Hier konnte er nach Herzenslust den Wissenschaften sich widmen; hier las er mit Bewunderung die Thaten der Helden aller Zeiten; hier versammelte er die geistreichsten Männer, in deren Gespräch sein Geist die beste Anregung, sein Gemüth die beste Erholung fand. Den Vater stellte Friedrich dadurch zufrieden, daß er sein Regiment stets im besten Stande erhielt; auch bewahrte er ihm nun immer die kindlichste Liebe und versäumte keine Gelegenheit, wo er ihm eine Freude machen konnte. Das rührte den sonst so harten Mann bis zu Thränen. „O mein Gott,“ rief er gerührt, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“

134. Regierungsantritt.

Am 31. Mai 1740 bestieg Friedrich, achtundzwanzig Jahre alt, den Thron seiner Väter. Das war ein Freudenfest für alle Preußen. Ein Zeitgenosse berichtet darüber aus Berlin: „Der Jubel der Unterthanen ist unbeschreiblich. Es ist hier ein solcher Andrang von Fremden, daß man erschrickt zu werden befürchten muß, wenn man über den Schloßhof geht. Unter ihnen befindet sich eine Anzahl von Glücksrittern, die sich einbilden, der König habe bloß ihretwegen den Thron

bestiegen. Die Posten schwärmen um den Thron Friedrichs, wie die Bienen. So wie man den König erblickt, ist das Jubelgeschrei ohne Ende. Es zeigt sich aber, daß man sich allgemein in dem neuen Könige irrte. Seine Widersacher zitterten vor ihm; er ist aber zu edel und zu groß, sie zu bestrafen; seine Anhänger hofften, von ihm mit Gold überschüttet zu werden; er ist aber zu weise, um thörichte Erwartungen zu entsprechen.“ So war es in der That. Seine Rheinsberger Genossen besonders hatten ein glänzendes und genussreiches Hofleben erwartet und die Hoffnung gehegt, in den Strahlen der neuen Sonne leuchten zu können. Allein so sehr sie sich darin auch getäuscht sahen, der König wurde ihnen doch gerecht, indem er sie ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten gemäß im Staatsdienste verwendete. Einem der früheren Günstlinge, der in übergroßer Freude einen lustigen Pariser Freund einlud, schleunig nach Berlin zu kommen, zerriß Friedrich den Brief, der ihm zufällig zu Gesicht kam, vor den Augen und fügte ernsthaft hinzu: „Die Posten haben ein Ende!“ Daher pflegten die Rheinsberger den Tag der Thronbesteigung den Tag der Täuschung zu nennen.

Die einst unschuldig für ihn gelitten hatten, suchte er auf eine erhebende Weise zu trösten. Den Vater seines unglücklichen Ratte ernannte er zum Feldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand. Auch die übrigen Glieder der Familie Ratte's erfreuten sich unausgesetzt des Königs Gunst. Den treuen Duhan rief er aus der Verbannung zurück und bereitete ihm einen behaglichen Lebensabend. Der geflüchtete Keith wurde zum Stallmeister und Oberstlieutenant befördert. Den Kammerpräsidenten von Münchow, der seit Friedrichs Aufenthalt in Küstrin manche Widerwärtigkeiten hatte erfahren müssen, entschädigte er durch Gnadenbezeugungen mancherlei Art.

Keinem Günstlinge gestattete der König Einfluß; er wollte das Staatsruder mit eigener Hand führen. Das erfuhr am ersten der alte Dessauer. Als er den König innigst bat, ihm und seinen Söhnen seine Gnade zu schenken und das Ansehen und den Einfluß zu lassen, den sie bisher genossen, erhielt er zur Antwort: „Ihre Aemter und Stellen werden Sie behalten, denn ich bin gewiß, daß Sie mir so treu dienen werden, wie meinem Vater. Was aber den Einfluß betrifft, den Sie besessen zu haben meinen, so nehme ich denselben für mich allein in Anspruch und werde ihn Niemand, selbst meinem besten Freunde nicht gewähren.“

Mit außerordentlichem Eifer begann der König die Regierungsgeschäfte. In allen Dingen war er rasch, ausdauernd und unermüd-

lich. Seine Reisen zu Pferde oder im Wagen waren Flüge; von Berlin bis Potsdam ritt er mit untergelegten Pferden; von Königsberg kehrte er trotz der schlechten Landstraßen in drei Tagen zurück. Die fremden Gesandten klagten, daß er sein eigener Minister sei und Alles abmache; es sei am Berliner Hofe jetzt Niemand, durch dessen Hilfe sie Kenntniß und Einfluß erlangen könnten. Das Ziel seiner Regierung veröffentlichte er in den Wahlprüchen auf den Huldbigungsmünzen, die nach alter Sitte bei der Huldbigung in Königsberg und Berlin ausgeworfen wurden. Sie lauteten: „Glück des Volkes!“ und „Der Wahrheit und Gerechtigkeit!“ Nach den Ceremonien der Huldbigung in Berlin trat er auf den Balkon des Schlosses, und das Volk rief dreimal in freudiger Bewegung: „Es lebe der König!“ Da stand er, der junge König, gegen Gewohnheit und Hofsitte, eine halbe Stunde lang und schaute mit festem, aufmerksamem Blicke auf die unten wogende Volksmenge, in tiefes Nachdenken versunken. Königliche Gedanken gingen ihm durchs Herz!

Friedrichs erste Regierungshandlungen waren Werke kindlicher Liebe und eines echt königlichen, menschenfreundlichen Sinnes. Seiner Mutter, die von ihrem Gemahle etwas knapp gehalten worden war, verschaffte er eine behagliche Lage. Als ihn dieselbe mit „Ew. Majestät“ anreden wollte, sagte er: „Nennen Sie mich immer ihren Sohn; dieser Titel ist köstlicher für mich, als die Königswürde.“ Der letzte Winter hatte über ein halbes Jahr mit furchtbarer Strenge auf dem Lande gelastet und eine allgemeine Theuerung und Hungersnoth veranlaßt. Die Stimme des Glendes erreichte bald das Ohr des jungen Monarchen. Schon am zweiten Tage seiner Regierung ließ er die reichgefüllten Kornmagazine öffnen und das Getreide zu ermäßigten Preisen verkaufen; den Armen gab er es umsonst. Am dritten Tage hob er die schreckliche Folter auf, die man bisher zur Erpressung von Geständnissen bei gerichtlichen Verhören gegen Verbrecher angewandt hatte, und erklärte damit, daß in Zukunft eine mildere, menschlichere Gerechtkeitspflege walten sollte. Ebenso sprach er sich darüber aus, daß er in Glaubenssachen eine vollständige Gewissensfreiheit gestatten werde; denn in seinem Staate müsse Jeder nach seiner Weise Gott verehren und selig werden können.

Im Uebrigen behielt der König die Einrichtungen seines Vaters bei; die Armee vergrößerte er noch; nur die „langen Kerls“ schaffte er ab. Er selbst wohnte den militairischen Uebungen unermüdet bei und drang auf eine menschliche, freundliche Behandlung

der gemeinen Soldaten. Alle Plackereien, die sich die Offiziere etwa bei den Werbungen erlaubten, wurden streng bestraft.

Seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, die er ohne innere Neigung, dem Willen seines Vaters gemäß, geheirathet hatte, wies er mit einem glänzenden Hofstaate das Schloß Schönhausen an. Ein inniges Zusammenleben mit ihr fand nicht statt. Er sah sie nur bei festlichen Gelegenheiten. Ihrem edlen weiblichen Benehmen und den trefflichen Eigenschaften ihres Herzens zollte er jedoch die höchste Achtung. Mit Strenge wachte er darüber, daß sie als Königin von dem Hofe und von den fremden Gesandten mit größter Ehrfurcht behandelt wurde. Sie führte ein stilles Leben, das jedoch an Werken der Liebe und Barmherzigkeit sehr reich war, und hörte nie auf, ihrem großen Gemahle die rührendste Theilnahme zu beweisen, ihn zu lieben und zu bewundern.

135. Der erste schlesische Krieg.

1741.

Friedrich lag zu Rheinsberg am Fieber krank, als sein vertrauter Kammerdiener Fredericksdorf am 28. November 1740 vor sein Bett trat und ihm eine Depesche aus Wien überreichte, die den Tod des letzten Habsburgers, des deutschen Kaisers Karl VI., meldete. Der König erblaßte; diese Nachricht war inhaltschwer; es war, als fühle er, daß das Schicksal ihn rufe. Mit Gewalt schüttelte er das Fieber von sich.

Der verstorbene Kaiser hatte nur eine Tochter, Maria Theresia, hinterlassen. Sie sollte, einem alten Hausgesetze zuwider, seine sämtlichen österreichischen Länder erben. Dagegen protestirten unter andern die Kurfürsten von Sachsen und Bayern und machten Ansprüche auf die Erbschaft. Da ward auch Friedrich inne, daß die Zeit gekommen sei, den beleidigten Manen seiner Väter Genugthuung zu verschaffen. Er war genau von der hinterlistigen Weise unterrichtet, mit der die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau dem Hause Brandenburg seit einem Jahrhundert vom kaiserlichen Hofe vorenthalten wurden.

Der Zornesruf des großen Kurfürsten: „Aus meiner Asche wird wider euch ein Rächter auferstehen!“ war ihm ins Herz gegraben; die Mahnung seines Großvaters: „Mein Recht in Schlesien auszuführen, muß ich meinem Nachfolger überlassen,“ stand fest in seinem Gedächtnisse, und das Wort seines Vaters: „Da steht Einer, der wird mich rächen!“ glaubte er noch immer zu hören. Und er beschloß, die unbezweifelten Anrechte auf Schlesien mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen.

Als nun Anfangs December der österreichische Gesandte Botta durch Schlesien nach Berlin reiste, um dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, bemerkte er mit Erstaunen in den Marken überall Kriegsrüstungen und Truppenzüge nach der schlesischen Grenze hin. Berlin glich einem Feldlager. Das beunruhigte ihn, und er suchte auf den Grund zu kommen. In einer Audienz beim Könige äußerte er, die Landstraßen Schlesiens seien so grundschlecht, daß man sie nicht passiren könne. Friedrich lächelte für sich und erwiderte trocken: „Wer das Land bereisen will, wird schon Mittel finden, hindurch zu kommen; die einzige Gefahr ist, ein wenig beschmutzt zu werden.“ Erst in der Abschiedsaudienz machte der König dem Gesandten die Mittheilung, daß er Schlesien besetzen werde. Da rief Botta bestürzt: „Ew. Majestät werden das Haus Oesterreich zu Grunde richten und sich selbst in den Abgrund stürzen!“ „Das wird von Ihrer Königin abhängen,“ entgegnete Friedrich. „Will sie meine Vorschläge annehmen, so ist Alles gut.“ Der Gesandte bemerkte zuletzt noch in spöttischem Tone: „Ihre Truppen sind schön, Sire, schöner als die unsrigen; aber die unsrigen haben vor dem Schusse gestanden!“ Friedrich erwiderte ihm, etwas gereizt: wenn er seine Truppen bisher schön gefunden habe, so werde er sie bald auch tapfer finden.

136. Ins Feld.

„Der junge König, was mag er vorbereiten?
 „Was haben die geheimen Rüstungen zu bedeuten?
 „Will er, statt zu genießen, sich Arbeit schaffen nur?“
 So forschten die fremden Botschafter nach des Geheimnisses Spur:

Und bald gingen die Märsche der Truppen kreuz und quer,
 Und die Wagenzüge fuhr'n hin und her;
 Erst als am Saume Schlesiens sich Alles zusammen fand,
 Des jungen Königs Absicht klar vor den Forschenden stand.

Sie sagten: „Er wird die Rechte, die wohlgegründeten, alten,
 „Auf Schlesien, die von neuem stets wurden vorenthalten
 „Seinen erlauchten Ahnen vom Hause Oesterreich,
 „Im Fall erneuter Weigerung mit dem Schwert behaupten sogleich.“

Und wirklich, der König hatte das große Ziel sich ersehnt,
 Sein Muth und seine Thatkraft hieß ihn die Probe bestehn,
 Und um sein Volk zu machen groß, mächtig und stark,
 Erkennt' er, daß er brauche dazu die schlesische Mark.

Auch seine trefflichen Krieger von ihm sich wohl versah'n:
 Er werde nicht nur spannen, losbrücken auch den Hahn,
 Und um sich zu bewähren, hatten sie nur geharrt
 Eines Führers, wie ihnen er nun in Friedrich ward.

Als Alles war bereitet, entsandte der König nunmehr
 Von Berlin seine Feldherrn mit den Worten zum Heer:
 „Ohne Bundesgenossen beginn' ich einen Krieg;
 „Doch gerecht ist meine Sache, sie wird uns bringen den Sieg.

„Laßt Euch beständig die Thaten Eurer Vorfahren mahnen,
 „Die uns vorangegangen auf des Ruhmes Bahnen
 „Unter dem großen Kurfürsten, bei Warschau, bei Fehrbellin;
 „Den Kriegsruhm der Brandenburger, erneut als Preußen ihn!

„Setzt mögt Ihr unverzüglich an Eure Posten abgehn.
 „Lebt wohl! Ihr werdet in Bälde auch mich eintreffen sehn
 „Auf jenem Sammelplatze des Ruhmes, der uns winkt!“
 Wie fühlten sich die Krieger durch ihren König verjüngt.

Den Bedenklichen aber es wohl zu Herzen ging,
 Daß sich ihr König also das Fährliche unterfing,
 Seine Kräfte zu messen gegen Oesterreich:
 Dem alten zweihaupt'gen Aare sei nicht der junge einhaupt'ge gleich.

Des Kampfes Kühnheit reizte den König nicht alleine,
 Bethät'gen wolte er den Wahlspruch, den preußischen: „Jedem das Seine!“
 Und als er die Zweifler höret, ob ihm der Sieg gelinge,
 Kein Wankelmuth ihn bethöret, er bleibet guter Dinge.

Er schickt sich an zur Reise nach den schlesischen Marken,
 Um den Flug zu beginnen, in dem er wollt' erstarken;
 Er ließ dahinten die Freuden, dem Ziel nur zugewandt,
 Das er erreichen wolte für „Ruhm und Vaterland.“

Friedrich Becker.

137. Was da hoch ist, soll erniedrigt werden.

Am 13. December war im königlichen Schlosse zu Berlin ein großer Maskenball. Geigen und Trompeten ließen lustige Tanzmelodien erklingen; bunt wirbelten die Masken durcheinander. Der König war der heiterste von Allen. Gegen Mitternacht aber, als der Jubel noch lange nicht ausgetönt, verließ er in der Stille den Ballsaal und reiste noch in derselben Nacht unbemerkt zum Heere ab. Am 14. traf er in Crossen, nahe der schlesischen Grenze, ein. Als er über den Marktplatz ritt, wo ein Regiment in Parade aufgestellt war, vernahm man in der nahen Stadtkirche ein erschütterndes Krachen, als ob Donner und Blitz bei heiterem Himmel eingeschlagen hätten. Die erschrockene Menge eilte neugierig dahin, und es fand sich, daß die

große Glocke von dem Thurme durch die Decke der Kirche herab auf den Boden gestürzt war. Die abergläubischen Leute prophezeiten aus diesem Vorfalle Unglück für das Unternehmen des Königs. Friedrich aber, der auch hinzugetreten war und die verstörten Mienen und bedenklichen Gesichter der Umstehenden bemerkte, rief, daß es Alle hörten: „Das ist ein Zeichen für unsere Waffen! Was da hoch ist, soll erniedrigt werden; seht ihr's, das Haus Oesterreich wird fallen!“ Diese Auslegung gewann allgemeinen Beifall.

In Grossen versammelten sich Generale und Offiziere noch einmal um den König, seine Befehle zu empfangen. „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren,“ so sprach der König zu ihnen, „worin ich keine anderen Bundesgenossen habe, als Ihre Vorfahren auf den Feldern von Warschau und Zehrbellin erworben haben. Meine Sache ist gerecht, und ich vertraue dem Glück. Ihr Geschick ist in Ihren Händen; Ehren und Belohnungen warten, daß Sie sie durch glänzende Thaten verdienen.“ Am 16. überschritt das Heer, 30,000 Mann stark, die Grenzen mit fliegenden Fahnen und unter dem Schläge der Trommeln: die Soldaten voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, die Generale nach Ruhm dürstend, der König heiter, von freudigen Ahnungen bewegt.

138. Die ersten Schlesier vor dem König.

An der Grenze kamen ihm zwei Abgesandte der Evangelischen aus der Stadt und Festung Glogau entgegen. Sogleich ließ Friedrich seinen Wagen halten, und die Abgesandten nahen sich ehrfurchtsvoll. Sie baten den König, er möge doch die Gnade haben und die Stadt Glogau nicht von der Seite angreifen, wo ihre evangelische Kirche stünde; der österreichische Befehlshaber der Stadt würde sie sonst auf jeden Fall niederbrennen lassen, damit sie von den Preußen nicht bei der Belagerung benutzt werden könne. Und der König erwiederte ihnen freundlich: „Ihr seid die ersten Schlesier, die mich um eine Gnade bitten; sie soll euch gewährt werden!“ Auf der Stelle wurde nun ein reitender Bote an den Commandanten von Glogau abgefertigt, der mußte diesem das Versprechen des Königs mittheilen, und die Kirche blieb verschont.

139. Schlacht bei Mollwitz.

In Wien herrschte eine fürchtbare Erbitterung gegen den König Friedrichs Anerbieten, die Staaten des Hauses Oesterreich gegen alle Feinde zu vertheidigen, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, dem Gemahle der Königin Maria Theresia die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen und ihr sogleich zwei Millionen Gulden auszuzahlen, wenn sie ihm Schlessien abtrete, wurde mit Hohn zurückgewiesen. Wie sollte doch des römischen Reichs Erzkämmerer, der dem Kaiser das Waschecken zu reichen habe, der Tochter seines Kaisers Befehle vorschreiben. Solche und ähnliche bittere Reden konnte man jeden Tag am kaiserlichen Hofe vernehmen. Dem Könige ließ Maria Theresia sagen, er sollte sofort ihre Staaten räumen und froh sein, wenn sie ihm dann den Angriff auf Schlessien verzeihe. Friedrichs Entschluß aber war gefaßt. Was man von seinem Vater zu sagen pflegte, er spanne immer den Hahn, drücke aber nie los, sollte man aber nimmermehr von ihm sagen können. Da mußte also das Schwert entscheiden. Die Oesterreicher ließen nicht lange mehr auf sich warten. Unter dem im Türkenkriege erprobten Feldmarschall Neipperg rückten sie über die mährischen Gebirge heran, und besetzten das Dorf Mollwitz bei Brieg. Friedrich beschloß, ihnen sogleich eine Schlacht zu liefern. Seine Truppen formirten sich zu zwei Treffen, das erste unter Schwerin, das andere unter dem Prinzen von Anhalt, im Ganzen gegen 19,000 Mann. Neipperg, durch den schleunigen Anmarsch der Preußen überrascht, hatte keine Zeit, sein Heer in Schlachtordnung aufzustellen; es zählte auch 19,000 Mann, doch war seine Reiterei bedeutend stärker und besser.

Es war ein kalter, aber klarer Apriltag; der Boden war etwas gefroren und dünn mit Schnee bedeckt. Nachmittags gegen ein Uhr rückten die Preußen heran mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen in schönster Ordnung. Die Artillerie, an der Spitze des Treffens, erreichte schon den Feind. Da bricht zuerst die österreichische Reiterei hervor und wirft im Sturm ein preussisches Dragonerregiment über den Haufen. Die nächsten Infanterie-Regimenter werden dadurch in Verwirrung gebracht. Friedrich selbst wird im Getümmel mit fortgerissen. Es gelingt ihm jedoch einige Schwadronen zu sammeln. Mit dem Rufe: „Kameraden, Preußens Ehre, eures Königs Leben!“ führte er sie aufs Neue in den Kampf. Aber auch diese Schaar wird bald wieder auseinander gesprengt. Der König giebt die Schlacht verloren.

Horuffia.

In großer Aufregung des Geistes und körperlich auf's Aeußerste erschöpft, reitet er zum Feldmarschall Schwerin, der auf dem linken Flügel hält. Dieser bittet ihn dringend, seine Person, an der doch Alles gelegen sei, in Sicherheit zu bringen, da sein Leben hier sehr bedroht sei. Nach langem Zögern verläßt er das Schlachtfeld, um eine Heeresabtheilung, die in der Nähe von Oppeln steht, zur Hülfe herbei zu holen.

Schwerin aber hat die Hoffnung zu siegen, noch nicht aufgegeben. Die preussische Infanterie stand größtentheils noch unerschüttert da. Die Angriffe der feindlichen Reiterei waren an ihr, wie an einer eisernen Mauer abgeprallt; ihr Kottenfeuer aber war der österreichischen Infanterie höchst verderblich gewesen. Das war die Schule des alten Dessauer. Die Kotten standen vier Mann hoch; die beiden ersten Glieder lagen auf den Knien; sie hatten gelernt, in dieser Stellung rasch zu laden und zu schießen; die beiden andern Glieder standen dahinter und feuerten über sie hinweg. Die Kugeln der Preußen wirkten so verheerend, daß die feindlichen Bataillone nicht mehr vorwärts zu bringen waren, sondern sich in Knäuel zusammen drängten. Nach einem fünfständigen Kampfe hatten die Preußen fast alle ihre Kugeln verschossen. Da bemerkte Schwerin, daß Neipperg seine Reiterei, die von den ersten gewaltigen Anläufen erschöpft war, zurücksühren ließ, um sie neu zu sammeln. In diesem günstigen Augenblicke nimmt er nochmals sein ganzes Fußvolk zusammen und läßt es mit gefällttem Bajonette im Sturmschritt auf den Feind rücken. Ein österreichischer Offizier berichtet über diesen Angriff: „In meinem Leben habe ich nichts Stolzeres gesehen; das preussische Fußvolk marschirte mit der größten Seelenruhe und so schnurstracks, als wenn's bei der Parade wäre. Das blanke Gewehr glänzte in der Sonne.“

Noch einmal wüthete das Kottenfeuer der Preußen. Die österreichische Infanterie war nicht mehr zu halten. Auch die Reiterei wurde am Vordringen gehindert. Neipperg mußte sich zum Rückzuge entschließen. Schwerin behauptete das Schlachtfeld.

140. Die Schlacht von Mollwitz.

Von Stunde zu Stund' entbrannte heftiger der Strauß,
 Schon hielten den Angriff unerschütterlich aus
 Die Grenadiere Friedrichs, für ihn zu sterben bereit,
 Sie glänzten durch ihre Mannszucht und Tapferkeit.

Ihr Pulver ging zu Ende, da gingen die Braven drauf
 Mit ihren Bajonetten; das war ein Siegeslauf,
 Indem sie des Feindes Reiter trieben vor sich her
 Zurück auf dessen Fußvolk, das sich verwirrte sehr.

Doch der Entscheidung Zunge schwankte noch hin und her,
 Noch währte das Schlachtgetümmel, als es schon dunkelt sehr,
 Da läßt sich der König bewegen durch den Feldmarschall Schwerin,
 Da noch zu mißlich der Ausgang, der Gefahr sich zu entziehen.

Er ritt mit seinem Gefolge nach Dypeln in der Nacht,
 Da wurde ihnen aber das Thor nicht aufgemacht,
 Ja, es begrüßten sie Schüsse; so waren denn Feinde hier;
 Umkehrend nahm der König in einer Mühle Quartier. —

Da schwebte vor seiner Seele das Bild der ersten Schlacht,
 Die er noch einmal durchdachte in der Stille der Nacht:
 Er sah wie das Gemälde sich wandelt immerfort,
 Und was er hätte können verhüten hier und dort.

Es war für ihn gewesen eine ernste Probe,
 In der er Vieles durfte nicht rechnen sich zum Lobe,
 Die Fehler zu vermeiden gedacht er künftighin;
 Die erste Schlacht verloren gab er in seinem Sinn.

Da wurde ihm am Morgen die Nachricht überbracht:
 Daß Schwerin, sein Feldmarschall, noch gewonnen die Schlacht;
 Die Freude trübt ihm aber eine geheime Scham,
 Die jäh ihn über sein Fortgehn vom Schlachtfeld äbertam.

Schwerin hatt' auf die Seite der Preußen den Sieg gelenkt,
 Indem er kühn dem Feinde zuletzt in die Flanke geschwenkt,
 Da mußten die Oesterreicher entweichen vom Feld der Schlacht,
 Es hinderte die Verfolgung nur die einbrechende Nacht.

Der König eilt alsbalde nach der Wahlstatt zurück,
 Um Lob und Dank zu spenden ob dem errungnen Glück
 Seinem erfahr'nen Feldherrn und seinem tapfern Heere,
 Das nun den preussischen Namen bedeckt mit Glanz und Ehre.
 Friedrich Becker.

141. Schlacht bei Czaslau (Chotusitz).

(17. Mai 1742.)

Durch den Sieg bei Mollwitz zog der junge König von Preußen die Aufmerksamkeit von fast ganz Europa auf sich. Seine Lage änderte sich in jeder Beziehung. Die Oesterreicher und ihre Verbündeten fingen an, den „Marggrafen von Brandenburg“ zu respectiren. Durch Friedrichs Glück ermuthigt, traten Spanien, Frankreich, Bayern und Sachsen mit ihren Ansprüchen auf einzelne Theile der österreichischen Erbländer um so enfter hervor. Bayern griff zu den Waffen. Frankreich erklärte sich zwar noch nicht für einen Haupttheilnehmer am Kriege, aber es betheiligte sich an demselben als Verbündeter Bayerns. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, eroberte mit Hülfe der Franzosen Böhmen und ließ sich unter dem Namen Karl VII. zum deutschen Kaiser krönen. Das war um so empfindlicher für Oesterreich, als es seit Jahrhunderten allein den deutschen Thron besessen und deshalb ein erbliches Recht auf denselben zu haben glaubte. Dennoch verlor die hochherzige Kaisertochter den Muth nicht. Noch war ihr Ungarn als unbestrittenes Erbtheil geblieben. Sie beschloß daher, der Treue der Ungarn, einer zwar rohen und unruhigen, aber tapferen, edelsinnigen und grabherzigen Nation, sich anzuvertrauen. Sie eilte, nachdem sie kurz vorher einen Sohn, den nachherigen Kaiser Joseph II. geboren, nach Preßburg. Dort, im Angesichte der Edlen des Landes, ließ sie sich krönen mit der Krone des heiligen Stephan. Kein Auge konnte sich der Thränen erwehren, als die junge schöne Königin, nach

der Sitte der Väter den Königsberg hinauftritt, das alte Reichsschwert entblößte, es gegen Mittag und Mitternacht, gegen Morgen und Abend schwang, mit einer fliegenden Gluth auf dem bleichen Antlitze, die vier Ecken der Welt gleichsam zum Kampfe herausfordernd für ihren Sohn. In Trauer gekleidet, den Knaben auf den Armen, erschien sie vor dem Reichstage und rief in feierlichen, würdevollen Worten ihr Volk um Hülfe an. Da erhoben sich die Großen des Reiches, die graubärtigen Magnaten, rissen die Säbel aus der Scheide und riefen einmüthig in stürmischer Begeisterung: „Gut und Blut für unsere Königin Maria Theresia!“ Diese Worte hallten in ganz Europa wieder. Die Braven aber hielten Wort und rüsteten in der Eile 30,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und 20,000 Rekruten. Mit Hülfe dieser Verstärkung fühlte sich Maria Theresia in den Stand gesetzt, ihren Gegnern Widerstand zu leisten. Bald war Oesterreich wieder von den Feinden befreit. Darauf drangen die Ungarn in Bayern ein, und an demselben Tage, an welchem Karl VII. in Frankfurt gekrönt wurde, fiel seine Hauptstadt München in die Hände der Oesterreicher. Auch in Italien gegen die Spanier war Maria Theresia siegreich. Nur gegen König Friedrich konnte sie wenig ausrichten. Er hatte sich vergebens bemüht, seine Gegnerin zu bligen Zugeständnissen zu bewegen, und war deshalb dem Bunde der Oesterreicher und Bayern im Vertrage zu Nymphenburg (5. Juli 1741) beigetreten, in welchem ihm gegen Verzichtleistung des Herzogthums Berg ganz Schlesien zugesichert wurde. Erst jetzt ließ sich die Königin Maria Theresia zu einigen Anerbietungen gegen Friedrich bereit finden. Dieselben waren aber so unbedeutend, daß der König sie verächtlich zurückwies. „Meine Ahnen würden aus ihren Gräbern erstehen und mir Vorwürfe machen, sagte er, wenn ich meine vererbten Rechte aufgäbe. Ich werde nicht leichtfertig das erste, mit reifer Ueberlegung begonnene und fest verfolgte Unternehmen meines Lebens aufgeben. Lieber will ich mich und mein Heer unter den Trümmern Schlesiens begraben, als meine Ehre beflecken.“ Er fiel darauf in Mähren ein, nahm Olmütz, und seine Husaren streiften sogar bis in die Nähe von Wien. Da trat ihm Prinz Karl von Lothringen, der Schwager Maria Theresia's entgegen.

Unweit Gasslau beim Dorfe Chotusitz trafen die Heere auf einander. Am 17. Mai 1742 entbrannte die Schlacht. Die preussische Reiterei, die nach der Mollwitzer Schlacht, wo sie sich der österreichischen nicht gewachsen gezeigt hatte, vom Könige trefflich ausgebildet worden war, warf die feindliche des linken Flügels über den Haufen. Den Ausschlag aber gab wieder das tapfere Fußvolk. Um einer gänzlichen

Niederlage zu entgehen, mußten die Oesterreicher sich zum Rückzuge entschließen. Sie verloren 5,600 Todte, 1800 Kanonen und zwei Fahnen. Noch auf dem Schlachtfelde ernannte Friedrich den Erbprinzen Leopold von Dessau zum General-Feldmarschall, und dem Feldprediger Segebarth, der durch seinen ungewöhnlichen Heldemuth viel zum Siege beigetragen hatte, versprach er die beste Pfarre des Landes.

Dieser Sieg, welcher das Lob der preussischen Armee von Neuem in ganz Europa erschallen ließ und zugleich Friedrichs Feldherrntalent über allen Zweifel erhob, machte Maria Theresia zum Frieden geneigt, der schon am 11. Juli (1742) zu Breslau abgeschlossen wurde. Friedrich behielt Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz, einen Flächenraum von 700 Quadratmeilen und 1,400,000 Einwohner, ein Drittheil seines ganzen früheren Besitzes. Das war ein reicher Lohn für den zweijährigen Feldzug. Am 12. Juli zog der König unter dem Jubel seines Volkes wieder in Berlin ein.

142. Der zweite schlesische Krieg.

1744 — 1745

Friedrich traf in der neuertworbenen Provinz sogleich viele nützliche Einrichtungen. Die Evangelischen, welche früher mancherlei Beschränkungen und Unterdrückungen hatten leiden müssen, erhielten in der ganzen Provinz freie Religionsübung, ohne daß jedoch die Katholiken in ihren Rechten gekränkt wurden. Die strenge Unpartheilichkeit des Königs, sein wohlwollendes Benehmen und seine echt landesväterliche Fürsorge, welche aus seinen Verfügungen hervorleuchtete, gewannen ihm die Herzen aller Schlesier. Bald aber wurde er mit neuer Besorgniß wegen der Sicherheit seines Besitzes erfüllt. Maria Theresia konnte die Abtretung des Landes nicht verschmerzen. Sie hätte lieber eine große Provinz an Frankreich, als auch nur ein Dorf an Preußen verloren. Der englische Gesandte schrieb an seinen Hof: „Alle Uebel scheinen ihr gering gegen den Verlust Schlesiens; sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht.“ Der König von England suchte sie mit den Worten zu trösten: „Was leicht

gewonnen ist, kann leicht wieder herausgegeben werden.“ Auch Sachsen verbündete sich heimlich mit Oesterreich, welches inzwischen in dem Kampfe gegen Bayern und Frankreich glückliche Erfolge hatte. Friedrich sah ein, daß auch die Reihe an ihn wieder kommen würde, wenn erst die übrigen Feinde Oesterreichs ganz überwunden wären. Er entschloß sich daher, einem Angriffe zuvor zu kommen und rückte im August 1744 mit 80,000 Mann auf drei Punkten in Böhmen ein. Bei Prag vereinigte er seine ganze Macht und nahm die Stadt mit Sturm. Darauf wandte er sich nach dem Süden Böhmens, um die Grenzen des innern Oesterreichs zu bedrohen. Das war aber zu viel gewagt. Mitten unter einer feindseligen Bevölkerung fehlte es dem Heere bald an Nahrungsmitteln. Außerdem aber wurde dasselbe fortwährend von ungarischen Husaren umschwärmt, und auch eine starke österreichische Armee war im Anmarsche. Dadurch sah sich Friedrich genöthigt, den Rückzug anzutreten. Gern hätte er dem Feinde eine Schlacht geliefert: derselbe wußte es aber klüglich zu verhüten und begnügte sich damit, ihn mit manchem Verlust nach Schlessien zurückzudrängen. Auch Prag mußte aufgegeben werden. Nun fielen die Oesterreicher in Schlessien ein, wurden aber durch den alten Dessauer in kurzer Zeit wieder herausgeschlagen. So kam denn das folgende Jahr 1745 heran, und mit ihm eine neue Gefahr für Friedrich. Denn zu Anfange desselben starb der Kaiser Karl, und sein friedliebender Sohn vertrat sich mit Maria Theresia, so daß dieselbe wieder einen Feind los wurde. Die Franzosen setzten zwar den Krieg gegen Oesterreich noch fort, aber mit geringem Nachdruck, daß Friedrich auf ihre Unterstützung nicht sonderlich rechnen durfte. Dennoch verlor er nicht den Muth. Er machte sein Heer wieder vollzählig, ließ aus dem Silbergeräth seines Vaters Geld prägen, und sein Volk, das ihm mit wahrer Begeisterung anhing, war zu jedem Opfer willig bereit. Die Oesterreicher waren inzwischen wieder in Schlessien eingebrochen und hatten sogar den Markgrafen Karl, der mit 12,000 Mann bei Jägerndorf stand, von der Hauptarmee abgeschnitten. Da erhielt der General Zieten, schon damals durch seine persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, den Auftrag, dem Markgrafen den Befehl des Königs zu überbringen, daß er sich durch die Feinde durchschlagen und zu ihm stoßen solle. Diesen Auftrag auszuführen, war aber nicht so leicht, denn auch Zieten mußte mit seinen 600 Husaren erst die feindliche Linie durchbrechen. Da theilte er den Auftrag des Königs jedem einzelnen Husaren mit, damit derselbe nicht verloren ginge, wenn auch nur einer von ihnen glücklich zu dem Markgrafen käme. Dann bediente er sich einer wohl angedachten List. Seine

Husaren hatten eben erst neue Pelze erhalten, in denen sie einem österreichischen Husaren-Regimente ganz ähnlich ausfahen. So schloß er sich denn unterwegs keck einer Abtheilung österreichischer Truppen an, und zog ruhig neben ihnen her, als wenn sie die besten Brüder wären. Der lustige Streich gelang vollkommen; denn als zuletzt seine Husaren als Preußen erkannt wurden, da griffen sie zu ihren Pallaschen, hieben muthig darein und entkamen noch mit einigen Gefangenen glücklich zum Markgrafen. Auch dieser schlug sich mit den Seinigen durch und bewirkte so seine Vereinigung mit der Hauptarmee.

143. Schlacht bei Hohenfriedberg (Striegau).

(1745.)

Die Oesterreicher und Sachsen hatten sich unterdeß an der böhmischen Grenze vereinigt. Wilde Kroatenhaufen überschwemmten ganz Oberschlesien und verübten die schändlichsten Gräucl. Friedrich nahm seine Stellung bei Schweidnitz. Während er die Wege und Brücken auf der Straße nach Breslau ausbessern ließ und den Feind durch Spione täuschte, als ob er an Rückzug denke, mußte sein Heer in der Nacht vor dem 4. Juni nach Striegau aufbrechen und sich dort hinter Dörfern, Gebüsch und Anhöhen in Verstecke legen. Früh, um zwei Uhr Morgens versammelte er seine Generale und Obersten vor seinem Zelte und gab ihnen die nöthigen Befehle zur Schlacht, die an diesem Tage geschlagen werden sollte. Die österreichischen und sächsischen Generale hielten um dieselbe Stunde Kriegs-rath unter dem Galgen bei Hohenfriedberg. Kurz und energisch lautete der Befehl des Königs: Die Reiterei fällt den Feind an mit dem Degen in der Faust, sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangenen und richtet die Hiebe alle nach dem Gesicht. Das Fußvolf rückt im Sturmschritte vor und dringt, wenn es die Umstände einigermaßen erlauben, mit gefälltem Bajonette auf den Feind ein. Geseuert wird erst in einer Entfernung von 150 Schritt."

Als der Morgen anbrach, stellten sich die Preußen in Schlachtordnung. Das erste an dem Könige vorüberziehende Musickcorps ~~blies~~ als Marsch die Melodie des Liedes: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht!“ Dadurch wurde Friedrich tief gerührt. Unterdessen stieg der

Feind beim Aufgange der Sonne sorglos bei Hohenfriedberg vom Gebirge herab. Den Vortrab bildeten die Sachsen. Auf sie wirft sich plötzlich die preußische Reiterei mit solchem Ungestüm, daß sie in wilder Bestürzung die Flucht ergreifen. Jetzt erst, durch den heftigen Kanonendonner aus dem Schlafe geweckt, rücken die Oesterreicher nach. Aber auch sie können dem stürmischen Anlaufe des preußischen Fußvolkes und dem gewaltigen Gewehr- und Kanonenfeuer nicht widerstehen. Zuletzt stürzt sich noch das Dragonerregiment Baireuth, den tapferen General von Gessler an der Spitze, auf den Feind, wirft allein zwanzig Bataillone über den Haufen, richtet ein furchtbares Blutbad an und erbeutet mehrere tausend Gefangene und 66 Fahnen.

Gegen acht Uhr Morgens war der Sieg errungen. Friedrich theilte noch auf dem Schlachtfelde dem braven Dragonerregimente Baireuth ein Belobungsschreiben, das zum ewigen Andenken bei demselben aufbewahrt bleiben sollte. Auch verlieh er ihm ein neues Siegel mit der Zahl 66 und gab ihm die Erlaubniß, den Grenadiermarsch blasen und schlagen zu lassen. Der General Gessler wurde in den Grafenstand erhoben.

Schszehn blasende Postillone brachten noch am späten Abend die Siegeskunde nach Breslau, wodurch in der Stadt ein unendlicher Jubel entstand. Der König meldete den Sieg mit den Worten: „Unsere Reiterei hat Wunder gethan; alle haben sich vortrefflich geschlagen. Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere!“

144. Die Preußen bei Hohenfriedberg.

Auf der frischen Frühlingserde liegt die stille Mitternacht,
Rings umher wohnt tiefes Schweigen, kaum ein einziges Sternlein wacht.
Von des Schlummers Arm umgeben ruht das tapfere Preußenheer
Dinter Dörfern, Hügeln, Bäumen; Mancher träumt wohl ahnungs schwer.

Aus dem Dörflein dort im Thale dröhnet eins der Glockenschlag;
Dunde knurren, Hähne krähen, witternd schon den neuen Tag;
Frische Morgenwinde wehen, Waldbesfänger sind erwacht,
Und im nahen Lager schweifen dunkle Schatten durch die Nacht.

Und das Glöcklein tönet wieder, zweimal schlägt der Hammer an,
Da durchbricht der Mond die Wolken und bescheint den weiten Plan.
Und ein Häuflein ernster Männer steht vor einem schlichten Zelt,
Draus tritt mit dem Glockenschlage König Friedrich, Preußens Held.

Und er grüßt die Generale und die Obersten und spricht:
„Heute geht's in die Bataille, Jeder kenne seine Pflicht!
„Bis auf hundertfünfzig Schritte nah' der Feind, dann gilt's, dann Muth!
„Merk's, Pardon wird nicht gegeben in des Kampfes heißer Gluth!“

„In der Faust den blanken Säbel greifen meine Reiter an!
„Daß mir deutlich im Gesichte Jeder zeichne seinen Mann!
„Und das Fußvolk rückt im Sturmschritt ohne Zagen in die Schlacht;
„Mit gefälltem Bajonette wird dem Feind Garraus gemacht!“

„Nun lebt wohl und tragt in's Lager meinen Willen und mein Wort.“
Und die hohen Offiziere nickten stumm und schritten fort.
Als nun drauf im Morgenscheine sorglos steigt der Feind in's Thal,
Donnern plötzlich die Geschosse, und gezückt ist jeder Stahl.

Und wie wildes Hagelwetter niedermäht das Aehrenfeld,
Stürzen hin die Sachsenkrieger, von dem Preußenschwert gefällt. —
Drauf die Oesterreicher nahen, sind heut' etwas spät erwacht,
Eilig kommen sie gelaufen, und auf's Neue tobt die Schlacht.

Und der Preußen Bajonette, funkelnd in der Sonne Gluth,
Sausen in der Feinde Herzen, daß draus sprudelt helles Blut,
Und in wilder Flucht enteilet, was nicht deckt das Leichenfeld; —
Einen neuen Sieg nun feiert König Friedrich, Preußens Held.

J. D. Lüttringhaus.

145. Schlacht bei Kesselsdorf und Friede zu Dresden.
(1745.)

Trotz der Niederlage der Oesterreicher und Sachsen war Maria Theresias Muth ungebeugt geblieben. Sie sammelte ein neues stärkeres Heer und übergab es dem Herzoge Karl von Lothringen. Da sah

Friedrich ein, daß es noch neue Schlachten kosten würde, und er bereitete sich vor, die blutige Entscheidung herbei zu führen. Dem alten Dessauer, der mit seinen Truppen bei Halle stand, befahl er, dem Könige von Sachsen, der sich aus Neid und Eifersucht gegen Preußen mit Oesterreich verbunden hatte, nachdrücklich den Krieg zu machen. Er selbst war mit dem Hauptheere von Striegau wieder über die böhmische Grenze gegangen und wurde bei Sorr vom Herzog Karl mit überlegener Truppenmacht angegriffen; aber nach dem heftigsten Kampfe, in welchem die Preußen mit wahren Heldennuthe stritten, zogen sich die Oesterreicher mit großen Verlusten zurück. (30. September 1745.) Noch immer wollte Maria Theresia nichts vom Frieden hören; noch immer hoffte sie den „übermüthigen Braundburger,“ wie sie den König nannte, zu überwinden.

Leopold von Dessau ging indessen in Sachsen langsamer vor, als es dem jungen, feurigen Könige recht war. Dieser schrieb ihm darüber höchst ungehalten, die Sachen seien ernsthaft, und er riethe ihm, solche mit mehr Migueur zu tractiren. Dieser Vorwurf schmerzte den Dessauer nicht wenig. Er wollte seinen alten Kriegsrühm bewahren und griff nach wenigen Tagen die Sachsen bei Kesselsdorf an. Seine Grenadiere rückten mit entblößter Brust, mit geschultertem Gewehr unter dem Spielen des Dessauer Marsches, dem mörderischen Feuer der Kanonen und Haubitzen entgegen. Reihenweise wurden sie niedergestreckt, aber immer wieder führt der alte Fürst die Tapferen stürmend gegen den Feind und schlägt ihn, trotz des Eises und Schnees und trotz des verheerenden Kanonenfeuers mit lautem Siegesgeschrei gänzlich in die Flucht. (15. December 1745). Dem Siege bei Kesselsdorf folgte der Friede zu Dresden.

146. Friedrich am Sterbebette Duhan's.

(28. Dezember 1745.)

Nach dem Frieden zu Dresden, der dem zweiten schlesischen Kriege ein Ende machte, hielt Friedrich einen feierlichen Einzug in Berlin. Mit ungeheurem Jubel wurde er empfangen. Während aber in den Straßen die jauchzende Menge auf und nieder wogte und im königlichen Schlosse eine glänzende Hofgesellschaft sich versammelt hatte, den

Sieger zu begrüßen; war er nirgends zu sehen. Wohin er sich begeben, mochte wohl Niemand ahnen. Er war auf dem Wege, ein schmerzlich theures Geschäft zu verrichten. In seinen blauen Feldmantel gehüllt, von einem einzigen Diener begleitet, schreitet er durch mehrere enge Gassen nach der entlegenen Adlerstraße. Hier tritt er in ein Haus, steigt zwei Treppen hinauf, klopft leise an eine Thür, worauf eine schwache, zitternde Stimme „herein“ ruft, und steht nun vor seinem alten treuen Lehrer Duhan, der mit ihm einst eine lange Leiden Schule durchgemacht. Duhan, der seinem königlichen Freunde im Geiste überall auf den Schlachtfeldern gefolgt war und seine Triumpfe mit gegossen hatte, konnte ihm heute nicht entgegen jubeln. Eine schwere Krankheit fesselt ihn an's Lager. Der Tod steht ihm auf der Stirne geschrieben. Friedrich erfaßt die schlaffe dürre Hand des Sterbenden, schaut ihm in das bleiche Antlitz, das in diesem Augenblicke eine überirdische Freude verklärt, und mit wehmüthiger Stimme: „Mein lieber Duhan, mein theurer Lehrer, dem ich so viel verdanke, wie schmerzt es mich, Sie so leiden zu sehen! Wollte Gott, ich könnte Etwas zu Ihrer Wiederherstellung thun!“ Duhan erwidert, indem eine Thräne sein mattes Auge feuchtet: „Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben, ist die größte Freude, die mir hier noch begegnen kann. Nun werde ich leichter sterben.“ Friedrich unterhielt sich noch ein wenig mit dem Leidenden und nahm dann mit tiefstem Schmerze Abschied von ihm.

Am folgenden Tage starb Duhan. Der König sorgte für seine Familie.

147. Friedrich am Sterbebette Duhan's.

Orgeltöne brausen, Jubelhymnen schallen
Siegsglocken läuten, Freundschaften fallen
Durch die weiten Straßen wogt es auf und nieder:
Preußens Heldenkönig kehrt zur Hauptstadt wieder.

Jeder will ihn schauen, Jeder ihn begrüßen,
Ihn, den Ruhmgekrönten, Freudenthränen fließen.
Er ist eingezogen; doch darauf verschwunden;
Wo man ihn auch suchet, er wird nicht gefunden.

Stumm, im schlichten Mantel, geht er, wie verlassen,
Durch entlegne Straßen, durch verborg'ne Gassen;
Al' der helle Jubel kann ihn nicht entzücken,
Ernst und tiefer Kummer spricht aus seinen Blicken.

Er tritt in ein Häuslein, klopft an eine Thüre,
Lauscht, den Athem haltend, ob es d'rin sich rühre.
Und in dumpfen Tönen, wie aus Grabesstufen,
Höret, tief erschüttert, das „Herein“ er rufen.

Er tritt ein. Da ruhet auf dem Schmerzenslager
Duhan, Friedrich's Lehrer, abgewelkt und hager,
Bald wird Erdenwehe ihn nicht mehr betrüben:
Auf dem bleichen Antlitz steht der Tod geschrieben!

Duhan, der in Friedrich's harten Jugendtagen
Schwer mit ihm gelitten, still mit ihm getragen
Jene Leidensbürde, Schimpf und Spott und Strafen,
Die ihn mit dem jungen Königssohne trafen;

Duhan, der viel edle Samenkörner legte
In das Herz des Jünglings und sie sorglich pflegte,
Der mit Lehrertreue reichlich sie begossen,
Daß die schönsten Blüthen segnend d'raus entsprossen;

Duhan, der den Helden stets im Geist begleitet
Auf den Ruhmesbahnen und ihn heimgeleitet,
Hätt' ihm gern geboten heut' ein Liebeszeichen,
Doch er kann ihm keine Siegeskränze reichen.

„Duhan, lieber Duhan, sehn wir so uns wieder?“
Seufzt betrübt der König; Thränen träufeln nieder,
Und er faßt des Kranken schlaffe, dürre Rechte,
Wünschend, daß ein Engel ihm Genesung brächte.

„Nein,“ haucht Duhan leise, und er lächelt milde,
Wie die Abendsonne auf das Herbstgefilde;
„Nur den Wunsch noch hegt' ich, einmal Sie zu sehen:
„Da ihn Gott erfüllet, will ich schlafen gehen!“

Und der Kranke schweiget, seine Pulse stocken; —
 Und der König scheidet; — doch die Siegesglocken
 Tönen schwer und traurig ihm wie Sterbeklänge, —
 Und die Jubellieder sind ihm Grabgefänge. —

J. D. Lüttringhaus.

148. Friedrichs Thätigkeit.

Friedrich hielt es mit der Arbeit. Sein Grundsatz war: „Ich arbeite, um zu leben, nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als Müßiggang. Vom Schlafen hielt er nicht viel; fünf bis sechs Stunden genügten ihm. Mit dem Glockenschlage vier stand er des Morgens auf. Kaum halb angekleidet, rief er: „Hier!“ Dann brachte ihm ein Diener aus dem Vorzimmer einen Korb mit den eingegangenen Briefen. Er las sie alle durch. Nicht selten untersuchte er vorher genau das Siegel, um zu erfahren, ob vielleicht Unterschleif getrieben sei. Während dies geschah, machte ihm ein anderer Diener den Haarpfopf, der nach damaliger Mode keinem Manne fehlen durfte. Briefe, die er selbst beantworten wollte, legte er zurück. Was auf die andern geantwortet werden sollte, sagte er einem Kabinettsrathe, der diese Bemerkungen eilig an den Rand des Briefes schrieb. Darauf kleidete sich Friedrich vollends an und setzte seinen dreieckigen Hut auf, den er den ganzen Tag, selbst bei der Tafel, aufhielt. Nun mußte ihm sein Adjutant die Militairsachen vortragen. Gegen acht Uhr trank er einige Glas Wasser und darauf ein paar Tassen Kaffee. Dann spielte er Mancherlei auf der Flöte, wobei er im Zimmer umherzugehen pflegte. Dabei nahm er zuweilen eine Kirsche, eine Feige, eine Weintraube oder anderes Obst, das zu diesem Zwecke auf dem Tische stand. Beim Spielen dachte er wenig auf die Musik, sondern überlegte, was zu thun sei. Nicht selten kam er dabei auf die glücklichsten Gedanken und durchdachte die scharfsinnigsten Pläne. Um zehn Uhr holte der Kommandant die Parole. Dann beantwortete der König Briefe, ließ etwas, gewöhnlich mit lauter Stimme, ertheilte Audienzen, d. h. er ließ Personen zu sich kommen, die mit ihm zu reden wünschten. Zuweilen besuchte er die Parade, ging oder ritt spazieren. Beim Reiten und Gehen trug er den bekannnten Krückstock. Mit dem Schlage zwölf

wurde das Mittagessen aufgetragen. Der König aß nicht gar viel, aber er liebte gute und scharf gewürzte Speisen. Seine Tischgesellschaft bestand gewöhnlich aus acht Personen. Er liebte besonders heitere Gäste und verstand es, seinen Tischgenossen funkelnde Witze zu entlocken. Er selbst war gewöhnlich einer der Geistreichsten. Manchmal wurde die Tafel erst um vier Uhr aufgehoben. Nach dem Mittagessen ließ er sich die von den Kabinettsrathen ausgearbeiteten Bescheide zur Unterschrift vorlegen. Er las sie aber vorher noch aufmerksam durch und machte oft Veränderungen oder Zusätze. So blieb nie Etwas liegen, und Jeder hatte unglaublich schnell Antwort auf seine Eingaben in Händen. Nach dem Kaffeetrinken unterhielt sich der König mit Gelehrten und Künstlern, ging in dem Garten umher oder ließ sich vorlesen, sehr oft schrieb er auch selbst. Um sechs Uhr versammelten sich seine Musiker zu einem Concerte, wobei Friedrich die Flöte blies. Die Abendtafel hielt er in einem Kreise heiterer Freunde, unter denen er sich in seiner Liebenswürdigkeit zeigte und oft den König vergaß. Manchmal wurde es unter lebhaften, launigen Gesprächen Mitternacht, ehe er sich in sein Schlafgemach begab. So waren die Geschäfte des Tages regelmäßig eingetheilt. Nur im Kriege, oder wenn der König sein Land bereiste, trat natürlich eine andere Ordnung der Dinge ein. Seine Reisen begangen im Mai. Er musterte auf denselben die Truppen und sah nach Allem in der bürgerlichen Verwaltung. Hohe und niedere Beamten mußten da genau Rechenschaft über ihre Thätigkeit ablegen. Bei Kaufleuten und Fabrikanten erkundigte sich der König nach Handel und Gewerben und half etwaigen Beschwerden ab. Keinem versagte er Gehör; auch der Armste durfte nicht zurückgewiesen werden. Denn er sagte: „Ich bin der Landesvater für Alle.“ Große Bequemlichkeit verlangte er auf seinen Reisen ebenso wenig, wie im Feldlager; das einfachste Nachtquartier war ihm das liebste. Schmeicheltreden haßte er. Oft ließ er sich mit Leuten unerkannt in Gespräche ein und erfuhr so Mancherlei, was ihm sonst unbekannt geblieben wäre. Diese Thätigkeit, diese Ordnung hörte erst am Tage vor seinem Tode auf.

149. Der König und der Müller.

Noch klappert jene Mühle
Nicht fern von Sanssouci! Hornburg.

Nach dem zweiten schlesischen Krieg ließ sich König Friedrich in der Nähe von Potsdam ein schönes Lustschloß bauen. Er nannte es Sanssouci, das heißt: Ohnesorgen oder Sorgenfrei. Der Name deutet den Zweck an. Sanssouci wurde der Lieblingsaufenthalt des Königs, wengleich es ihm daselbst niemals an Sorgen fehlte. Von hier aus regierte er sein Land; hier schrieb er seine Werke, die ihm den Namen des Weisen von Sanssouci erwarben. Eins war ihm doch hier unangenehm; das Geräusch einer alten Windmühle, die in der Nähe stand, störte ihn oft in seinen tiefsten Gedanken. Höchst ärgerlich darüber, rief er eines Morgens: Länger halt' ich's nicht aus. „Einer muß fort! Ruft mir den Müller herein!“

Zum Müller Friedrich spricht: „Was gilt sein Klapperkasten,
Er läßt nicht früh, nicht spät mich eine Stunde rasten.
Die Mühle muß mir fort! Auch hat mich längst gequält,
Daß meinem Sanssouci sein Hain und Hügel fehlt!“

„Was schweigt Er!“ spricht der König, „Er will sich doch nicht weigern?
Denkt er vielleicht dadurch der Mühle Preis zu steigern?“
Der Müller spricht beherzt: „Die Mühl' ist mir nicht feil;
Sie ist Familiengut, mein Erb' und Vatertheil.“

„Ei was!“ versetzt der König, „Er wird es doch nicht wagen —
Ich bin sein Herr und König! — den Handel auszuschlagen?
Hört Er? Die Mühl' ist mein! Ich gebe, was Er will!
Was will Er weiter? He? Er ist noch immer still?“

„Verzeihung!“ sprach der Müller. „Doch, Herr, mein kleines Erbe
Gehört meinem Sohn; ihm laß ich's, wenn ich sterbe,
Und Ew. Majestät zwingt zum Verkauf mich nicht;
Sonst gäb es in Berlin ja noch das Kammergericht!“ — —

Bis hierher stand der König, die Stirn in düstern Falten,
 Jetzt kann sich eines Lächelns der Weise nicht enthalten.
 „Nun!“ spricht er, „hat Er Ruhe! Ich eh'r mein Kammergericht,
 Wenn es dem Herrn und Diener ein gleiches Urtheil spricht!“

Sornburg.

151. Der Müller und der König.

Nach des Müllers Tode nahm dessen Sohn das väterliche Erbe
 in Besitz und wohnte darin in Frieden. Es kamen aber böse Zeiten.
 Die Kriege gegen die Franzosen unter Friedrich Wilhelm III., die das
 Vaterland schrecklich verheerten, stürzten auch den Müller von Sand-
 souci in Armuth und Noth. Wie er sich auch kümmert, wie er arbei-
 tet und darbt, sorgt und spart, um das kleine Erbe auf den Sohn zu
 bringen, es ist vergebens. Da tritt der Verarmte vor den Thron
 seines Monarchen und spricht tief bewegt: „Ew. Majestät, meine
 Mühle ist rettungslos verschuldet, ich muß mich von ihr trennen! Was
 mein Vater dem großen Friedrich abschlug, das biete ich Ihnen an!“

Die Antwort klingt in des Dichters Munde so:

„Nein!“ sprach der edle König, „der Kauf sei fern von mir!
 Ich fühle es, jene Mühle gehört nicht mir, nicht dir.
 Ein Denkmal bleibe sie, der Nachwelt noch zu zeigen,
 Wie Preußens Könige das gute Recht nicht beugen!“

„Jetzt geh', geh' heim in Frieden! Die Mühle bleibe dein!
 Ich bin von dieser Stunde dein Gläubiger allein.
 Geh' nur getrost nach Haus und fahre fort zu mahlen!
 Ich werde deine Schuld, wie groß sie se', bezahlen!“

Sornburg.

152. Der siebenjährige Krieg.

König Friedrich lebte auf seinem Schlosse Sanssouci den Werken des Friedens, arbeitete unermüdet an dem Glücke seines Volkes und erholte sich an den Genüssen, die Kunst und Wissenschaft gewähren. Ueberdies war er wachsam. Er wußte, daß Maria Theresia das schöne Schlessien noch nicht vergessen hatte. Mit aufmerksamen Blicken schaute er nach Wien, und schon im Jahre 1755 merkte er, daß Etwas gegen ihn im Werke sei. Bald brachte er es heraus; ein sächsischer Geheimschreiber, Menzel war sein Name, machte ihm die Mittheilung, daß seine alte Feindin, die Kaiserin Maria Theresia, mit Frankreich, Rußland, Schweden und Sachsen einen Bund geschlossen habe, um ihn wieder zum Markgrafen von Brandenburg zu erniedrigen. Frankreich war durch schmeichelhafte Briefe an die berühmte Marquise von Pompadour gewonnen worden, die den schwachen französischen König wie ein Kind am Gängelbände führte. Sie zürnte dem Könige von Preußen, weil er über sie gespottet haben sollte. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland hatte sich dem Bunde angeschlossen, weil sie sich von Friedrichs Witz beleidigt glaubte, also aus denselben Gründe; Schweden, um Vorpommern wieder zu gewinnen; Sachsen, weil dessen Minister Brühl den König haßte. Friedrichs Untergang schien den Verbündeten so gewiß, daß sie sich schon in Voraus in seine Länder theilten. Oesterreich sollte Schlessien wieder bekommen, Sachsen das Herzogthum Magdeburg erhalten. Rußland machte Anspruch auf die Provinz Preußen; Frankreich wollte sich mit Westphalen, Schweden mit Pommern begnügen. Friedrich hatte nur einen Bundesgenossen, nämlich England, das Hannovers wegen besorgt war. Es schickte aber keine Truppen, sondern Geld, wie es das gewöhnlich thut, und Preußen sollte dafür die Heere stellen. Friedrichs Feinde gebeten über eine halbe Million Krieger; er konnte ihnen kaum 200,000 Mann entgegen stellen. Sie wollten erst 1756 los schlagen; er aber beschloß ihnen zu vorzukommen; und ehe sie sich's versahen, stand er mit 60,000 Mann in Sachsen. Da schriegen seine Feinde, daß er den Reichsfrieden gebrochen habe und drohten mit schwerer Strafe. Friedrich ließ sich nicht irre machen. Aus dem Schlosse zu Dresden verschaffte er sich die Papiere, welche das Bündniß seiner Feinde wider ihn enthielten, und machte sie vor aller Welt bekannt. Den König von Sachsen forderte er auf, sich mit ihm zu verbünden; allein August III., der mit seinem

Minister Brühl auf dem Königsstein in Sicherheit sah, wies diesen Antrag zurück, weil er auf Oesterreichs Unterstützung rechnete. Die sächsische Armee, 17,000 Mann stark, welche sich in dem engen Elbthale zwischen Pirna und Königsstein fest verschanzt hatte, wurde von den Preußen eingeschlossen. Da rückten 70,000 Mann Oesterreicher unter dem Feldmarschall Brown (Braun) eilig aus Böhmen heran, um die Sachsen zu befreien. Dadurch gerieth Friedrich zwischen zwei Heere. Das konnte für ihn sehr gefährlich werden. Er eilte deshalb den Oesterreichern entgegen, und am 1. October 1756 trafen beide Heere beim Städtchen Lowositz an der Elbe auf einander. Der Kampf wurde heftig. Die Preußen hatten einen harten Stand. Nach sechsstündigem Kampfe war ihr Pulver und Blei verschossen. Schon wollten sie muthlos werden. Da rief ihnen der Herzog von Bevern zu: „Muth, Burschen! Wozu habt ihr die Bajonette?“ Das wirkte. In geschlossenen Reihen, mit gefällttem Gewehre rückten die preussischen Krieger unaufhaltsam gegen den Feind, und Nachmittags gegen zwei Uhr war ein vollständiger Sieg erfochten. Als die Sachsen bei Pirna die Niederlage der Oesterreicher erfuhren, ergaben sie sich den Preußen als Kriegsgefangene. Das war der Anfang des siebenjährigen Krieges.

Der König August, dessen Land nun ganz in Friedrichs Händen war, begab sich nach Polen. Friedrich verkündigte, daß er Sachsen nur als Unterpfand während des Krieges behalten wolle; er ließ sich in Dresden den Eid der Treue schwören und brachte den Winter, während dessen die Waffen ruheten, dort zu. Durch die strenge Zucht seiner Truppen, wie durch seine persönliche Milde und Leutseligkeit erwarb er sich die Zuneigung eines großen Theils der dortigen Bevölkerung.

153. Geheime Weisung Friedrichs an seinen Minister Zinckenstein.

Bei Gröföffnung des kühnen Feldzugs nach Sachsen gab Friedrich seinem Minister, dem Grafen Zinckenstein, folgende geheime Weisungen, welche die ganze Gröfße seines Heldengeistes und seine echt königliche Bestimmung bekunden:

154. Verlauf des siebenjährigen Krieges.

Wie schon gesagt, rückte Friedrich im August 1756 in Sachsen ein, eroberte Dresden und schloß das sächsische Lager bei Pirna ein. Ein österreichisches Heer unter dem Feldmarschall Brown kam eilig aus Böhmen herbei den Sachsen zu Hülfe. Es wurde bei Lowositz am 1. October geschlagen, und die heldenmüthigen Sachsen mußten sich ergeben. Im folgenden Jahre (1757) rückte er in Böhmen ein. Bei der Hauptstadt Prag hatte sich der Feind furchtbar verschanzt. Am 6. Mai entbrannte die Schlacht; Schwerin starb den Heldentod, aber die Preußen blieben Sieger; Prag wurde belagert. Da rückte der Feldmarschall Daun zum Entsatz heran. Friedrich zog ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen und griff ihn am 18. Juni bei Collin an. Schon neigte sich der Sieg auf Friedrichs Seite; da änderte der König unbegreiflicher Weise seinen Schlachtplan, und der Sieg verwandelte sich in völlige Niederlage. Nun fingen alle Feinde an sich gewaltig zu regen. Die Russen drangen in Preußen vor, die Schweden in Pommern, und die Franzosen unter dem Prinzen Soubise nach Sachsen. Diese furchtbaren Heeresmassen sollten den König erdrücken. Dieser aber war unverzagt. Er wandte sich zunächst gegen die übermüthigen Franzosen und gab ihnen in der anderthalbstündigen Schlacht bei Rossbach am 5. November 1757 einen Lauspaß nach Paris. Nun kam die Reihe an die Oesterreicher, die Schlesien fast schon wieder erobert hatten. Am 5. December erschloß er bei Leuthen in drei Stunden den glänzendsten Sieg; Schlesien war wieder frei. Im folgenden Jahre sollten die Russen vor die Klinge. Am 25. August 1758 entbrannte bei Zorndorf die mörderische Schlacht. Lange wogte der Kampf hin und her, bis er für die Preußen glücklich endete. Aber wenn Friedrich auch hier einen Feind verjagt hatte, so standen an andern Orten zwanzig neue wieder auf; er mußte sich bald hierhin, bald dorthin wenden. Während er den Russen den Weg nach Petersburg blutig auf den Rücken gezeichnet, waren die Oesterreicher kühn in die unbefestigten Länder wieder vorgezogen. Friedrich mußte zurück nach Sachsen. Dort wurde er in der Nacht vom 13. auf den 14. October bei Hochkirch schrecklich überfallen. Der Winter kam, und es wurde von Neuem gerüstet. Zwar wurden die Franzosen vom Herzoge Ferdinand von Braunschweig bei Minden zurückgeschlagen, allein Friedrich erlitt am 12. August 1759 eine grauenvolle Niederlage bei Kunersdorf von

In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark einzufallen drohen, oder daß die Russen in die Neumark eindringen, so muß die königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem Generaldirektorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Fall muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden, — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Fall gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß. Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in andern Händen befinden: in diesem Falle muß man die Eulenburg hier wie in Preußen und Schlesien beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vorteile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf.

Friedrich.

den vereinigten Russen und Oesterreichern, so daß er selbst Alles verloren glaubte und den Tod suchte. Doch die Feinde verstanden nicht ihren Sieg zu benutzen; die Eifersucht der Feldhern kam Friedrich vortreflich zu Statten. Er sammelte neue Kräfte und trat 1760 wieder ungebeugten Muthes auf den Kampfplatz. Anfangs war ihm das Kriegsglück nicht hold; doch die Schlacht bei Liegnitz am 15. August befreite Schlesien vom Feinde, und die Schlacht bei Torgau am 3. November lieferte Sachsen wieder in seine Gewalt. Am Ende dieses Jahres hatten seine Soldaten wieder ihre Winterquartiere im feindlichen Lande.

Auf beiden Seiten war Erschöpfung eingetreten. Doch wäre es wohl noch nicht so bald zum ehrenwerthen Frieden für Friedrich gekommen, wenn nicht besondere Ereignisse eingetreten wären. Die Kaiserin von Rußland starb und ihr Nachfolger Peter war Friedrichs Freund und schloß Frieden mit ihm; Schweden folgte dem Beispiele der Russen; Frankreich hatte nicht mehr den Muth, bis in's Herz von Deutschland vorzubringen; nun stand Oesterreich fast ganz allein Preußen gegenüber. So kam denn der Friede am 15. Februar 1763 auf dem Jagdschlosse Hubertsburg glücklich zu Stande. Der letzte Kampf um den Besitz Schlesiens war beendet, und nur Friedrich allein hatte seinen Zweck erreicht und außerdem sich Achtung und Ansehen in ganz Europa verschafft. Preußen war eine Großmacht geworden, eine Macht, an der die Anstrengung dreier Großmächte zerschellen.

155. Feldmarschall Schwerin in der Schlacht bei Prag.
am 6. Mai 1757.

Vier Kugeln in der Prager Schlacht,
Die haben meinem Schwerin den Tod gebracht. W. Alexis.

Im April 1757 rückte Friedrich auf vier verschiedenen Punkten in Böhmen ein, ohne daß die Oesterreicher auf einen Angriff vorbereitet waren. Bald aber sammelten sie sich und bezogen unter dem Prinzen von Lothringen ein festes Lager bei Prag, der Hauptstadt Böhmens. Dorthin bewegten sich auch die preussischen Truppen. Am 6. Mai

standen beide Heere in Schlachtordnung sich gegenüber. Die Preußen waren wegen des langen Marsches noch sehr ermüdet; deswegen stimmten die meisten Generale für einen Rasttag. Friedrich aber rief: „Nichts, nichts! Frische Fische, gute Fische!“ und befahl den Angriff. Da drückte der zweiundsiebenzigjährige Feldmarschall Schwerin, der Sieger von Mollwitz, seinen Hut fest auf den Kopf und sprach: „Soll und muß es denn heute geschlagen werden, so will ich den Feind angreifen, wo ich ihn sehe!“ Die Oesterreicher aber befanden sich in einer günstigen Stellung auf einem lang gedehnten Höhenzuge, zu dem man nur über sumpfige Wiesen gelangen konnte. Doch die Preußen scheuen keine Hindernisse. Eine mörderische Schlacht entbrennt. Dreimal wirft die preussische Reiterei die feindliche zurück; auch das Fußvolk dringt unter Anführung des Generals Winterfeldt muthig vor. Aber ein fürchterliches Kartätschenfeuer streckt ganze Reihen der Preußen nieder. Andere, die an deren Stelle treten, haben dasselbe Schicksal. Endlich wankt die Infanterie und stoßt im Vorrücken, den gewissen Tod vor Augen sehend. Da springt der greise Schwerin vom Pferde, reißt einem fliehenden Fahnenträger das Banner aus der Hand, stellt sich an die Spitze eines Regiments und ruft, die Fahne hoch empor schwingend: „Kinder, mir nach!“ Und er stürzt sich in den dichtesten Kugelregen der Feinde. Mit Hurrah folgen ihm die Seinen. Aber schon nach einigen Schritten wird des Helden Brust von vier Kartätschenkugeln durchbohrt. Da ergreift der General Mannteuffel die blutige Fahne und führt die Tapferen gegen die krachenden Batterien. Nichts vermag sie aufzuhalten. Wunder der Tapferkeit wurden berichtet, sowohl von den Soldaten, als von ihren Führern: der Prinz Heinrich steigt vom Pferde und erobert im Sturm eine Batterie. Der König selbst fehlt nicht unter den Kämpfenden, der Herzog Ferdinand von Braunschweig ist unter den Muthigsten voran. Der General Fouqué läßt sich den Degen an der verwundeten Hand fest binden und kommandirt weiter. So ergreift eine allgemeine Begeisterung das Heer, und die Schlacht bei Prag wird gewonnen.

156. Schwerin bei Prag.

Des sechsten Maies Morgen
Schwebt über Berg und An,
Der Feind ist wohlgeborgen
Durch Gräben und Verhau;
Es halten seine Flügel
Die Höhen rings besetzt,
Ein fenerspei'nder Hügel
Ist jede Kuppe jetzt.

Hier wird die Schlacht geschlagen!
Steil ist die Bergeshahn;
Doch siegen und nicht wagen,
Das heißt nur halb gethan:
Die Grenadiere stürmen,
Kartätschen prasseln drauf,
Und vor den Hügeln thürmen
Sich Leichenhügel auf.

Am Boden liegt, vernichtet,
Schwerins Leib-Bataillon;
Ein Eichwald, tief gelichtet,
So steht ein zweites schon;
Getroffen sinkt danieder
Gen'ral von Wintersfeldt,
Und die zerschoss'nen Glieder
Nichts mehr im Feuer hält;

Sie flieh'n. Die alte Erde
Bebt selbst, als ob ihr's graut',
Da steigt Schwerin vom Pferde:
„Mir nach!“ so ruft er laut;
Er faßt die alte Fahne,
Noch nie zur Flucht gewandt,
Daß er den Sieg erbahne
Mit seiner Greifhand. —

Die Hügel sind erstiegen,
Die Kaiserlichen flieh'n,
Doch — traurigvolles Siegen,
Im Sterben liegt Schwerin;
Vier Kugeln, erst gegossen,
Sie haben ihn zersetzt,
Die Fahne, die zerschossen,
Sein Bahrtuch ist sie jetzt.

Die Truppen ziehn vorüber
Mit dumpfem Trommelschlag:
Solch' Tag des Glücks ist trüber,
Als je ein Unglückstag;
Und als des Krieges Weise
Zu feiern nun befehlt,
Von jeder Wange leise
Sich eine Thräne stiehlt.

Th. Fontane.

157. Schlacht bei Kollin.

18. Juni 1757.

Die Schlacht bei Prag war geschlagen; noch stand aber ein großes Heer von Oesterreichern und Sachsen bei Kollin in Böhmen schlagfertig da unter dem Feldmarschall Daun. Der Feind war dem Könige um das Doppelte an Zahl überlegen, dennoch beschloß Friedrich ihn anzugreifen. Zieten warf sich zuerst mit seinen Husaren auf die feindliche Reiterei; ihm folgte das Fußvolf, geführt von dem General von Hülsen. Die Sache ging ganz vortreflich; der Feind wurde auf dieser Seite vollständig in die Flucht geschlagen. Schon hatte Daun, an einem glücklichen Ausgange zweifelnd, den Befehl zum Rückzuge mit Bleistift auf ein Blatt geschrieben, da ändert Friedrich plötzlich die Schlachtordnung gegen den Rath seiner Generale. Ein sächsischer Oberst bemerkt schnell die daraus entstehende Verwirrung, schickt Daun's Befehl nicht weiter und wirft sich mit seinen Reitern auf das preußische Fußvolf. Mit dem Rufe: „Das für Striegau!“ hieben die Sachsen mit wilder Nachlust furchtbar auf die Preußen ein und mehleten, ohne Parдон zu geben, Alles nieder, was ihr Schwert erreichen konnte. Fast die ganze Garde Friedrichs lag entseelt auf dem Schlachtfelde. Die Schlacht war verloren.

Die Kaiserin stiftete zum Andenken an den Sieg bei Kollin den Maria-Theresia-Orden, und Daun wurde mit dem ersten Kreuze desselben belohnt.

158. Nach der Schlacht bei Kollin.

Zu Nimburg auf der Höhe am Brunnen Friedrich saß;
Schweigend schaut er zu Boden, zeichnet ohne Unterlaß
Mit seinem Stabe im Sande allerhand Figuren,
Rings auf allen Gesichtern trüber Sorge Spuren;
Da springt er auf und schauet sicher im Kreis umher,
Sieht rasch die nöthigen Ordres; keine Seele sorgte mehr,

Doch als die Treuen kamen, von seiner Garde der Rest,
 Dreiviertel waren gefallen, da hielt er kaum sich fest;
 Mit Thränen im Auge sprach er: „Kinder, ein schlimmer Tag!
 Habt nur Geduld, will's bessern, so viel ich irgend vermag.“
 Am Brunnen aber wusch Einer ab das geronnene Blut,
 Der rief herüber: „Noch lebt ja von Mollwitz der alte Muth!“

„Den alten Muth von Mollwitz, nimmer verloren wir den,
 Und möcht' es auch noch viel schlimmer, als bei Kollin, ergehn;
 Wenn uns das Glück verließ, wenn wir auf's Haupt geschlagen,
 Dann haben wir das Haupt erst recht in die Höhe getragen;
 Und denen, die selber sich helfen, hilft der allmächtige Gott,
 Das merkt, ihr Jungen: es sieget Muth über jede Noth.“

159. Schlacht bei Rossbach.

an 5. November 1757.

Und wenn der große Friedrich kommt
 Und klopft nur auf die Fosen,
 So läuft die ganze Reichsarmee
 Panduren und Franzosen.

Die Niederlage bei Kollin hatte auf das preussische Heer einen erschütternden Eindruck gemacht; die Betrübniß und Betäubung war unbeschreiblich. Friedrichs Feinde aber jauchzten in kühner Hoffnung auf. Da sie sahen, daß er besiegbar sei, wollten Alle über ihn siegen. 100,000 Russen überflutheten die Provinz Preußen und schlugen den alten Feldmarschall Lewald bei Großjägerndorf; die Schweden schickten sich an, in Pommern zu landen; die Franzosen drangen durch Westphalen nach Sachsen vor. Friedrichs Lage schien verzweiflungsvoll, aber so tief ihn das Unglück bei Kollin auch gebeugt hatte, er ermannte sich wieder, und das wahrhaft Heldenmüthige in ihm trat in seiner ganzen Kraft hervor. Er war genöthigt sein Heer in mehrere Haufen zu theilen. Die Hauptarmee überließ er der Führung des Herzogs von Bevern, um Schlesien gegen die Oesterreicher zu decken; er selbst wandte sich gegen die Franzosen. An ihrer Spitze stand der

Marschall Soubise. Mit dem französischen Heere vereinigte sich bei Erfurt die deutsche Reichsarmee. Letztere war vom Kaiser aufgeboten worden, um den König zu züchtigen, weil er den Reichsfrieden gebrochen habe. Das Reichsheer bestand aus mancherlei Völkerschaften. Mit Ausnahme der Bayern, Pfälzer und Würtemberger war die Mannschaft meist höchst ungerichtet. Die Offiziere bestanden oft nur aus ehrlichen Bauernburschen, die so eben vom Pfluge wegstamen. Schweinetreiber waren zu Querpfeisfern avancirt, Karrengäule, von ehrwürdigem Alter, zu muthigen Dragonerpferden veredelt. Behäbige Klosterknechte hatten ihre leinene Kittel abgelegt und waren als stattliche Grenadiere dem Kalbfelle gefolgt. Ausgediente Postillone, verabschiedete Lohnkutscher bildeten eine stolze Kavallerie. Die Kriegseräthe, Pauken, Trommeln und Trompeten waren aus den staubigen Winkeln der Zeughäuser oder von alten Mitterburgen zusammengesammelt worden und paßten vollkommen zu den buntscheckigen Uniformen dieser traurigen Armee, die Niemand ohne Lachen ansehen konnte, und von der man dessen ungeachtet große Heldenthaten erwartete. Bei Rosßbach unweit Weisensfeld schlug Friedrich sein Lager auf. Sein Heer war nur 22,000 Mann stark. In dreifacher Anzahl rückten die Feinde eilig heran. Beim Anblicke der kleinen Preussenschaar riefen sie spöttisch: „Sehet da die Potsdamer Wachtparade!“ Nach Paris schrieb der feindliche Heerführer Soubise: der König von Preußen werde nächstens als Gefangener dort eintreffen. Damit ihnen aber Friedrich nicht entrinne, zogen sie mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen in langen Reihen um den Hügel herum, worauf die Preußen standen, um sie zu umzingeln. Der König saß unterdessen mit seinen Generalen ruhig an der Mittagstafel, als wäre er in seinem Schlosse Sanssouci, und die Soldaten im Lager kochten, brieten und aßen. Die Franzosen schüttelten verwundert die Köpfe und hielten diese sorglose Ruhe für dumpfe Verzweiflung. Friedrich aber wußte, was er wollte. Nach zwei Uhr gab er plötzlich ein Zeichen. Die Zelte verschwanden, als ob ein Sturmwind sie weggerafft. Die Regimenter stichen in Schlachtordnung, die Kanonen donnern, und wie der Blitz stürzt der kühne Seindlich mit der Reiterei auf die überraschten Feinde und treibt sie, ehe sie sich irgendwo zu einer Schlachtlinie sammeln können, wie Spreu auseinander. Zugleich rückt auch der Prinz Heinrich mit dem Fußvolk im Sturmschritt vor. Verwirrung und Schrecken fährt in der Feinde Reihen, und wie gescheuchtes Wild suchen sie ihr Heil in wilder Flucht. Manche Flüchtlinge schöpften erst Athem, als sie die Fluthen des Rheines hinter sich rauschen hörten. Ein paar Dragoner nahmen 100 Franzosen

gefangen. Die Reichssoldaten waren schon beim ersten Kanonenschusse dabongelaufen; sie konnten das fatale Schießen nicht vertragen. Noch nicht anderthalb Stunden hatte die Schlacht gedauert, und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 91 Tödt. Die Feinde aber verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 7000 Mann. Unermesslich war die Beute, unermesslich der Jubel über die schmachvolle Niederlage der Franzosen. Selbst die österreichischen Soldaten gönnten ihren Bundesgenossen diesen Schimpf. Als nämlich ein österreichischer Kürassier einen gefangenen Franzosen aus den Händen eines preussischen Husaren befreien wollte, rief dieser ihm zu: „Bruder Deutscher, laß mir den Franzosen!“ „Nimm ihn denn!“ antwortete der Oesterreicher und jagte lachend davon.

Nicht bloß Preußen, ganz Deutschland feierte den Sieg bei Roszbach. Friedrich wurde der Lieblingsheld des deutschen Volkes, selbst fremde Nationen blickten mit hoher Begeisterung auf Preußens großen König.

160. Bei Roszbach.

Das war ein lustig Treffen bei Roszbach auf dem Feld;
Da hatten die Franzosen den alten Fritz umstellt
Mit einem Saß, den webte die Dame Pompadour.
„Fritz, du bist doch gefangen, geh' in das Säcklein nur!“

Soubise und sechszigtausend, die hielten das Säcklein auf,
„Nun schnell heran, ihr Preußen, nun schnell und kommt zu Hauf,
Husaren und Infanteristen, Kanoniere und Kürassier,
Serein, herein in's Säcklein! Platz ist für Alle hier!“

„Wir thun euch nichts zu Leide, es wäre wahrlich Schade,
Wir führen nach Paris hin die Potsdamer Wachtparade.
Dann ist der Krieg zu Ende, dann werde ich — „„Donner nochmal!
Sie fangen an zu schießen!““ sprach bleich der General.

Da war ein Loch im Sacke, Herr Seydlitz brach heraus
Mit seinen Eisenreitern, wie Donnersturmgebräus.
„Wir laufen ja von selber, haut nicht so grimmig drein,
Ach wären wir erst zu Hause weit hinterm grünen Rhein!“

Noch war ein Loch im Sacke, daraus die Artill'rie
Kartätschen und Pastugeln dem Feind in's Antlitz spie.
Da regnet's glühend Eisen, da hagelt's heißes Blei.
„Das ist ein schlechtes Frühstück, ich bleibe nicht dabei!“

Da ließen den Sack sie fallen und machten die Beine lang,
Vorán weit über die Felder Marschall Soubise sprang;
Und Wagen und Kanonen und Flinten ohne Zahl,
Die blieben auf dem Felde zurück als Siegesmahl.

Das war ein lustig Jagen bei Mofsbach auf dem Plan,
Da wollten die Franzosen den alten Fritzén fahn;
Da ward der Hund zum Hasen, der Hase lief zum Rhein,
Und lustig scholl das Hussah der Preußen hinterdrein.

Seippel.

161. Schlacht bei Leuthen,

am 5. Dezember 1757.

Da ging es herrlich her, zu ganzen Bataillonen
Ergab sich Deskreichs Heer, mit Fahnen und Kanonen.
Karl Simrodt.

Durch den glorreichen Sieg bei Mofsbach hatte sich Friedrich vorläufig der Franzosen entledigt; doch auf Ruhe durfte er nicht hoffen; noch schlimmere Feinde dräuten; gar betrübende Nachrichten trafen in Schlessen ein. Dort hatten seine Generale schweres Unglück gehabt. Winterfeld, sein Liebling, war im Kampfe gefallen; schmerzlich wurde er vom Könige beweint. Der Herzog von Bevern war bei Breslau geschlagen und zum Gefangenen gemacht worden. Die Festung Schweidnitz

hatte sich den Oesterreichern ergeben, und selbst die Hauptstadt Schlesiens war den Feinden wieder in die Hände gefallen. Der letzte Verlust war für den König um so empfindlicher, als der Fürstbischof von Breslau, Graf Schaffgotsch, den Friedrich zu dieser hohen Würde erhob, sich offen auf die Seite Oesterreichs stellte, gegen den König heftige Schmähungen austieß und den ihm verliehenen schwarzen Adler-Orden von der Brust riß und mit Füßen trat. Maria Theresia, die sich nun wieder im Besitze Schlesiens glaubte, ließ für die glückliche Wiedereroberung des Landes in allen Kirchen Gott danken. Friedrich aber meinte, die Kaiserin sollte sich nicht allzusicher dünken. Ohne seinen Truppen Ruhe zu gönnen, brach er in Eilmärschen nach Schlesien auf, und trotz kalter Regengüsse, rasender Winterstürme und aufgeweichter Straßen war er in wenigen Tagen bei Garchwitz angekommen. Hier führte ihm der alte Zieten die Ueberreste der schlesischen Armee zu. Von 60,000 Mann waren kaum noch 10,000 vorhanden. Als der graue Huzarengeneral mit diesem Häuflein vor den König trat, strich er sich verdrießlich den Bart und sagte kein Wort. Friedrich aber schüttelte ihm kräftig die Hand und sprach: „Wir wollen's jetzt besser machen.“ „Ja,“ brummte Zieten, „habe ich es Ew. Majestät nicht immer gesagt, wir Beide müssen zusammen halten, sonst geht's nicht!“ Zieten's Schaar war außerordentlich muthlos. Der König aber trat mitten unter sie, schenkte ihnen freundliche Worte, erinnerte sie an ihre früheren Thaten und gewährte ihnen bessere Lebensmittel. Das ermunterte die verzagten Gemüther, und als nun vollends ihre Kameraden, die Sieger von Kossbach, ihre ruhmreichen Thaten erzählten, da schwoollen ihre Herzen wieder von feurigem Muth, so daß Friedrich es wagen konnte, einem fast dreimal stärkern Feinde mitten im Winter eine Schlacht anzubieten. Die Gefahr, von den Oestreichern besiegt zu werden, war freilich nicht gering. Doch sein Entschluß stand unerschütterlich fest. „Ich muß die Feinde schlagen oder untergehen!“ rief er; „darum werde sie angreifen, sollten sie auch auf den Kirchtürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberge stehen.“ Der feindliche Anführer, Prinz Karl von Lothringen, freute sich, als er hörte, die Preußen seien im Anzuge. Ihr Untergang schien ihm gewiß. Er verließ sein festes Lager und zog dem Könige entgegen. Der vorsichtige Feldmarschall Daun wollte sich lieber in seiner festen Stellung angreifen lassen. Ueber dessen unthätiges Zaudern wurde Prinz Karl jedoch unwillig, und der General Luchesi war übermüthig genug, gegen Daun zu äußern, man werde schon ohne ihn die Potsdamer Wachtparade nach Hause schicken.

Daun aber wollte von dieser Ehre Etwas mithaben und verließ deshalb ebenfalls seine feste Stellung. Als Friedrich das erfuhr, rief er lächelnd: „Der Fuchs ist aus seinem Loch gefrohen, und werde ich seinen Uebermuth bestrafen!“

Am Tage vor der verhängnißvollen Schlacht redete Friedrich noch einmal zu seinen Generalen und Obersten. Ernst und schweigend hingegen die grauen oft bewährten Helden an ihres Königs Munde. Sie blickten in sein seelenvolles Auge, sahen sein frühgebleichtes Haar, sein durch schwere Sorgen vor der Zeit gebeugtes Haupt. Sie dachten daran, wie er Hunger und Durst, Hitze und Frost und alle Strapazen des Krieges mit ihnen redlich getheilt. Sie alle fühlten sein rührendes Loos, das Loos des Helden, der von allen Seiten todtmüde geheßt wird. Und nun schildert er ihnen die Gefahr seiner Lage bei dem ungleichen Kampfe, dem sie entgegen gehen, und spricht: „Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle That ausgezeichnet hätte, und ich zweifle nicht, Sie würden, wenn es gilt, Alles thun, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Ich werde gegen alle Regeln der Kriegskunst den fast dreimal stärkeren Feind angreifen, wo ich ihn finde. Wir müssen ihn schlagen, oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen! So denke ich, so werde ich handeln. Ist aber Einer unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu hören.“ „Nein! nein!“ riefen alle die narbigen Gesichter. „Es lebe der König! Treu bis in den Tod!“ Freundlich lächelnd fuhr darauf Friedrich fort: „Ich wußte im Voraus, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun.“ Nach einigen Augenblicken fügte er strengen Blickes noch hinzu: „Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltfam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht abstimen und mache es zu einem Garnison-Regimente! Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Worten von der Montirung abschneiden. Leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen oder sehen uns nie wieder!“

Noch spät am Abend ritt der König durch's Lager, um durch leutselige Worte die Truppen anzufeuern. Einige alte Krieger drängten sich in treuherziger Vertraulichkeit an ihn heran und fragten: „Was

bringst Du uns noch so spät, Fritz?" „Ihr sollt morgen die Desterreicher brav zusammen hauen!" „Das wollen wir!" „Aber bedenkt nur, wie fest sie sich verschanzt haben!" „Wir schmeißen sie heraus, und wenn sie den Teufel im Leibe hätten; führ' Du uns nur!" „Nun, ich werde sehen, was ihr könnt. Schlaft wohl!" „Gute Nacht, Fritz!" riefen viele Stimmen ihm nach. Auf ähnliche Weise plauderte der König noch mit vielen Regimentern, und das Feuer der Begeisterung loderte hoch auf unter den braven Kriegern. „Wie bei Rossbach soll es werden!" riefen Grenadiere und Reiter, die dort gefochten hatten; „wir werden die Niederlage von Breslau rächen!" fügten die schlesischen Truppen hinzu. Jubel verbreitete sich über das ganze Heer; Kriegs- und Siegeslieder klangen aus den Zelten; Feinde verhöhnten sich; Kammeraden gaben sich den Handschlag, einander in Noth und Tod beizustehen. Frohe Kampflust und feste Siegeszuversicht sprachen aus Aller Mienen.

Der Morgen des verhängnißvollen 5. Dezember brach an. Der König ritt durch den Nebel seinen Kriegern voraus. Dann hielt er auf hartem Felde, reglos, weiß sein Mantel, weiß sein Ross, weiß der Höhennebel um ihn her. Sein Geist durchwandelte das Gefilde, wo er so oft manövriert hatte in Kriegs- und Friedenszeit, wo er so wohl bekannt war. Dann winkte er Bieten, daß er ihm einen Offizier mit 50 Husaren zur Bedeckung erwähle. Zu diesem sprach er: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen, wie sonst. Er mit Seinen 50 Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich dem Feinde nicht in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind, der wird geschlagen!" Der Offizier salutirt mit dem Degen. Allgemach kommen dem Könige seine Schwabronen nach. Die Kürasse der Reiter glänzten im Morgenschimmer, und vom hohen Ross herunter erscholl es aus dem Munde von Seidlitz's Schaaren: „'s ist heute wieder der fünfte!" „Rossbach!" rief die Arme, vom ersten bis zum letzten. Dann herrschte wieder tiefe Stille ringsumher. Nur in der Ferne krächte hier und da ein Hahn oder bellte ein Hund. Die grauen Wolken jagten am Himmel wie Gespenster dahin. Manchen Tapfern mochte wohl der Gedanke an den nahen Tod oder an die fürchterlichen Schmerzen bei Verstümmelungen überkommen. Fast kein Wort wurde gesprochen. Die Stimmung war wehmüthig feierlich. Die vordersten Reihen stimmten unter Begleitung der Feldmusik, fromme Lieder an. Sie sangen:

vester:
denft
raus,
Nun,
eiz!“
der
erung
soll
tten;
ischen
riegs-
Ra-
eizu-
Uller
Der
lt er
der
wo
wohl
e mit
verde
e mit
nicht
bleib'
einem
Ge-
nmen
ngten
dem
fte!“
rschte
da
Sim-
Ge-
Ber-
Die
mten



Vor der Schlacht bei Leuthen.

Gieb, daß ich thu' mit Fleiß,
 Was mir zu thun gebühret,
 Wozu mich Dein Befehl
 In meinem Stande führet;
 Gieb, daß ich thue bald,
 Zu der Zeit, da ich's soll,
 Und wenn ich's thu', so gieb,
 Daß es gerathe wohl!

Der König horcht, und sein Adjutant fragt: „Befehlen Ew. Majestät, daß ich's ihnen verbiete?“ „Das laß' Er bleiben,“ entgegnete ernst der König, „mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen!“ In ähnlicher Lage hatte Gustav Adolph einst: „Berzage nicht, Du Häuflein klein“ selbst gedichtet und gesungen.

Gegen Mittag standen die Preußen auf einer Anhöhe vor dem Dorfe Leuthen. Hier breiteten sich vor ihnen in weiter Ebene die feindlichen Heere aus. Ihre Schlachtlinie war zwei Stunden lang; überall, so weit das Auge reichte, sah man Nichts, als Oesterreicher. Friedrich betrachtete einen Augenblick die Stellung des Feindes und sein Späherauge erkannte in dessen linkem Flügel den verwundbaren Fleck. Auf ihn richtete er seinen Stoß. Sein rechter Flügel sollte ihn allein ausführen; der linke hingegen sollte beständig zurückgehalten werden, damit der Feind das kleine Häuflein nicht überflügele. Er ließ seine Armee daher mit „halb Rechts“ in einem weiten Bogen seitwärts ziehen, so daß die Hügel zum Theil den Marsch verbargen, und dann meinte schon: „Die Leute gehen, man stöie sie nicht!“ Er hatte sich aber gewaltig verrechnet. Kurz nach Mittag stand der preussische rechte Flügel in des Feindes linker Flanke. Um ein Uhr begann der Angriff. In schönster Ordnung, mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen rückten die Bataillone in schnurgerader Reihe vorwärts, überschlugen die Berhaue und richteten mörderische Salven auf die württembergischen und bayerischen Hülfsvölker, die den linken Flügel der Oesterreicher bildeten. Auch Reiterschaaren jagten mit verhängtem Jügel plötzlich in die Rauchwolken der feindlichen Linien. Bald hörte man ein wirres Geschrei, das Gewehrfeuer verstummte, und aus dem Pulverdampfe stürzten ganze Reihen der Feinde in wilder Unordnung und eilen auf das Dorf Leuthen zu. Der linke feindliche Flügel war geschlagen. Siegesfreude glänzte auf des Königs Angesicht.

Noch war aber die blutigste Arbeit zu thun. Ein schrecklicher Kampf entbrannte um den Besitz des Dorfes Leuthen, auf dessen Kirch-

hose sich die Oesterreicher fest verschanzt hatten. Unter Trommelschlag rückten die Bataillone in geschlossenen Reihen darauf zu. Sobald sie aber in die Schußlinie kommen, kracht und knallt es hinter allen Hecken und Zäunen, aus den Fenstern, Kellertöchern und Dachlukn. Troß des heftigen Kugelregens dringen sie bis zum Dorfe vor. Alle Eingänge aber sind verrammelt; sie müssen zurück. Eine andere Schaar macht denselben Weg und hat dasselbe Schicksal. Schon fangen die Truppen an muthlos zu werden; selbst der Anführer eines Gardebataillons stuzt und macht beim Vorrücken Halt. Da springt der Hauptmann von Möllendorf, der nachherige Feldmarschall, vor die Linie und ruft: „Ein anderer Mann vor! Leute, folgt mir! Jetzt, Garde, zeige was Du kannst! In fünf Minuten muß das Dorf unser sein. Vorrwärts! Marsch!“ Im Sturmschritte ging es durch den Kugelregen. Rechts und links fielen die Gardisten. Die Uebrigbleibenden stehen bald vor einem Scheunenthore. Kräftige Huthiebe und Kolbenschläge zertrümmern dasselbe; Eggen, Pflüge, Holzstöcke, die den Eingang versperren, werden bei Seite geschleudert, und der Weg in das Dorf ist erzwungen. Jubelnd folgen die übrigen Bataillone, breiten sich in Gehöften, hinter Wänden und Mauern aus, erobern Haus für Haus, drängen den Feind von Graben zu Graben und treiben ihn endlich unter heftigem Kampfe zum Dorfe hinaus. Hinter demselben auf einer Anhöhe sammeln sich die Kaiserlichen wieder und richten ihre Kanonen auf das Dorf. Auch das preussische schwere Geschütz wird herbei geschleppt. Eine schreckliche Kanonade beginnt. Die Kanonenkugeln und Granaten der Feinde schlagen hier durch die Sparren der Wohnhäuser, dort in die gefüllten Scheunen, hier in die Reihen der Krieger, dort unter eine Viehheerde, daß es ringeum kracht, dröhnt, knattert und lärmte. Dazwischen wirbelten dicke Rauchsäulen aus den brennenden Gehöften, und lodernde Flammen schlugen hoch empor. Es war ein wildes Gewir von Noth und Glend, von Schrecken, Gefahr und Schmerz. Ebenso fürchtbar wütheten die preussischen Kugeln in den Reihen der Feinde. Doch sie wanken nicht. Die Schlacht steht. Und der Tag sinkt, das Abendroth verglimmt, düstere Schatten lagern sich über das Feld. In sorgenvoller Unruhe jagt der König von einer Stelle zur andern. Noch immer donnern die feindlichen Batterien, und die heldenmüthige todverachtende Tapferkeit der Preußen kann keinen Fuß breit Landes gewinnen. Da erbebt plötzlich die Erde von dem Hufschlage der Rosse, helle Trompetentöne erklingen durch das Abenddunkel, und in wenigen Minuten faust ein österreichischer Reitersturm gegen die linke Flanke der ermüdeten Preußen.

Schleunig bildeten diese Vierecke. Ein Stachelwall von Bajonetten ist nach Außen gefehrt, die hinteren Glieder liegen im Anschläge. Doch siehe, hinter dem bergenden Hügel hervor stürzen drei preussische Reitergeschwader. 30 Schwadronen Seydlitz'sche Kürassiere fassen die feindlichen Reiter von vorn, die tapferen Vaireuth'schen Dragoner in der Flanke und Husaren im Rücken und jagen sie in die Flucht. Darauf fallen sie dem feindlichen Fußvolke in die rechte Seite. Da ist längerer Widerstand unmöglich. Mit dem Ausrufe: „Maria und Joseph, es thut's halt nimmermehr! Rette sich, wer kann!“ löst sich das österreichische Heer in wilde Flucht auf. Ihre Niederlage war vollständig. Sie verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen 27,000 Mann.

Die unermüdeten Sieger blieben auf dem Schlachtfelde. Hunger, Mattigkeit und Frost überwältigten Viele. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte stieß man auf Leichen. Die Sterne stiegen empor und flimmerten kalt herab auf das Leichensfeld. Auf einmal stimmte ein alter Soldat das Lied an: „Nun danket alle Gott.“ Von gleichen Gefühlen hingerissen, fiel die Feldmusik ein, und bald sangen 20,000 Männer in der schauerlichen Stille der Nacht voll Nührung das fromme Danklied.

Bei der Kunde von dem glorreichen Tage bei Leuthen erscholl der Ruhm des großen Friedrich durch ganz Europa. Seine Preußen sangen:

Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann!
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.

162. Nun danket alle Gott.

Nun danket alle Gott! Das ist ein kräftig Lied,
Das hebt nach großer That empor Geist und Gemüth.
Nun danket alle Gott! Das klingt voll Kraft und Macht,
Das klang einst donnergleich nach blut'ger Todeschlacht.

Mein Preußenvolk gedenk' des großen Leuthentags!
Der Feinde mächtig Heer todt auf dem Schlachtfeld lag's!
Was nicht dem Tode fiel, war in Gefangenschaft,
Und schweift auf wüster Flucht planlos und ohne Kraft.

Der Sieger kleines Heer, demüth'ger Freude voll,
 Es brachte Gott dem Herrn des Danks gerührten Zoll.
 Da tönet durch's Gebet mit eins ein heller Klang:
 „Nun danket alle Gott!“ ein härt'ger Krieger sang.

„Nun danket alle Gott!“ Das war das rechte Wort,
 Das tönt von Mund zu Mund im ganze Heere fort.
 Das wälzt sich wogengleich weithin durch Wald und Feld,
 Das hebt sich donnerlaut empor zum Himmelszelt.

Zu danke, danke Gott, mein frommes Preußenheer!
 Es war sein Arm mit dir im Kampfe blutig schwer.
 Du warst ein kleines Heer, ein Spott der Feinde Macht,
 Doch trauest du dem Herrn, und du gewannst die Schlacht.

„Nun danket alle Gott!“ so sang der Grenadier.
 Nun danket alle Gott! so singen alle wir.
 Fleisch ist des Menschen Arm, der Herr verleiht den Sieg.
 Gott mit uns! Preußenvolf, im Frieden und im Krieg.

Seippel.

163. Ein anderer Mann.

Von Kofsbach bis nach Leuthen ist auch ein weites Stück, —
 Allein die Sieger'reuten, die legen's schnell zurück.
 Jetzt kommen sie zu Queiszen, da giebt es schlimme Mähr:
 „Der Damm mit seinen Weißen besiegte Bever's Heer.“

Da sprachen die Soldaten: „Dort fehlte un'er Fritz,
 Der weiß allein zu rathen und hat allein den Wig.
 Verstehen wir zu sechten, das hat der Feind gespürt,
 So brauchen wir den Kesch'en, der uns auch richtig führt.“

„Nadasti, Lotharingen, und Damm's gewaltig Heer,
 Auf Neunzigtausend bringen sie's und wohl auf noch mehr;
 Von unsern Zwanzig tausend steht jeder wohl zwei Mann,
 Und für die Fünzigtausend da führt der Fritz uns an.“

Der Friedrich war ein Kenner, er sprach: „Es muß zu End',
Ich treff' den Feind, und wenn er im Zobtenberge ständ.
Grenadier' und Keiter eben thut Eure Schuldigkeit,
Wir müssen siegen und leben, oder ehrlich sterben im Streit.“

Die preußische Wachtparade marschirt am Feinde hin.
Der Daun mit vieler Gnade spricht: „Laßt die Leute ziehn!“
Eins — Zwei — Eins — Zwei! so ging es in Viertelschwenkung rechts,
Sie harreten seines Winkes und freuten sich des Gefechts.

Und stürmten auf Lotharingen, sein Hügel war kein Fort,
Und eilten auf Siegeschwinger nach Leuthen, dem festen Ort.
Doch zwischen allen Mauern und über jedem Thor,
Da guckten statt schlesischer Bauern Pandur und Kroaté hervor.

Wenn so viel Gewehre schauen von Fenster, Thür und Wand,
Da mag wohl Manchem grauen, und wär' er Commandant.
So ging's dort dem Majore, dem schien das Ding zu toll,
Er sieht wie die Kuh am Thore, weiß nicht, ob er stürmen soll.

Mit Bannern doch und Fagen, das weiß die Landwehr auch,
Wird keine Schlacht geschlagen, und: „Vorwärts!“ heißt der Brauch.
Was giebt's da viel zu rathen? Der Hauptmann sprengt heran,
Und ruft zu den Soldaten: „Vorwärts, ein andrer Mann!“

Das war das Dorf von Leuthen, so Möllendorf errang;
Nichts weiter zu bedeuten hat dieier schlichte Sang.
Es ist eine schöne Kunde, wie der den Sieg gewann;
Er sprach zu rechter Stunde: „Vorwärts, ein andrer Mann!“

3. Minding.

164. Bei Lissa.

Die Niederlage der Oesterreicher bei Leuthen war vollständig,
und dieser Sieg ist bis auf den heutigen Tag der stolzeste auf der
preussischen Ruhmesliste. Was nicht todt oder verwundet auf dem
Schlachtfelde lag, eilte in wilder Unordnung hinter die Schweidnitzer

Wasser. Die hereingebrochene Nacht hemmte die Verfolgung und hinderte die völlige Vernichtung des Feindes. Friedrich aber gedachte noch nicht zu ruhen, sondern mit rascher Entschlossenheit die Erfolge des glorreichen Tages festzuhalten. Er wollte sich noch der Brücke sichern, die über das Schweidnitzer Wasser führt. Er nahm deshalb Pieten und einen Trupp Husaren, sowie einige Kanonen und suchte die Straße nach Lissa auf. In einem Wirthshause am Wege bemerkte man Licht, pocht an und fordert eine Laterne. Der Wirth selbst bringt sie heraus, faßt den Steigbügel des Königs und leuchtet dem Zuge. So erreicht man den Weidendam vor Lissa. Unterweges erzählt der Wirth von den stolzen Reden der kaiserlichen Offiziere, die bei ihm einquartiert gewesen waren. Wie Alles der treuherziggemüthlichen Erzählung horcht, fallen plötzlich gegen fünfzig Flintenschüsse, die alle gegen die Laterne gerichtet sind; es werden aber nur einige Pferde verwundet. Es war ein österreichischer Posten, der den Damm bewacht hatte und nun davon eilte. Man war dicht vor Lissa. Mit dem kleinen Trupp weiter zu gehen, schien gefährlich. Friedrich ließ deshalb einige Grenadier-Bataillone herbeirufen. Bis diese Verstärkung ankam, machte er Halt, und untersuchte den Weg, entdeckte aber weiter keine Gefahr. Darauf rückte er in aller Stille in Lissa ein. Die Straßen sind leer, aber in den Häusern herrscht geschäftiges Leben. Einige feindliche Soldaten kamen mit Strohbindeln und Reisigbündeln aus den Scheunen. Sie wurden ergriffen und berichteten, sie hätten Befehl, die Brücke in Brand zu stecken. Unterdessen waren die Oesterreicher des preussischen Besuches inne geworden, und plötzlich erfolgte ein heftiges Gewehrfeuer, wodurch mehrere Grenadiere an Friedrichs Seite verwundet wurden. Die Preußen aber erwiederten ungesäumt den Gruß. Alles schrie und kommandirte durcheinander. Friedrich aber sagte gelassen zu seiner Umgebung: „Meine Herren, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem herrschaftlichen Schlosse führt; seine Adjutanten folgten. Kaum war er an der Pforte angekommen, als eine Menge österreichischer Offiziere, durch das Schießen aufgeschreckt, mit Lichtern in den Händen, aus den Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kam, um ihre Pferde aufzusuchen. Sie hatten in flüchtiger Eile Lissa erreicht, wo sie ein sicheres Nachtquartier zu finden hofften. Schnell waren die Hühnerställe geplündert worden, und schon verbreiteten die gebackenen „Häbndel“ willkommenen Wohlgeruch in dem Saale, als die Schüsse fielen. Erstarrt blieben sie stehen, als Friedrich vom Pferde stieg und sie

mit den Worten bewillkommte: „Guten Abend, meine Herren! Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuthen. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ In der Verwirrung dachte niemand daran, ihn gefangen zu nehmen. Im Gegentheil, die Herren Oesterreicher leuchteten dem Könige höflich die Treppe hinauf in eins der besten Zimmer. Hier präsentirte Einer den Andern dem Könige, der sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ. Inzwischen fanden sich auf dem Schlosse immer mehr preussische Offiziere ein. Nachdem der König nach den schweren Strapazen des Tages mit großem Appetit gespeist hatte, bat er sich von seinen zukommenden Wirthen auf's Höflichste die Degen aus und erklärte sie für Kriegsgefangene.

165. Bei Zorndorf,
am 25. August 1758.

Wie der Fermor bei Küstrin
Es mit Mord und Brand thät treiben,
Dieses ist mir nicht verlièh'n,
Es gehörig zu beschreiben.

F. Minding.

Durch den Sieg bei Leuthen war Friedrich wieder Herr von Schlessien geworden. Nur die Festung Schweidnitz konnte er erst im nächsten Frühjahr den Oesterreichern entreißen. Nachdem dies geschehen, fiel er plötzlich in Mähren ein und belagerte Olmütz. Es fehlte ihm aber bald an Pulver und Blei; denn eine Zufuhr von 3000 Wagen, die unter Zieten's Bedeckung aus Schlessien erwartet wurde, war, trotz der heldenmüthigen Vertheidigung, eine Beute der Oesterreicher geworden. Friedrich mußte daher die Belagerung aufgeben. Als er nun eilig nach Schlessien zurückziehen wollte, legte sich ihm der Feldmarschall Daun mit einem großen Heere in den Weg, und diesmal sollte ihm Friedrich nicht entweichen. Des Königs Lage schien in der That auch verzweiflungsvoll. Er wußte aber Rath. Statt auf geradem Wege nach Schlessien und dadurch dem Löwen in den offenen Rachen zu fallen, führte er sein Heer auf Umwegen durch Böhmen und langte zum größten Aergern seiner

Feinde, mit seinen sämmtlichen Verwundeten und Kranken, ohne irgend ein Stück Gepäck zu verlieren, in Schlesien an. Dieser Rückzug Friedrichs wird von Kriegskundigen als ein wahres Meisterstück bewundert.

Raum war Friedrich diesem Bedrängniß entronnen, als neue Gefahren ihn riefen. Die Russen waren unter dem General Fermor wieder in Preußen eingefallen und hatten wie Barbaren darin gehaust; überall bezeichneten rauchende Trümmer ihren Weg; das ganze Land schwamm in Thränen und im Blute. Als die obdachlosen Landleute dem Könige mit Thränen in den Augen ihr Unglück klagten, sprach er tief bewegt: „Kinder, ich habe nicht eher kommen können. Habt Geduld, ich will Euch Alles wieder aufbauen.“ Das ganze Heer war über die Gräuelseenen zur leidenschaftlichsten Rache entflammt. Bei Zorndorf, unweit Küstrin, kam es am 25. August zur Schlacht. Es war die blutigste des ganzen Krieges und eine der fürchterlichsten Kämpfe, von denen die Kriegsgeschichte erzählt. 32,000 Preußen stritten gegen 52,000 Russen. Die Feinde standen in einem großen länglichen Viereck, die Reiterei und den Troß in der Mitte. Zwischen beiden Heeren lag das Dorf Zorndorf. Schwärme Kosakenhausen hatten dasselbe in Brand gesteckt. Gegen neun Uhr begann der Angriff. Der linke preussische Flügel drang gegen die rechte Seite der Russen vor. Das preussische Geschütz wüthete fürchtbar in den Reihen der Feinde; eine Kugel soll 42 Mann niedergerichtet haben. Der feindliche Troß im Innern geräth in Verwirrung. Das preussische Fußvolk will diese Unordnung benutzen, dringt aber zu weit vor und wird zurückgeschlagen. Die Schlacht scheint verloren. Da braust Seydlitz mit seinen Reitern wie der Sturmwind über das blutgetränkte Feld. Ein fürchterlicher Kampf entbrannte. Die Russen stehen wie Mauern. Ihre Leiber werden zu Wällen. Stundenlang dauert das Morden. Tausende werden von den Klängen der Preußen durchbohrt. Einige russische Haufen bekamen zu ihrem Unglück Witterung von dem Branntwein, den Fermor als Bedürfniß für sein Heer in vielen Tonnen mit sich führte. Statt auf die Preußen zu schlagen, machten sie mit Bajonet und Säbel ein Hurrah auf die Schnapsbatterie, stachen die Tonnen an, durchbohrten sie, legten sich an deren Spund und Zapfen und tranken in langen Zügen, bis sie die Besinnung verloren und wie das liebe Vieh auf dem Erdboden lagen. Vergebens schlugen die Offiziere den Boden der Fässer ein; die Grenadiere der Kaiserin schlürften die trübe Flüssigkeit aus dem Staube auf, ehe

der durstige Erdboden sie einsog; Einige kehrten gar ihre Waffen in wilder Wuth gegen ihre Befehlshaber und mordeten die, welche ihnen den Trank verschüttet. Gegen Mittag endet der Kampf auf dieser Seite. Was von den Russen nicht nieder gemehelt lag, war in die Sümpfe versprengt. Der Branntwein war ein wichtiger Bundesgenosse der Preußen gewesen.

Die übrigen Theile beider Armeen waren bis jetzt noch nicht zum Kampfe gekommen. Friedrich hatte sich auf der rechten Seite seiner Truppen befunden. Nun ordnete er sein Heer und rückte vor. Bald war auch hier die Schlacht in vollem Gange. Die feindliche Reiterei nahm eine preussische Batterie und mit ihr ein ganzes Bataillon gefangen. Bald aber brach sich dasselbe wieder zu den Seinigen Bahn und jubelte: Victoria! Es lebe der König! Friedrich aber ritt zu ihnen heran und sagte: „Kinder, ruft noch nicht Victoria; ich werde Euch schon sagen, wenn es Zeit ist.“ In demselben Augenblicke stürzen neue Schaaren russischer Reiter auf den linken Flügel der Preußen. Da werden Viele von einem panischen Schrecken ergriffen und suchen ihr Heil in schmachvoller Flucht. Und abermals stürzt Seydlitz zur Rettung herbei. Auch der König kommt mit dem erprobtesten Theile seines Fußvolks heran, und nun entstand wiederum ein Gemehel, jenem gleich, welches dem rechten Flügel der Russen bereits den Untergang gebracht hatte. Mann kämpfte gegen Mann, keine Abtheilung vermochte mehr Ordnung zu erhalten, Russen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, Alles war in dichten Knäueln durcheinandergebrängt. Friedrich selbst ward in Person auf eine Weise mit in das Gefecht verwickelt, daß seine Pagen um ihn her gefangen, verwundet und getödtet wurden. Der furchtbare Staub des heißen Tages und der Pulverdampf hatten alle Gesichter unkenntlich gemacht; der König ward von seinen Truppen nur an der Stimme erkannt. Kein Theil wich dem andern an Muth, aber die Kriegszucht der Preußen trug den Sieg davon; es gelang den Führern, sie aus dem wilden Gemüth aufs Neue in geregelten Schaa-ren zusammenzuziehen, und als der Abend sank, waren die Russen, die nicht niedergemehelt lagen, vom Kampfplatze zurückgedrängt.

166. Der Ueberfall bei Hochkirch,
am 14. October 1758.

Nach der Schlacht bei Zorndorf wandte sich Friedrich nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich von Daun hart bedrängt wurde. Als letzterer die Annäherung des Königs vernahm, legte er sich in ein festes Lager. Ihm gegenüber beim Dorfe Hochkirch, unweit Bautzen, lagerte sich der König. Seine Generale machten ihn auf das Gefährvolle dieser Stellung aufmerksam. Der Feldmarschall Keith sagte dem Könige gerade heraus: „Wenn uns die Oesterreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich aber antwortete scherzend: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ Die Sorglosigkeit der Preußen stieg, als die Oesterreicher wirklich drei Tage lang unthätig blieben. Der König selbst dachte nicht im Geringsten an einen Ueberfall. Er traute ganz den Berichten eines Spions. Er erfuhr nämlich, wie erzählt wird, durch einen österreichischen Offizier Alles, was in der feindlichen Armee vorging. Die Briefe wurden in einem Korbe mit Eiern, von denen ein ausgeblasenes das jedesmalige Schreiben enthielt, überbracht. Ein solcher Korb mit Eiern gerieth aber zufällig eines Tages in Daun's eigne Küche. Dadurch wurde das Geheimniß entdeckt. Auch der Schreiber blieb nicht verborgen. Sein Leben war verwirkt. Um es zu retten, mußte er dem Könige lauter falsche Berichte zusenden. Während dieser nun glaubte, die Oesterreicher würden ersten Tages abziehen, bereitete sich Daun zu einem furchtbaren Schlage vor. Die Nacht vom 13. auf den 14. October war zur Ausführung bestimmt. Damit der Schall der Fußstritte und das Rasseln der Kanonen das Ohr der preussischen Vorposten nicht erreiche, mußte eine Menge Arbeiter in dem nahen Walde mit grossem Geräusche Holz fällen. Im preussischen Lager hörte man die lauten Hethiebe und das Kreischen der Sägen und glaubte, der Feind wolle sich mit Hülfe des gefällten Holzes fester verschanzen. Man gab sich daher unbesorgt zur Ruhe. Nur Bieten ließ aus Vorsicht seine Husaren nicht absatteln.

Nach Mitternacht verließen die Oesterreicher in aller Stille das Lager und gingen an, die Preußen zu umzingeln. Die Vorposten wurden ohne Geräusch überwältigt, mehrere Batterien genommen und gegen die Preußen selbst gerichtet. Plötzlich, als die Glocke vom Thurme zu Hochkirch eben 5 schlug, wurden die Preußen durch den

Donner ihres eigenen Geschützes aus dem Schlafe aufgeschreckt. Wie aus der Erde gestiegen, standen die Feinde mitten in ihrem Lager. Halbbeleidet stürzten die Preußen mit den Waffen in der Hand aus den Zelten und leisteten Daun's Grenadieren den hartnäckigsten Widerstand, bis sie von Laudon's Reiterei im Rücken und in den Flanken angegriffen und reihenweise niedergehauen wurden. Das Blutbad war furchtbar. Der Feldmarschall von Keith fällt von einer Kartätschenkugel durchbohrt, den Herzog Franz von Braunschweig streckt eine Kanonenkugel nieder; der Prinz Moritz von Dessau wird tödtlich verwundet aus dem Gefechte getragen. Die Preußen ringen wie Verzweifelte um den Sieg. Mann kämpft gegen Mann. Der Dunkelheit wegen war es schwierig, seinen Gegner zu erkennen. Daher suchten sich Manche durch blindes Umher schlagen und Stechen, gleichviel ob gegen Freund oder Feind, zu vertheidigen. Man tappte nach den Mützen der Gegner umher, und nur die Blechtappen der preussischen und die Bärenmützen der österreichischen Grenadiere gaben hier das Erkennungszeichen. Mit wahrem Löwenmuth vertheidigt der Major von Langen an der Spitze seines Bataillons den Kirchhof; derselbe wird für ihn und die Seinigen ein gemeinsames Grab. Dem Könige selbst wird das Pferd unter dem Leibe erschossen; er entkommt nur durch die Geistesgegenwart eines Offiziers der Gefangenschaft. Das Schlachtfeld ist nicht zu behaupten; die Preußen ziehen sich zurück. Das geschieht aber mit so musterhafter Ordnung und Besonnenheit, daß Daun sie nicht zu stören wagt. Das preussische Heer verlor indessen 9000 Mann an Todten und Verwundeten und fast alles Geschütz und Gepäck. Aber von allen Feldherrn verstand Friedrich am besten, wie eine Niederlage wieder gut zu machen und Daun am wenigsten, wie ein Sieg zu benutzen sei. In ein paar Tagen war die preussische Armee so furchtbar wie vor der Schlacht.

167. Schlacht bei Kunersdorf,
am 12. August 1759.

Sieh sah Friedrich seine Krieger fallen!

Tiedge.

Das Jahr 1759 brachte dem Könige schweres Unglück. Gern hätte er das Schwert aus der Hand gelegt, aber die Erbitterung

seiner Gegner stieg immer höher; sie hofften ihn durch ihre Uebermacht doch endlich zu erdrücken und machten ungewöhnliche Anstrengungen, um ihre Heere zu verdoppeln. Die Franzosen erschienen mit neuen Kräften auf dem Kampfplatze am Rhein; die Kaiserin von Rußland schickte unter dem General Soltikow wieder ein gewaltiges Heer nach Preußen, um die Sämach von Jorndorf zu rächen. Daun hatte ebenfalls bedeutende Verstärkungen an sich gezogen. Doch auch Friedrich hatte sich gerüstet und die Verluste des vorigen Jahres wieder zu ersetzen gesucht. Er wollte aber diesmal nicht, wie sonst, die Feinde zuerst angreifen, sondern in seinem Lager bei Landshut ihre Bewegungen ruhig abwarten. So verschob sich denn der ernstere Krieg bis in den Sommer. Im Juni rückten die Russen gegen die Oder vor. Da rührte sich auch Daun und sandte eine Armee unter Laudon, um sich mit den Russen zu vereinigen. Das mußte Friedrich möglichst zu verhindern suchen. Er sandte deshalb den General Wedell, der wegen seines früher bewiesenen Heldennuths den Ehrennamen des preussischen „Leonidas“ führte, mit unbeschränkter Vollmacht und dem Auftrage: Die Russen anzugreifen, wo er sie finde. Wedell führte die Befehle des Königs aus, erlitt aber eine harte Niederlage, und nun konnte die Vereinigung der Russen und Oesterreicher nicht mehr verhindert werden. Da mußte der König den Kampf gegen die furchtbare Uebermacht seiner Feinde wagen oder ruhmlos untergehen. So brach er denn mit seinem kleinen Heere gegen die Oder auf und griff am 12. August die vereinigten Oesterreicher und Russen bei Kunersdorf, in der Nähe von Frankfurt, an. Zuerst warf er sich auf den linken Flügel der Russen, die auf wohlverschanzten Anhöhen standen. Aus den Schländen der feindlichen Kanonen strömte aber ein vernichtender Kugelregen auf die stürmenden Preußen. Ganze Rotten derselben wurden niedergestreckt; auch die schwüle Mittagshize war ihnen sehr hinderlich; dennoch war der Erfolg ihrer Tapferkeit ein glänzender. Zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags war der linke Flügel der Russen vollständig geschlagen, 90 Kanonen befanden sich in den Händen der Preußen, der Sieg war so gut wie entschieden, und schon flogen Kouriere mit der freudigen Nachricht nach Berlin. Allein noch stand der rechte russische Flügel unerschüttert, und die Oesterreicher waren noch gar nicht im Gefechte gewesen. Um den Sieg zu vollenden, ging der König, trotz den Vorstellungen seiner Generale, mit seinen erschöpften Soldaten auch auf diese los. Aber plötzlich wendet sich das Geschick der Schlacht. Ein furchtbarer Kartätschenhagel schleudert Tod und Ver-

verben in die Reihen der Preußen. Ganze Regimenter erliegen. Die
 österreichische Reiterei vollendet die grauenvolle Niederlage. Die Flucht
 ist unaufhaltbar, die Verwirrung allgemein. Fast bewusstlos hielt
 der König mitten im Gefummel. Zwei Pferde waren unter ihm
 gefallen, eine goldene Schnupftabakdose in seiner Weste hatte eine
 Kugel in ihrem tödtlichen Laufe gehemmt. Verzweiflungsvoll hörte
 man ihn ausrufen: „Giebt es denn heute keine verwünschte Kugel
 für mich?“ Fast in demselben Augenblicke stürzt eine Schaar öster-
 reichischer Reiter mit geschwungenem Säbel auf ihn zu. Er steht
 ruhig auf einem Sandhügel. Nur ein Page, der sein Pferd hält,
 ist bei ihm; seinen Degen hat er vor sich in die Erde gestossen und
 blickt mit verschränkten Armen in das herannahende Verderben. Ein
 Haufen Bietenscher Husaren sprengt vorüber, an ihrer Spitze ein
 Rittmeister Brittwitz. Man bemerkt den König und bittet ihn, sich
 auf das Pferd zu werfen und an seine Rettung zu denken. Aber
 schon sind die Feinde ganz nahe. Da wendet der Rittmeister Brit-
 witz sein Pferd und schießt den feindlichen Anführer vom Reffe her
 unter. Das macht die Verfolger einen Augenblick stutzen; der König
 gewinnt einen Vorsprung und ist aus der nächsten Gefahr befreit.
 Sein Untergang schien aber gewiß. „Alles ist verloren! Retten Sie
 die königl. Familie!“ schrieb er an den Minister von Finkenstein,
 und einige Stunden später: „Ich werde des Vaterlandes Stütz nicht
 überleben. Gott befohlen, auf immer!“ Seine Lage war auch in
 der That nie so verzweiflungsvoll gewesen, wie jetzt. Von 48.000
 Kriegern sammelten sich am andern Morgen nur 5000 Mann um
 seine Fahnen. Die übrigen lagen todt oder verwundet auf dem
 Schlachtfelde, oder waren gefangen und versprenget. Das Geschütz
 war gänzlich verloren. Doch auch die Feinde hatten große Verluste,
 so daß der russische Feldherr sagte: „Noch einen solchen Sieg, und
 ich muß allein mit meinem Stabe in der Hand nach Petersbürg
 wandern, um ihn zu verkündigen.“

168. Ewald Christian von Kleist,
geb. bei Kösslin 1715.

Jeder rohe Laut der Wildniß schweige,
Diese Stell' ist heilig, hier fiel Kleist.
Tiedge.

In der Schlacht bei Kunersdorf starb auch ein edler deutscher Dichter, Ewald Christian von Kleist, den Heldentod. Nach einem herrlichen Gedichte, worin er den Frühling geschildert, wird er der Sängler des Frühlinges genannt. Kleist kämpfte in Friedrichs Heer als Major. Er eroberte mit seinem Bataillon drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert. Er nimmt den Degen in die Linke und rückt auf die vierte Batterie los. Da streckt ihn ein Kartätschenschuß zu Boden. Seine Krieger tragen ihn aus dem Getümmel; aber da die Feinde schnell nachrücken, müssen sie ihn in einem Graben legen und seinem Schicksale überlassen. Die Kosacken fallen, grimmigen Raubthieren gleich, über den Unglücklichen her und reißen ihm die bluttriefenden Kleider vom Leibe. Da liegt der unsterbliche Sängler des Frühlinges, aus vielen Wunden blutend, nackt und bloß im Moraste. Russische Husaren, die vorbei flogen, werfen ihm aus Mitleid einen Mantel, etwas Brod und einen halben Gulden zu; aber andere Kosacken kommen nach und nehmen ihm diese Spenden wieder hinweg. So liegt er die ganze Nacht ohne Kleider, ohne Verband, ohne einen Labetrunk bis zur Mitte des andern Tages. In seine Wunden dringt das Wasser des Morastes und macht sie tödtlich. Endlich ließ ihn ein russischer Offizier, der bei dem Unglücklichen vorüberging, nach Frankfurt a. d. Oder bringen, und 11 Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Glieder und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. August an einer Verblutung starb. Die Russen, welche die Stadt inne hatten, gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Als der Trauerzug sich in Bewegung setzte, gemahrte man, daß der Sarg ohne Degen war. Ein russischer Offizier nahm den seinigen von der Seite und legte ihn mit Thränen im Auge auf den Sarg.

169. Schlacht bei Kunersdorf.

O Kunersdorf!
Auf deinem blut'gen Feld,
Umhüllt vom Pulverdampfe,
Da ist im schweren Kampfe,
Gefallen mancher Held.

O Kunersdorf!
Ein schwerer Donner brach
Hervor aus tausend Schländen,
In tiefen Moores Gründen
Wohl tönte manches Ach!

O Kunersdorf!
Das Herz des Preußen klagt.
Doch Gott und Friedrich leben;
Drum wird's bald Tröstung geben,
Getrost und unverzagt!

O Kunersdorf!
Welch' unabsehbar Weh!
Die treuen kühnen Streiter,
Die heldenmüth'gen Reiter
Im großen blut'gen See.

O Kunersdorf!
Der Frühlingsjäger fiel —
Er wird nun droben fliegen,
Wo Himmelsharfen klingen,
Im ew'gen Frühlingspiel.

170. Schlacht bei Liegnitz 1760.

Im August 1760 stand Friedrich mit 30,000 Mann bei Liegnitz in Schlesien. Ganz in der Nähe befanden sich zwei österreichische Heere, dreimal so stark, unter Daun und Laudon, und nicht weit von Breslau hatten sich 80,000 Russen festgesetzt. Mit Tagesanbruch sollte das preussische Lager von allen Seiten angegriffen und vernichtet werden. Die Oesterreicher waren des Sieges so gewiß, daß sie jubelnd ausriefen: „Diesmal soll uns die Berliner Wachtparade mit ihrem Könige nicht entgehen! Wir haben ihn im Sack, den wir nur zuzuschneiden brauchen!“ Friedrich erfuhr das Vorhaben der Feinde, sowie ihre Prahlerei und sprach lachend: „Sie haben nicht Unrecht, aber ich gedenke ein Loch in den Sack zu machen, das sie nicht wieder zunähen sollen.“ Mit Anbruch der Nacht verließ er mit seiner Heldenschaar das Lager, worin aber, um die Feinde zu täuschen, die

Wachfeuer fortbrannten, und stellte sich auf den Höhen bei Ziegenitz ganz in der Stille in Schlachtordnung. Dasselbe hatte auch Laudon vor. Es war eine herrliche Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, kein Lüftchen wehte. Das Gewehr im Arme, lagerten sich die Soldaten und hielten sich, da sie nicht singen durften, durch leise Gespräche munter. Der König saß auf einer Trommel, neben ihm der treue Zieten und andere Generale. Gegen 2 Uhr Morgens sprengt ein Offizier heran. „Wo ist der König?“ Friedrich springt auf und ruft: „Was giebt's?“ „Der Feind ist da und kaum 400 Schritte entfernt. Im Nu ist das Heer auf den Beinen. Rasch beginnt die Schlacht. Der erstaunte Laudon merkt, daß ihm die Preußen zuvorgekommen sind, hält sich aber tapfer und denkt: „Dann wird mir bald zu Hülfe eilen.“ Der hört aber nichts vom Kanonendonner, weil der Wind den Schall nach der entgegengesetzten Seite treibt, und schon nach drei Stunden haben die Preußen einen vollständigen Sieg erfochten. Die Morgensonne bescheint den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch einen angenehmen, rührenden Anblick. Das Regiment Bernburg war nämlich während der Belagerung von Dresden bei einem heftigen Ausfalle zum Weichen gebracht worden. Friedrich erblickte darin einen Mangel an Tapferkeit und bestrafte das Regiment auf eine Weise, die bis dahin in der preussischen Kriegsgeschichte ohne Beispiel war. Die Offiziere verloren ihre Huttressen, die Soldaten ihre Bandlitzgen auf der Uniform und ihre Pallasche; die Tambours durften den Grenadiermarsch nicht mehr schlagen. Das Regiment, bisher so stolz darauf, vom alten Dessauer gebildet zu sein, war nun zum Gespötte der Armee geworden. Mit dem festen Vorsatze, diese Schmach abzuwaschen, war es heute in den Kampf gegangen, und Wunder der Tapferkeit waren von ihm verrichtet worden. Das war von dem Könige nicht unbemerkt geblieben. Nach vollendeter Blutarbeit ritt Friedrich an dem tapferen Regimente vorbei und rief den Soldaten freundlich zu: „Kinder, Ihr habt eure Sache brav gemacht, sehr brav, ich danke Euch! Ihr sollt Alles wieder haben, Alles!“ Und das Regiment erhielt noch an demselben Tage die entzogenen soldatischen Waffen und Zierrathen zurück. Alles war vergeben und vergessen. Die Soldaten brachten dem Könige ein jubelndes Bebehoch, die Tambours schlugen voll Begeisterung den Grenadiermarsch.

171. Schlacht bei Torgau,

am 3. November 1760.

Bei Torgau, Tag der Ehre,
 Ritt selbst der Fritz nach Haus;
 Doch Bieten sprach: „Ich kehre
 Noch erst mein Schlachtfeld aus!“

Lh. Fontane.

Nach der Schlacht bei Liegnitz beabsichtigte der Feldmarschall Daun dem Könige Sachsen zu entreißen, um ihn dadurch zu zwingen, die kostbaren Winterquartiere in seinem eigenen Lande zu nehmen. Er legte sich deswegen mit dem Kern des österreichischen Heeres in ein sehr festes Lager bei Torgau. Seine Stellung war vorzüglich gut gewählt. Der linke Flügel stieß an die Elbe, der rechte war durch Anhöhen gedeckt und mit mächtigen Geschützreihen versehen; auf der Frontseite gewährten ihm Waldungen, Gräben, Teiche, Verhacks und Moräste genügende Sicherheit. In der Nähe der Hauptarmee stand unter Lascy noch ein zweites Heer, das durch eine Kette von Teichen auf beiden Seiten gedeckt war. Aus dieser Stellung, auf welche ein Angriff fast unmöglich schien, mußten die Feinde vertrieben werden. Friedrich, der sich das Bedenkliche eines solchen Unternehmens vollkommen bewußt war, fragte den alten Bieten, was er von der Sache halte. Dieser erwiderte: „Alle Dinge sind möglich, aber eins ist schwerer, als das andere!“ Das gab den Ausschlag. Der König entwarf den Schlachtplan. Er war kühn und erhaben. Der Rückzug über die Elbe sollte den Desterreichern abgeschnitten werden und dadurch den Ueberrundenen und Flüchtlingen bloß die Wahl bleiben, durch's Schwert zu fallen, sich in den Fluß zu stürzen oder sich gefangen zu geben. Beide Flügel der Feinde sollten auf ihren Mittelpunkt geworfen werden. Friedrich theilte sein Heer in zwei Theile. Eine Abtheilung wollte er selbst, die andere sollte Bieten führen. Der Angriff des Corps unter Lascy auf den Stiptiger Höhen sollte Bieten's erste Unternehmung sein. War er hier siegreich und gelang es auch dem Könige, mit der andern Hälfte die feindliche Hauptarmee zu schlagen, so waren die Desterreicher ohne Rettung verloren. In vier Heersäulen rückte Friedrich in den Torgauer Wald ein. Auf der domischen Haide stieß er auf feindliche Grenadiere, Croaten, Dragoner und Husaren, die sich eiligst nach dem Hauptheere zurückzogen. Bald darauf gerieth ein österreichisches Dragonerregiment, das von dem Anzuge der Preußen

Rorussia.

nichts wußte, zwischen deren Heersäulen. Während auf Befehl des Königs von dem Fußvolke schleunigst die Ausgänge des Waldes besetzt wurden, umzingelte die Reiterei das feindliche Regiment von allen Seiten, wobei sich die Zieten'schen Husaren besonders rühmlichst auszeichneten, und was von den eingeschlossenen Dragonern nicht niedergehauen wurde, streckte die Waffen. Nachmittags gegen drei Uhr erreichte der König mit einer Abtheilung seiner Grenadiere den Feind. Das übrige Fußvolk, die Reiterei und sämmtliches schweres Geschütz war noch zurück. Da in der Gegend, wo nach der Meinung Friedrich's Zieten mit seiner Heeresabtheilung stehen muß, Kanonendonner beginnt, so glaubt er, dort sei die Schlacht schon im Gange und macht auch seinerseits den Angriff. Es war aber nur ein Vorpostengefecht, und Zieten hatte den Feind noch lange nicht erreicht. Die preussischen Grenadiere werden inzwischen von Daun mit einem so furchtbaren Geschützfeuer empfangen, wie es vielleicht seit der Erfindung des Schießpulvers nicht erlebt worden war. Vierhundert Kanonen sprüheten un-
aufhörlich Tod und Verderben. Ihre Wirkung ist gräßlich. Reihenweise werden die Preußen nieder geschmettert. Ein Theil derselben stand im Saum des Waldes. Auch dahin flogen die feindlichen Kugeln. Bäume stürzten zusammen, ein ungeheurer Eichenast schlug unmittelbar vor dem Könige nieder und tödtete zwei Mann. Binnen einer halben Stunde lagen 5,500 Grenadiere wie niedergemäht auf dem Erdboden, noch im Tode geordnet. Raum hatten sie einmal ihr Gewehr abfeuern können. Inzwischen rückten neue Truppen aus dem Walde heran. Bevor sie aber dem Feinde in's Angesicht schauen können, stürzen die Wipfel der Bäume, von den Kugeln zerschmettert, auf ihre Häupter. Der Donner der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald. Die krachenden, Alles betäubenden Schüsse, waren gleichsam die Posaunen des Todes. Ein neuer Kampf beginnt; auf's Neue speien die vierhundert feindlichen Kanonen ihr mörderisches Feuer aus. Schwere Regenwolken, die den Himmel bedecken, zerreißen durch die Erschütterung der Luft und entladen ihre Fluthen über den Kampsenden. Die Kartätschen der Oesterreicher wütheten schrecklich unter den Preußen. Ganze Rotten werden weggerafft; dennoch verloren sie den Muth nicht. Wo eine Lücke entsteht, rücken sie zusammen; wo alte Offiziere stürzen, treten junge an ihre Stelle. So geht es vorwärts. Anhöhen werden erstiegen, Batterien erobert. Das dauert aber nicht lange. Die ganze preussische Reiterei ist noch zurück; auch die schweren Geschütze sind noch nicht zur Stelle. Das benützt Daun und führt frische Truppen auf den Kampfplatz. Seine Kürassiere richten unter

dem preussischen Fußvolke ein entsetzliches Blutbad an und treiben sie in den Wald zurück. Da endlich kommt die Reiterei zu Hülfe; doch auch sie wird zurückgeschlagen. Ein neuer Angriff aber ist glücklicher. Eine bewunderungswürdige Tapferkeit beweist der Oberst Dallwig als Anführer des Kürassierregiments Spaen. Dies allein wirft sich der ganzen feindlichen Reiterei entgegen, treibt sie zurück, dringt darauf in das österreichische Fußvolk, sprengt es auseinander und macht einige Tausend Gefangene. Darunter befand sich auch das Regiment des Kaisers. Die ganze feindliche Linie ist in Gefahr. Da aber stürzt von allen Seiten die feindliche Kavallerie herbei und die Preußen müssen wieder weichen. Mitten im Getümmel und Kugelregen hält der König. Von der ausgewählten Erde ist sein Pferd in steter Bewegung. Eine Kanonenkugel schlägt dicht bei ihm durch die Trommel eines Tambours; das Pferd eines Trompeters wird scheu und geht mit ihm durch. Der kurze Novembertag ist zu Ende, und die Schlacht scheint für den König verloren zu sein. Daun schickt Boten mit der Siegesnachricht nach Wien. Doch er hatte zu früh triumphirt; die Freude sollte sich in Traurigkeit verwandeln. Der alte Zieten war noch da. Nachdem er die schwierigsten Hindernisse besiegt, hatte er gegen Abend den Feind erreicht. Sogleich war er mit Trommelschlag und Kanonendonner die Stüptitzer Höhen hinaufgerückt, hatte eine große feindliche Batterie erobert und die Feinde völlig in die Flucht geschlagen. Die Abendsonne war den Preußen noch blutig untergegangen, der Abendstern aber hatte ihnen zum Siege geleuchtet.

Nach Beendigung des Kampfes herrschte große Verwirrung auf dem Schlachtfelde. Freund und Feind irrten in großen und kleinen Schaaeren theils im Walde, theils auf der Wahlstatt im freien Felde umher. Preußen stießen auf Oesterreicher, Oesterreicher auf Preußen. Der stärkere nahm den schwächern Theil gefangen. Endlich brannten zahlreiche Wachtfeuer im Torgauer Walde. Freund und Feind folgt dem lockenden Scheine, um der empfindlichen Kälte bei dem wärmenden Feuer zu entgehen. Niemand denkt daran, den Andern zu vertreiben; die gemeinschaftliche Noth macht sie alle einig. Da Keiner weiß, wer die Schlacht gewonnen hat, so kommen sie mit einander überein, sich am Morgen dem Sieger zu ergeben. Traurig war der Zustand der Verwundeten. Zu Tausenden lagen sie hilflos auf der kalten feuchten Erde und seufzten nach Erquickung, die ihnen Niemand reichen konnte. Wer sich noch eben fortzuschleppen vermochte, suchte das nächste Dorf auf, Wenige konnten es aber in der Finsterniß erreichen. Vielen Unglücklichen war noch eine besondere Marter vor-

behalten. Troßknechte, Bauern der Umgegend, rohe Weiber schwärmten in der Blutnacht umher und plünderten sie; nicht einmal das Hemd wurde den Verwundeten gelassen. Ihr Klag- und Jammergeschrei verhallte vergebens im Dunkel der Nacht.

Der König selbst brachte die Nacht in trüben Gedanken zu. Seine besten Truppen lagen auf dem Schlachtfelde. Er selbst war verwundet und doch war nach seiner Meinung noch nichts entschieden. Von dem glänzenden Erfolge Zieten's hatte er keine Ahnung. Während der Nacht saß er in der Kirche des Dorfes Elsnig auf den Stufen des Altars und schrieb beim schwachen Scheine einer Lampe seine Befehle für den nächsten Tag. Er wollte nochmals den Feind angreifen. Mit Sehnsucht erwartete er den Morgen. Schon während der Nacht schickte er Boten an Zieten ab, erhielt aber keine genügende Nachricht. Als der Tag anbricht, besteigt er ein Pferd und reitet zum Dorfe hinaus. Da taucht plötzlich aus dem grauen Nebel ein Trupp Reiter in weißen Mänteln vor ihm auf. Es ist Zieten mit seinen Husaren. Im Galopp sprengt er auf den König zu und ruft ihm entgegen: „Ew. Majestät, wir haben den Feind geschlagen, er zieht sich zurück.“ Und im Augenblicke stürzen Beide vom Pferde und liegen einander in den Armen. Der alte Feldherr weint wie ein Kind und kann kein Wort weiter hervorbringen. Endlich wird er seiner Gefühle wieder Herr und ruft den übrigen Kriegern zu: „Der König hat die Schlacht gewonnen, der Feind ist völlig geschlagen. Hoch lebe unser großer König!“ Und alle stimmten jubelnd ein: „Unser großer König soll leben hoch! Aber unser Vater Zieten, unser Husarenkönig lebe auch!“

172. Die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges.

Das Jahr 1760 hatte dem Könige zwei glorreiche Siege gebracht; bei Liegnitz hatte er über Laudon, bei Torgau über Daun triumphirt; dagegen waren aber auch herbe Verluste nicht ausgeblieben. Die Russen waren in seine wehrlose Hauptstadt eingefallen und hatten ihr eine Brandschatzung von zwei Millionen Thalern auferlegt. Darauf waren die Oesterreicher gekommen und hatten einen Theil der Stadt geplündert und einen ungeheueren Schaden angerichtet. Am ärgsten aber hatte ein Regiment Sachsen in Charlottenburg ge-

haust. Sie waren in das Schloß eingebrochen, hatten die kostbaren Möbel zertrümmert, die Gemälde und Tapeten zerschnitten, die Thüren und Dielen zerhackt und selbst die königliche Kapelle ausgeplündert. Glücklicherweise waren aber die Feinde aus Furcht vor dem Könige bald wieder abgezogen.

Friedrich war übrigens in einer gar schlimmen Lage. Immer dunkler wurde die Zukunft. Die Unversöhnlichkeit, mit welcher ihn seine Feinde verfolgten, regte auch in ihm einen Durst nach Rache auf, den er nicht verhehlen konnte. „Es ist hart für einen Menschen,“ sagt er in einem seiner Briefe, „zu tragen, was ich trage. Ich fange an zu fühlen, daß, wie die Italiener sagen, Rache ein Vergnügen für die Götter ist. So verwildert der Krieg die Menschen!

Mit stetem Ruhme, aber mit abwechselndem Erfolge kämpfte der König das Jahr 1761 hindurch. Das Ergebniß dieses Feldzugs war für Preußen im Ganzen unheilvoll. Zwar wurde keine große Schlacht von dem Feinde gewonnen, aber trotz der verzweifelten Sätze des gehetzten Löwen, schloß sich der Kreis der Verfolger dichter und dichter um ihn. Laudon überrumpelte die wichtige Festung Schweidnitz. Mit diesem festen Platze ging fast die Hälfte von Schlesiens und die Beherrschung der wichtigen Gebirgspässe auf die Oesterreicher über. Gegen das Ende des Jahres fiel auch Colberg in die Hände der Russen. Dazu kam noch, daß die Engländer dem Könige die bisher geleisteten Hülfsgelder verweigerten. Das Land war so vollständig verheert, daß Friedrich nach seinem eigenen Bekenntnisse nicht mehr im Stande war, zu begreifen, wo er Rekruten, Pferde und Kriegsmaterialien hernehmen sollte. Um sich in dieser verzweifelungsvollen Lage einige Hülfsmittel zu verschaffen und um den Feinden einen empfindlichen Verlust zu bereiten, ließ er die sächsischen, polnischen, russischen und andern Münzstempel nachmachen und durch seinen Hauptmünzunternehmer, den Juden Veitel Ephraim, viel schlechtestes Geld ausprägen, worunter die sächsischen Drittelthaler nur stark verfilbertes Kupfer waren. Man nannte sie Blechfappen und Ephraimiten und reimte auf sie:

Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Freis und innen Ephraim.

Um Breslau und Meisse zu decken, bezog der König im October ein festes Lager bei Strehlen. Dort kam eine seltsame Gesandtschaft zu ihm. Ein Tartarenfürst ließ ihm seine Freundschaft und ein Bündniß anbieten. Dies kam wirklich zu Stande und der Chan

versprach, im nächsten Jahre 16,000 Mann nach Schlessien zu schicken und zugleich die Russen im Rücken anzugreifen. Ebenso wurde ein Bündniß mit dem türkischen Sultan abgeschlossen, welcher bei Belgrad ein drohendes Heer gegen Oesterreich zusammenzog.

173. Der Verräther Warfotsch.

Zwei Meilen von Strehlen wohnte auf seinem Gute Schönbrunn der Baron von Warfotsch. Derselbe war sehr häufig um den König und schien ihm in aufrichtiger Treue ergeben; im Herzen hatte er aber den schändlichen Plan gefaßt, denselben lebendig oder todt in die Hände der Oesterreicher zu liefern, um dadurch am kaiserlichen Hofe sein Glück zu machen. Er trat deshalb mit dem österreichischen Obersten von Wallis durch einen Zwischenträger, den katholischen Pfarrer Schmidt in Siebenhuben, in einen geheimen Briefwechsel. Dem Jäger Matthias Kappel wurde manche Aeußerung seines Herrn und dessen Briefwechsel höchst verdächtig. Als er nun noch am 29. November, an welchem Tage auch Schmidt auf Schönbrunn gewesen war, einen Brief von dem Baron an den Obersten von Wallis erhielt, den er früh vor Tage dem Pfarrer Schmidt bringen sollte, fühlte er sich von seinem Gewissen getrieben, den Brief zu erbreehen. Er findet seinen Verdacht bestätigt. Seine Entdeckung theilt er dem evangelischen Pfarrer Gerlach mit, der nimmt eilig eine Abschrift von dem Briefe, die er an Schmidt absendet. Den Brief selbst aber überreicht Kappel mit zitternden Händen dem Könige in Boisfelwitz bei Strehlen. Der Plan war, in der Nacht sollten zehn Dörfer in der Umgegend von Strehlen in Brand gesteckt werden. Dadurch würde, wie man meinte, die geringe Bedeckung des Königs die Aufmerksamkeit auf ihren Herrn verlieren und es dann leicht werden, denselben gefangen zu nehmen. Der König, durch die Vorsicht des Jägers Kappel aus der drohenden Gefahr gerettet, befahl die beiden Hochverräther gefangen zu nehmen. Sie sollten enthauptet und ihre Körper gebiertheit werden; allein Warfotsch entwischte durch die Unvorsichtigkeit des Offiziers, der ihn greifen sollte; auch dem Pfarrer Schmidt gelang es, zu entkommen. Das Urtheil konnte daher nur, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, an ihren Bildnissen vollzogen werden.

Der Oberst von Wallis, früher ein geachteter Offizier, erntete Schmach und Verachtung bei Freund und Feind. Die Preußen aber jubelten und dankten Gott mit Inbrunst für die Rettung ihres theueren Königs.

174. Das Ende des Krieges.

Nach menschlicher Berechnung mußte das Jahr 1762 dem Könige den Untergang bringen; allein auch hier bewährte sich das alte Sprichwort: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.“ In den ersten Tagen des Januar starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, Friedrichs bittere Feindin. Der Thronerbe, Peter III., war ein begeisterter Verehrer des großen Königs und schloß nicht nur gleich nach seiner Thronbesteigung mit Preußen Frieden, sondern ließ auch seinen General Tschernitschew mit 20,000 Mann zu Friedrichs Heere stoßen. Schweden schloß ebenfalls Frieden mit Preußen. Welch ein plötzlicher Wechsel der Dinge! Nun konnte der König seine ganze Kraft gegen die Oesterreicher wenden. Sein erstes Unternehmen war auf die Festung Schweidnitz gerichtet; allein in der Nähe derselben auf den Höhen bei Burkersdorf, hatte Daun mit einem starken Heere eine fast unangreifbare Stellung eingenommen. Vergebens sucht ihn Friedrich von den Höhen herabzulocken. Eine Woche nach der andern verging. Eben war der König im Begriffe, den Sturm zu wagen, als plötzlich die Kunde aus Petersburg eintraf, daß Peter III. ermordet und seine Gemahlin Katharina II. als Kaiserin ausgerufen sei. Das war ein harter Schlag für den König, denn er mußte in der neuen Kaiserin eine Feindin erblicken. Tschernitschew wurde abgerufen. Friedrich suchte aber den russischen Feldherrn durch seine unwiderstehliche Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß er ihm verspräche, noch drei Tage mit seinem Heere bei ihm zu bleiben. Tschernitschew bewilligte es mit den Worten: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Sire! Was ich zu thun verspreche, wird wahrscheinlich mein Leben kosten; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe!“ Friedrich benutzte die drei Tage vortreflich. Er griff die Oesterreicher an und schlug sie. Die Russen standen mit in Schlachordnung, kämpften aber nicht. Katharina II.

bestätigte den Frieden mit Preußen. Auch Frankreich trat vom Kriegsschauplatz ab, da sah sich auch Maria Theresia genöthigt, ihren stolzen Sinn zu beugen, und der Hubertsburger Frieden im Jahre 1763 machte dem Kriege ein Ende. Friedrich behielt Schlesien.

175. Preußen nach dem siebenjährigen Kriege.

Der Friede von Hubertsburg war geschlossen; Friedrichs Feinde hatten Schlesien seiner eisernen Faust nicht entreißen können. Nicht einen Fußbreit Landes trat er ab. Aus der ungeheuren Gefahr, von seinen Feinden zermalmt zu werden, war er gerettet. Sein Ruhm war über allen Meid erhaben. War er auch nicht in jeder Schlacht Sieger gewesen, so hatte er doch ein in der Geschichte einziges Beispiel gegeben, was Fähigkeit und Entschlossenheit gegen die größte Uebermacht zu vollbringen im Stande ist. Er zog im Triumphe in Berlin ein. Mehr als sechs Jahre waren dahin gegangen, seit er seine Hauptstadt zuletzt sah. Sie war glänzend erleuchtet, und als Friedrich in einem offenen Wagen, mit Ferdinand von Braunschweig, dem Sieger von Minden und Oesfeld, an seiner Seite, durch die Straßen fuhr, grüßte ihn die Menge mit lautem Jubelruf und Segenswünschen. Er wurde durch diese Zeichen von Anhänglichkeit bewegt und rief wiederholt aus: „Lang lebe mein theures Volk, lang leben meine geliebten Kinder!“
Trotz der Ausschmückungen konnte er doch überall die Spuren von Zerstörung und Verfall wahrnehmen. Die Stadt war mehr als einmal geplündert worden. Die Bevölkerung hatte sich beträchtlich vermindert. Im Vergleich mit den übrigen Theilen des Königreiches hatte Berlin jedoch wenig erlitten. Die Zerstörung von Privatvermögen, die Noth aller Stände war so gewesen, daß es das festeste Herz erschüttern mußte. Fast jeder Theil des Landes war der Schauplatz des Krieges und eines mit schonungsloser Wildheit geführten Krieges gewesen. Kroatensoldaten hatten in Schlesien unmenschlich gehaust. Kosacken waren zu Tausenden gegen Pommern und Brandenburg losgelassen worden. Die Contributionen allein, die von den habgierigen Feinden erhoben worden waren, beliefen sich, wie man sagte, auf mehr als hundert Millionen Thaler, und der Werth von dem, was sie erpreßten, war wahrscheinlich nicht viel geringer, als der Werth von dem, was sie zerstörten. An vierzehntausend Häuser lagen in Asche. Die

Felder waren unbebaut; selbst die Ausfaat war in der Wuth des Hungers aufgezehrt worden. Hungersnoth und durch Hungersnoth hervorgerufene ansteckende Krankheiten hatten die Heerden großen und kleinen Viehes hingerafft, und es gab Grund zu fürchten, daß eine große Pestilenz unter dem Menschengeschlechte im Gefolge dieses entsetzlichen Krieges aufzutreten im Begriffe stehe. Die Bevölkerung des Staates hatte in den sieben schweren Jahren bedeutend abgenommen. Den sechsten Theil der ganzen waffenfähigen Mannschaft hatte der Krieg aufgerieben. In einigen Gegenden wurden zur Erntezeit nur Weiber bei der Feldarbeit gesehen. Halb niedergebrannte Dörfer, von allen Bewohnern verlassen, standen traurig da. Das Ansehen von Gesetz und Obrigkeit war gesunken. Es war kaum zu glauben, daß dreißig Jahre der Ruhe und des Fleißes den durch sieben Jahre der Verödung angerichteten Schaden wieder gut machen würden.

176. Friedrich als Landesvater.

König Friedrich verstand nicht bloß Heere zu führen und Schlachten zu gewinnen, auch im Frieden war er ein großer Mann. Unter seinen schaffenden Händen blühte das Land in kurzer Zeit fast wunderbar wieder auf. Was er jenen jammernden Landleuten tröstend zugerufen: „Kinder, habt Geduld, ich will Alles wieder aufbauen lassen!“ hat er redlich gehalten. Aus den zu einem neuen Feldzuge bereits gefüllten Magazinen ließ er den verarmten Bauern Brod und Saat Korn reichen und schenkte ihnen 35,000 Militärpferde zu Zugthieren. Hier unterstützte er mit baarem Gelde verarmte Familien, dort erließ er Steuern und Abgaben. Schon im ersten Friedensjahre erhielt Küstrin 684,000, die übrige Neumark 768,000, Pommern 1,300,000, Landshut 200,000 Thaler, Striegau, Halle, Halberstadt jede 40,000 Thaler; andere Städte weniger. In Oberschlesien ließ er in 15 Jahren über 200 neue Dörfer anlegen. In Schlesien baute er 8000, in Pommern und der Neumark 4000 Häuser. In 24 Friedensjahren hat er seinem Volke 24 Millionen Thaler geschenkt. Daß er seinem Lande so große Wohlthaten erweisen konnte, verdankte er hauptsächlich der Sparsamkeit. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehöre. Als ihm die Einwohner der abgebrannten Stadt Greifenberg in Schlessen für die geschenkten Baugelder dank-

ten, gab er ihnen die schöne Antwort: „Ihr habt das nicht nöthig; meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen, das ist meine Schuldigkeit, dafür bin ich da;“ und als er die Oberbrücke zur Anlegung vieler neuer Dörfer hatte urbar machen lassen, rief er freudig aus: „ich habe eine neue Provinz gewonnen!“ Während andere Fürsten und ihre Minister die Schweißtropfen ihrer Unterthanen verpraßten, bedurfte er für seine Person äußerst wenig. Nicht selten erschien er in geflickten Kleidern. Seine langen kalbledernen Stiefel wurden selten gewichst oder geschmiert und sahen meist fuchsroth aus. Selten ließ er sich etwas Neues machen. Einen ganz abgetragenen Rock befahl er zu wenden, weil das Tuch daran von besonderer Güte sei. In seiner Haushaltung erübrigte er jährlich eine Million Thaler. Während er an seinem Hofe 60 Kammerherren hielt, hatten Sachsen und Württemberg deren 2- bis 300, Bayern 4- bis 500. Alle wüsten Plätze ließ der König anbauen. Zu beiden Seiten der Landstraßen mußten Obstbäume gepflanzt werden. Seinen Landrätthen empfahl er den Anbau von Waid, Kümmel, Anis, Krapp, Saffor und Futterkräutern. Besonders ließ er sich den Anbau der Kartoffel angelegen sein. Hierbei stieß er, namentlich bei den pommerschen Bauern, auf Widerstand. Als er ihnen Saatkartoffeln schenkte, setzten sie dieselben nicht. Das verdroß den König. Er mußte aber Rathy. Als es wieder Frühjahr wurde, schenkte er ihnen neue. Damit diese aber nicht auch ungepflanzt bleiben möchten, befahl er seinen Soldaten, dieselben auch gleich unter die Erde zu bringen. Die Bauern lachten darüber, ließen es aber geschehen. Die Ernte haben sie aber selber gehalten und im nächsten Jahre auch neue gepflanzt. Diese weise Strenge war von gesegneten Folgen. Als in den Hungerjahren 1771—1772, wo in Böhmen 180,000, in Sachsen 100,000 Menschen Hungers starben, wo Baumrinde gebacken und Gras gekocht wurde, war in Preußen die Noth erträglich, und noch 20,000 einwandernde Böhmen fanden Lebensunterhalt.

Nicht weniger Sorge trug der König für Fabriken und Gewerbe. Er beförderte den Seidenbau und die Schafzucht, ließ spanische Schafe in's Land bringen, Porzellan und Zuckerrfabriken anlegen, Kanäle bauen etc. Zur Erhebung der Steuern verschrieb er sich geschickte Beamte aus Frankreich. Diese brachten zwar eine bessere Ordnung in die Verwaltung, wodurch bedeutend mehr Steuern einliefen; allein der Uebermuth und die Strenge, womit diese Franzosen die königlichen Gefälle eintrieben, erregten viel Unwillen im Lande. Man nahm es dem Könige übel, daß er fremden Spitzbuben den Beutel seiner Unterthanen

anvertraute. Um die Einnahme des Staats zu vergrößern, richtete Friedrich ein Taback- und Kaffeemonopol unter eigener Verwaltung ein und belegte diese überflüssigen Gegenstände mit höheren Steuern, die aber dem Lande wieder zu Gute kamen. Auf seiner jährlichen Reise durch seinen Staat war Friedrich ein sehr scharfer Beobachter; Nichts entging seinen Blicken. Ackerbau, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Schule und Rechtspflege, das Große wie das Kleine ward von ihm beachtet. Jedem seiner Unterthanen war er ein gnädiger König, ein gerechter Richter. Für das Schulwesen erließ der König eine treffliche Verordnung, worin er sagte, auf einer vernünftigen und christlichen Unterweisung der Jugend zur Gottesfurcht und zu andern nützlichen Dingen beruhe das wahre Wohlssein des Staates. Zu einer durchgreifenden Verbesserung des Volksschulwesens kam es jedoch nicht; die meisten Landschulen blieben mit schlechtbesoldeten Lehrern aus dem Handwerkerstande besetzt. In Glaubenssachen war der König äußerst duldsam. Jeder Unterthan konnte nach seiner eigenen Weise Gott verehren, wenn seine Lehren und Religionsübungen nur nicht der Ruhe des Staates oder den guten Sitten nachtheilig waren. Den Katholiken erbaute er in Berlin die erste Kirche. Er selbst war von einer aufrichtigen Ehrfurcht vor dem Höchsten erfüllt. Die Lehren des Christenthums rünkten ihm bewundernswerth; doch suchte er in einem tiefern religiösen Glauben seine Glückseligkeit nicht. Daß der von Frankreich her verbreitete Unglaube auch bei uns eine Stätte fand, geschah nicht ganz ohne seine Schuld.

Die gewissenhafteste Sorgfalt widmete der König der Gerechtigkeitspflege. Jedem Bürger sein Eigenthum sichern und ihn so glücklich zu machen, als die Natur des Menschen es gestattet, das ist die Pflicht des Fürsten, so sprach der große König, und den Richtern befahl er, ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen unparteiisch Recht zu sprechen und nicht die Seufzer der Wittwen und Waisen und anderer Bedrängten auf ihr und ihrer Kinder Haupt zu laden. Ganz besonders wurde noch eingeschärft, daß die Richter zwischen Privatpersonen und dem Staate lediglich das beschworene Recht und nicht etwa eine Rücksicht auf den König obwalten lassen sollten.

Friedrich konnte in den heftigsten Zorn gerathen, wenn er glaubte, ein Richter habe zu Gunsten eines Vornehmen gegen arme Leute entschieden. Nicht selten mischte er sich dann persönlich in die Streitigkeiten, und wenn sich sein Verdacht bestätigte, so strafte er streng. Davon ein Beispiel:

177. Der Müller Arnold.

Der König gestattete jedem, auch dem geringsten Unterthan Zutritt. Wer ihm etwas vorzutragen hatte, stellte sich unter eine Linde vor dem Schloßfenster zu Potsdam, die deswegen auch die Bittschriftenlinde genannt wurde. Wenn Friedrich in dem Schlosse anwesend war, sah er zuweilen hinaus, und wer dort stand, konnte sicher sein, daß er vorgelassen wurde. So hatten sich auch an einem heißen Sommertage im August 1779 zwei arme Bauersleute, ein Mann und eine Frau, unter der Bittschriftenlinde eingefunden und vom frühen Morgen an sehnüchlich nach dem Schloßfenster geblickt. Der Vormittag war vergangen, der heiße Mittag war vorüber, der Abend rückte heran, aber noch immer hatte der alte Fritz nicht: „Herein!“ gerufen. Da fuhr auf einmal ein Wagen vor, ein Bedienter öffnete den Schlag, und der König stieg heraus. Sogleich bemerkte er die Bauersleute, nahm ihre Bittschrift an, und da die Frau sagte, in dem Papier da stehe noch lange nicht Alles, und sie könne noch viel mehr dazu sagen, beschied er die Leute am folgenden Tage zu sich. Es waren der Müller Arnold und seine Frau von der Krebsmühle bei Pommerzig in der Neumark. Sie erzählten dem Könige, sie hätten bisher von dem Grafen von Schmettau eine Mühle in Erbpacht gehabt; ihr Pachtherr habe ihnen aber, um einen Karpfenteich anzulegen, das Wasser zu der Mühle abgeleitet, so daß sie nicht mehr hätten mahlen können. Da sie nun dadurch mit ihrer Abgabe an Korn als Erbpacht im Rückstande geblieben, so habe sie der Graf Schmettau gewaltsam und mit Prügelein aus ihrem Eigenthume vertrieben und die Mühle verkauft. An die Gerichte hätten sie sich vergebens gewandt, überall seien sie abgewiesen worden, und nähmen nun ihre letzte Zuflucht zur Gnade und Gerechtigkeit ihres Königs. Friedrich fragte die Leute genau aus, ließ ein Protokoll darüber aufnehmen und theilte der Regierung zu Küstrin mit, daß er die Sache durch eine unparteiische Commission untersuchen lassen wolle, zu welcher er den Obersten von Heusing bestimmt habe, dem die Regierung Jemanden aus ihrer Mitte begeben möge. Die Regierung bestimmte dazu den Regierungsrath Neumann. Die beiden Männer begaben sich an Ort und Stelle, konnten sich aber nicht einigen. Der Regierungsrath erklärte sich für den Grafen Schmettau, der Oberst aber berichtete an den König, daß dem Müller Gewalt und Unrecht geschehen sei. Friedrich glaubte letzterem mehr und verwies

auf dessen Rath die Sache an das Kammergericht zu Berlin mit dem Befehle, den Prozeß schnellig zu Ende zu führen. Aber auch das Kammergericht bestätigte alle früheren Entscheidungen. Nun meinte Friedrich, daß die Richter nur dem Adligen zu Gunsten ihr Urtheil gesprochen hätten und überdies seinem auf Unparteilichkeit gerichteten Willen zu trotzen versuchten. Wegen solches parteiisches und trotziges Wesen wollte er ein für alle Mal ein warnendes Beispiel aufstellen. Er ließ den Großkanzler von Fürst mit den drei Räten, welche die Sache entschieden hatten, vor sich kommen; sie fanden ihn in seinem Zimmer, durch starkes Podagra gerade in besonders gereizter Stimmung. Mit heftigen Worten hielt er ihr Benehmen vor, sowie es ihm erschienen war. „Sie müßten wissen,“ sagte er, „daß der geringste Bauer und Bettler ebensowohl ein Mensch sei, wie der König. Ein Justizcollegium,“ fügte er hinzu, „das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, wie eine Diebesbande: vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung.“ Den Großkanzler von Fürst entließ er mit den Ausdrücken der größten Ungnade aus seinem Amte, die drei Räte wurden ebenfalls abgesetzt und auf die Festung gebracht. Dasselbe widerfuhr den Richtern, welche früher in der Sache zu entscheiden gehabt hatten. Der Vorfall erregte nicht in Preußen allein, sondern in ganz Europa das allgemeinste Aufsehen: überall wurde die strenge Gerechtigkeitsliebe des Königs gepriesen, welche auch dem Geringsten seiner Unterthanen sein Recht zu verschaffen bemüht sei. Auch ist nicht zu leugnen, daß das Beispiel, welches er hier aufgestellt, gewiß einen tiefen Eindruck auf die Richter machte. Um so mehr bleibt zu bedauern, daß gerade in diesem Falle, wo er sich gegen seine Gewohnheit einen Machtspruch erlaubte, sein Zorn auf unschuldige Häupter fiel.

Büße aus dem Leben Friedrich II.

178. Die Execution.

„Wer da wiederbringt den Deserteur,
 Dreißig preuß'sche Thaler sein Douceur.“
 Borgetrommelt ward's der Kompanei —
 Pfeisend in die Trommel-Melodei
 Aber macht ein jeder Kam'rad sich
 Seinen Text noch zu absonderlich,
 Als da lautet: — Dreißig Schweden mir,
 Aber sechsmal Gassen laufen dir —
 I, so lauf', so weit der Himmel blau!
 In der Nacht sind alle Kagen grau!
 Und alle melden, die da commandirt:
 „Der Deserteur, Herr Hauptmann, ist happirt“ —
 Nur Einer spricht: „„Ich bring' den Deserteur!““
 Und bringet seinen eignen Bruder her.
 „Schwer Geld!“ spricht der Kap'tain beim Dreißig zählen,
 Und Jener spricht: „„Herr Hauptmann, zu befehlen.““
 Der Bruder durch die heiße Gasse läuft,
 Daß ihm der blut'ge Schweiß von Leibe träuft,
 Und als er durchgelaufen dreimal schon,
 Da tritt sein Bruder in die Execution.
 „„Herr Hauptmann,““ spricht er, „„halten's mir zu Gnad',
 Spricht ungefragt ein Wort 'mal ein Soldat.
 Ihr wollet mich die andern dreimal Gassen
 In Gnaden für den Bruder laufen lassen!““
 „Pact's, Kerl, Dich an Deiner armen Seelen?“
 Und Jener spricht: „„Herr Hauptmann, zu befehlen!
 Herzvater schrieb ein Schreiben an uns Weid',
 Klein war der Brief, doch groß das Herzeleid:
 Verschuldet ist durch Krankheit, Noth und Gram
 Um ganzer dreißig Thaler mir mein Kram;
 Mein Gläubiger dränget mich aus Hof und Haus,
 Zahl ich nicht stracks ihm seinen Glauben aus.
 Ich kann's doch nun und nimmermehr erwerben
 Und muß an dreißig Thaler ganz verderben.

Da dachten wir in unsers Herzens Drang:
 Es ist doch unser Vater lebelang;
 Und dachten auch: ein graues Leid ist hart,
 Und Herz nicht haben, kein' Soldaten Art;
 Davon noch laufen soll der Mann!
 Viel lieber laufe, wer noch laufen kann.
 Soll Einer laufen — nun so laufen wir;
 Wir loosen, Bruder, drum — dir oder mir.
 Und machten Loose nach Soldatenbrauch;
 Zwei Stück, ein weißes und ein schwarzes auch:
 Weiß, der für seinen Vater läßt das Blut,
 Schwarz, der Verräther ist um schändes Gut.
 Und nun, Herr Hauptmann, halten's mir zu Gnaden!
 Wie es nun weiter kam, das zu errathen
 Ist keine Hexerei — doch, wie's mir flog
 Hier unter'm Knopf, als ich den Judas zog,
 Das soll mit Permission vor Euer Gnaden
 Kein Hundsfott weiter wohl errathen.
 Wie Gott will, dacht' ich, faßt' mein Herz fest,
 Daß es mich nicht in schwerer Noth verläßt;
 Nun bricht's mir doch in tausend Stücke hin,
 Dieweil ich sein lieber Bruder bin.““
 Der Hauptmann sprach: „Mein Sohn, der Deferteur
 Kriegt sechsmal — und du das Douceur —
 Wie die Artikel lauten, so geschicht's,
 Und daran ändert auch kein Teufel nichts;
 Doch hat's damit nicht allzugroße Eile.
 Gemeldet werd' der Casus mittlerweile
 In's Hauptquartier an Seine Majestät,
 Dieweil da Gnade gern vor Recht ergeht.“
 Und seine Majestäten resolviren:
 „Executiones weiter nicht zu executiren;
 Wer für den Vater also macht die Gassen,
 Wird's auch für's Vaterland nicht unterlassen.
 Und da ein gut Exempel förderlich,
 Sind Corporals sie Beide — Friederich.“

E. F. Scherenberg.

179. Der Leibkutscher Pfund.

Des Königs Leibkutscher Pfund war ein eigensinniger, grober Mensch, aber seinem Herrn durchaus treu ergeben. Das Fahren verstand er aus dem Fundamente, hielt aber sein Amt für das wichtigste im Staate. Als Friedrich einmal nach Schlessien reisen wollte, um dort Heerschau zu halten, wurde Pfund von einem hitzigen Fieber überfallen. Man theilte diesen Vorfall dem Könige mit und fragte bei ihm an, wer ihn fahren solle. Friedrich, der sich seit 36 Jahren an Pfund gewöhnt hatte und die außerordentlich starke Natur dieses Mannes, so wie seine unbegrenzte Ergebenheit gegen ihn kannte, schrieb ihm eigenhändig, da er krank sei, werde er seine Reise wohl einstellen müssen, denn die andern Stallleute könnten ja nicht fahren. Als Pfund den Brief mit der Aufschrift: „An meinen lieben Leibkutscher“ erhielt, lag er gerade in der stärksten Fieberhitze. Dessenungeachtet befahl er, daß man ihm den Brief vorlese, da er selbst ihn nicht lesen konnte. Der Inhalt des Schreibens ging ihm außerordentlich zu Herzen. Der König wegen seiner Krankheit in Verlegenheit gerathen? Nein, das durfte nicht sein! Mit beiden Beinen sprang er aus dem Bette, rannte nach dem Spiegel, schrie nach einem Barbier und nach seiner Frau um weiße Wäsche. Darauf ließ er dem Könige wieder schreiben, Sr. Majestät Brief habe ihn vom Fieber curirt, und die Reise nach Schlessien solle seinen wegen nicht unterbleiben. In der That fuhr auch Pfund, zum Erstaunen der Aerzte, schon nach einigen Tagen mit dem Könige zum Thore hinaus.

180. Der Leibkutscher Pfund.

Des alten Fritz Leibkutscher soll aus Stein
 Zu Potsdam auf dem Stall zu sehen sein;
 Da fährt er so einher,
 Als ob er lebend wär,
 Aller Kutscher Muster, treu und fest und grob,
 Pfund genannt, umschmeißen konnt' er nicht, das war sein Lob!

Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Muth
 Hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserfluth;

Ihm war das einerlei,
 Er fand gar nichts dabei:

In dem Schnurbart fest und steif blieb sein Gesicht,
 Und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht.

Doch rührte man an seinen Kutscherstolz,
 War jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;

Woher es auch geschah,
 Daß er es einst versah

Und dem alten Fritz etwas zu gröblich kam,
 Wessenhalb derselbe eine starke Priße nahm.

Und sprach: „Ein grober Knüttel wie er ist,
 Der fährt fortan mit Eseln Knüttel oder Mist!“

Und so geschah's. Ein Jahr
 Bereits verfloßen war,

Als der Pfund einst Knüttel fuhr und guten Muths
 Ihm begegnete der alte Fritz; der frug: „Wie thuts?“

„I nu, wenn ich nur fahre,“ sagte Pfund,
 Indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,

„So ist mir's einerlei
 Und weiter nichts dabei,

Ob's mit Pferden oder ob's mit Eseln geht,
 Fahr ich Knüttel oder fahr ich Euer Majestät.“

Da nahm der alte Fritz Tabac gemach
 Und sah den groben Pfund sich an und sprach:

„Hüm, find't Er nichts dabei
 Und ist Ihm einerlei,

Ob es Pferd, ob Esel, Knüttel oder ich;
 Lab Er ab und spann Er um, und fahr Er wieder mich!“

A. Kopisch.

181. Friedrich als reisender Flötenspieler.

Im Jahre 1755 machte der König eine Reise nach Holland. Er reiste incognito, d. h. er legte die Zeichen seiner königlichen Würde ab und gab sich für einen reisenden Flötenspieler aus. In einem Gasthose zu Amsterdam bestellte er sich eine kostbare Pastete, deren Geschmack ihm gerühmt worden war. Die Wirthin, die von dem unscheinbaren Neusseren ihrer Gäste auf deren Geldbeutel schloß, erlaubte sich die Frage, ob man ein so theueres Gericht auch bezahlen könne. Sie erhielt zur Antwort, der Herr sei ein so geschickter Musikant, daß er mit seinem Flötenspiel in einer Stunde wohl mehr verdienen könne, als zehn Pasteten kosteten. Das erweckte die Neugierde der Frau; sie eilte zum Könige und bat ihn so lange, bis er ihr Eins vorspielte. Das Spiel entzückte sie aber so sehr, daß sie begeistert ausrief: „Ja, mein Herr, Sie können gar sehr schön pfeifen und auch wohl Etwas damit verdienen: Sie werden die Pastete erhalten!“

182. Was Friedrich an seinen Gesandten in London schreibt.

Friedrich verstand es prächtig, den preussischen Namen zu Ehren zu bringen. Sein Gesandter in London, Baron von Bülow, beschwerte sich einst bei ihm darüber, daß sein Gehalt zu niedrig sei. Er könne sich deshalb keine Equipage halten, müsse seine Besuche bei Hofe zu Fuß abstaten und sich darüber verlachen und verspotten lassen. Da schrieb der König: „Sage Er den Leuten, welche über ihn lachen, Er sei der Gesandte des Königs von Preußen und hinter ihm gingen 200,000 Mann.“ Man hat seit dem nicht wieder gehört, daß die Großen am Hofe des Königs von England über den zu Fuß ankommenden preussischen Gesandten gelacht hätten.

183. Was Friedrich zu einem Edelmann sagt.

Auf einer Reise ließ Friedrich einen Edelmann, über den ein Bauer bittere Klagen führte, sofort an seinen Wagen holen und sprach zu ihm: „Ich befehle Ihm hiermit, alle Seine Unterthanen gut zu behandeln, besonders wenn sie ihre Schuldigkeit thun. Läßt die geringste Klage über Ihn ein, so sei Er meiner Ungnade versichert. Adieu!“ Der Bauer hatte nachher Ruhe.

184. Drei preußische Witze.

Es saß der große Friederich
Zu Sanssouci im Saal,
Umringt von seinen Lieblichen
Beim scherzgewürzten Mahl.

Lobpreisend den französischen Witz,
Rief laut der alte Feld:
„Wer weiß von deutschen Witzgen was,
Das dem die Wage hält?“

Drauf sprach Lettow aus Pommerland:
„Ich bitte um Gehör:
Mir fallen gleich drei Witze ein,
Dem Preußenland zur Ehr.“

„Zuerst, mein König, nenn' ich Euch
Moll-witz gar treffend traun,
Wo in der ersten Schlacht den Feind
Zusammen wir gehau'n.“ —

„Der zweite dann — in Schlessien
Wird Bunzel-witz genannt,
Wo wie im Schooße Abrahams
Man Euch gar sicher fand.“

„Zum dritten, als bei Kunersdorf
 Voraus Ihr flogt, ein Blitz,
 Wer rettete das Leben Euch,
 War's nicht der Britte-witz?“

Da schmunzelte der alte Fritz,
 Der Spaß behagt' ihm sehr. —
 Und fortan stand auch deutscher Witz
 Bei ihm in Ruhm und Ehr.

185. Welche Männer Friedrich nicht zu Landrätthen will.

Friedrich sollte die Wahl eines Landrathes bestätigen. Bei dem Namen des Vorge schlagenen stuzte er und verlangte den Minister zu sprechen. Als derselbe erschien, fragte ihn der König: „Ich dächte, es gäbe in meinem Staate Männer, die sich besser zu Landrätthen paßten wie dieser.“ Der Minister aber suchte zu beweisen, daß der Gewählte alle gute Eigenschaften eines solchen Beamten besitze. Friedrich ließ sich jedoch nicht irre machen. Er befahl ein besonderes Aktenstück aus dem Kammergerichte herbeizuholen und schlug eine darin enthaltene Verhandlung auf. „Seh' Er her,“ sprach er nun zu dem Minister, „dieser Mann hat mit seiner leiblichen Mutter um einige Hufen Acker einen weiträufigen Proceß geführt, und sie hat um einer solchen Lumperei willen auf ihrem Todtenbette noch einen Eid schwören müssen. Wie kann man von einem solchen Manne erwarten, daß er ein Herz für meine Untertanen haben werde. Er kann nicht Landrath sein; man wähle einen Andern!“

186. Friedrich will seine Soldaten menschlich behandelt wissen.

Eine Kanone war in einem Hohlwege stecken geblieben, und die Artilleristen konnten sie, trotz aller Bemühungen, nicht herausbringen. Das erweckte den Zorn des dabei stehenden Offiziers und er schlug so unbarmerzig auf einen Soldaten los, daß dieser vor Schmerz aufschrie und einen Arm nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber kommt

der König angeritten. „Was giebt es hier?“ fragte er. Man erzählte ihm den Vorfall. Daraus befahl er, den Gemüthseltsen zu besichtigen, und als sich ergab, daß der Arm dick aufgeschwollen und braun und blau war, ließ er den Offizier sofort vor sich kommen und sprach zu ihm: „Meine Armee besteht aus Menschen; er aber ist ein Unmensch. Bezahle er dem Artilleristen 50 Thaler für seine Schmerzen, und dann scheere er sich zum Teufel!“ Dabei blieb es.

187. Friedrich und der Grenadier Mertens.

Unter den ersten Gefangenen, welche die Husaren in der Schlacht bei Leuthen einbrachten, befand sich auch ein Grenadier, der nach der Niederlage bei Kollin von des Königs eigenem Regimente desertirt war. Es war ein Elbasser von Geburt. Friedrich kannte ihn auf den ersten Blick wieder. „Ei, ei, Mertens,“ rebete er ihn an, „du konntest mich verlassen?“ „Ew. Majestät halten zu Gnaden,“ antwortete der Grenadier, „es stand auch gar zu schlecht mit uns.“ „Das that es freilich. Bursche, aber heute wollen wir noch einmal unser Glück versuchen. Schlägt's fehl, so wollen wir morgen beide davon laufen.“ Der Grenadier bat darauf den König, in sein altes Regiment wieder eintreten zu dürfen; er werde sich tapfer halten. Friedrich erlaubte es, und Mertens hielt Wort.

188. Friedrich und der General von Schmettau.

Es war noch im siebenjährigen Kriege. Die Armee hatte einen Gebirgsmarsch in Schlessen auszuführen. Es ging dem feurigen König zu langsam. Neben ihm ritt der fromme General von Schmettau, gegen welchen Friedrich seinen Unmuth in Sticheleien über dessen Frömmigkeit ausließ. Schmettau konnte lange nicht zu Wort kommen; endlich stockte der Redefluß des Königs. Da fiel der General mit festem, ruhigem Freimuth ein: „Ew. Majestät sind viel witziger, als ich, und auch viel gelehrter. Ueberdies sind Sie mein König. Der Kampf zwischen Ihnen und mir ist in jeder Rücksicht ungleich. Aber dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen. Und gelänge

„& Ihnen auch, so hätten sie mir zwar unermesslich geschadet, aber auch sich selbst mit.“ Der König blieb stehen, und fuhr den kühnen General mit Born in der Stimme und Blicken im Auge an: „Was soll das heißen, Monsieur Schmettau? Ich soll mir schaden, wenn ich ihn seinen Glauben nehme?“ Schmettau: „Ew. Majestät glauben jetzt einen guten Offizier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren sich nicht. Könnten Sie mir aber meinen Glauben nehmen, dann hätten Sie ein erbärmliches Ding an mir, ein Rohr im Windsturm, darauf nicht der geringste Verlaß wäre.“ Der König schwieg sinnend; dann sagte er freundlich: „Sage Er mir doch, Schmettau, was ist denn eigentlich Sein Glaube? Dieser antwortete: „Ich glaube an die göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt, und an ein ewiges, herrliches und seliges Leben nach dem Tode.“ „Und das glaubt er wirklich so recht und mit aller Zuversicht?“ erwiderte Friedrich. „Ja, wahrhaftig, Ew. Majestät,“ antwortete Schmettau. Da faßte der König die Hand des Generals, drückte sie und sprach mit bewegter Stimme: „Schmettau, Er ist ein glücklicher Mensch!“ Forthin scherzte der König nicht mehr über des Generals Frömmigkeit.

189. Wie Friedrich sich rächt.

Ein Oberstleutnant, dessen Regiment nach dem siebenjährigen Kriege aufgelöst worden war, lebte mit einer Frau und sieben Kindern in großer Dürftigkeit. Die geringe Pension reichte oft nicht einmal aus, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Obgleich er ein sehr geschickter Offizier war, so waren doch alle Versuche, eine neue Anstellung in der Armee zu erhalten, vergebens. Er hatte sich auf irgend eine Weise die Ungnade des Königs zugezogen, und wenn Friedrich einmal gegen Jemanden Etwas hatte, so hielt es schwer, sein Vertrauen wieder zu gewinnen; nur die klarsten, schlagendsten Gründe konnten ihn überzeugen. Der Oberstleutnant litt unterdeß mit seiner Familie großen Mangel. In Bittschriften ließ er es nicht fehlen, hundertmal stand er in dem Vorzimmer des Königs und bat um Gehör. Umsonst. Wer ihn meldete, wurde hart angefahren; das Papier wurde ungelesen auf die Seite geworfen. Noch hatte der Oberstleutnant einen hochgestellten Freund, der beim Könige etwas galt. Diesem schilbete er seine Noth und bat um seine Verwendung. Der Freund redete mit

dem Monarchen über den armen Mann und sagte ihm, wenn derselbe auch seine Fehler habe, so sei er doch ein braver Familienvater und ein sehr tüchtiger Offizier. Seine Lage verdiene Berücksichtigung, denn sie sei in hohem Grade beklagenswerth. Friedrich machte allerlei Einwendungen; im Herzen aber sagte er der leidenden Familie Hülfe zu. Ehe er diese jedoch auf eine passende Weise gewähren konnte, ereignete sich etwas, das der Sache eine eigenthümliche Wendung gab. Eines Morgens fand sich an einer Straßenecke eine Schmähchrift gegen den König angeheftet. Aehnliche Pasquille hatte Friedrich früher unbeachtet gelassen, einmal hatte er gar befohlen, eine solche Schandschrift niedriger zu hängen, damit sie bequemer gelesen werden könne. Diesmal gerieth er jedoch in den heftigsten Zorn, denn das Pasquill war in gar zu bitterm Ausdrücken abgefaßt. Er ließ bekannt machen, daß er 50 Friedrichsd'or demjenigen geben würde, der ihm den Verfasser der Schmähchrift nenne. Noch an demselben Tage läßt sich der Oberstlieutenant beim Könige melden und dabei sagen, er wisse den Thäter. Friedrich heißt ihn eintreten und schaut ihn mit blinkenden Augen fragend an. In eine höchst dürrtige Uniform gehüllt, bleich von Glend und innerer Erregung, steht der arme Mann da und kann kein Wort hervor bringen. Endlich stammelt er: „Ew. Majestät, ich bin der Mann! Schicken sie das Geld meiner kranken Frau und meinen hungrigen Kindern; mich möge die gerechte Strafe treffen!“ Voll Erstaunen blickt der König dem Unglücklichen in's Antlitz; der entsetzliche Ausdruck des tiefsten Jammers erschüttert ihn heftig; er muß sich eine Thräne aus dem Auge wischen. Einen Augenblick steht er sinnend da. Dann klingelt er. Ein Adjutant tritt ein. Diesem übergiebt er eine Rolle Gold und spricht: „Bringe Er das Geld der Frau des Oberstlieutenants, und rapportir' Er sogleich.“ Dann rief er dem Oberstlieutenant zu: „Wie konnte Er einen solchen Frevel begehen!“

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden,“ erwiderte der unglückliche Mann, „Sie hatten mich verstoßen; mehr denn vierzig Bittschriften habe ich an Sie abgeschickt, hundertmal habe ich im Vorzimmer gestanden und um Audienz gebeten, aber Ew. Majestät wollten Nichts von mir wissen. Leihen mochte mir Niemand mehr Etwas. Weib und Kinder verhungerten. Ich gerieth in Verzweiflung und wußte nicht mehr, was ich that. Jetzt, da meine Lieben vom Hungertode gerettet sind, mag mein Haupt fallen.“ Da überließ es den König eiskalt. Er erkannte, wie weit die Noth einen Familienvater führen könne, wenn er in Verzweiflung den rechten Weg verläßt, und mußte sich gestehen, daß er von diesem unglücklichen Vorfalle selbst die Schuld trage. Eine Weile

stand er schweigend da, mancherlei Gedanken bewegten sein Herz. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Dem Oberstlieutenant rief er zu: „Hör' er, Seinen Kopf will ich nicht!“ Darauf schrieb er eilig, siegelte, klingelte einem Adjutanten, gab ihm das Schreiben und sprach: „Bringe er den Mann dort als Gefangenen nach Spandau und übergebe er dem Kommandanten diesen Brief.“ Letzterer erkennt in dem Gefangenen einen ehemaligen Waffengefährten und Freund und bedauert von Herzen dessen unglückliches Schicksal. Allein wie erstaunt er, als er des Königs Schreiben öffnet. Dasselbe enthält ungefähr Folgendes: „Der bisherige Kommandant von Spandau geht zur Belohnung seiner treuen Dienste in gleicher Eigenschaft nach Magdeburg; an seine Stelle tritt der hierbei als Gefangener eingebrachte Oberstlieutenant außer Dienst v. L. Ich erwarte und bin gewiß, daß er seine Pflicht treu erfüllen werde. Seine Frau und Kinder sollen ihm bald nachfolgen.“ Die Dankgefühle der glücklichen Familie zu schildern, wollen wir nicht versuchen!

190. Der Parademarsch.

Parademarsch! Parademarsch!

Was spricht ihr viel von Parademarsch:

Des alten Fritzigen Parademarsch,

Das war der rechte Parademarsch!

Er zog einmal in's Böhmerland,

Die Weißjaden zu schlagen, wie's weltbekannt,

Zu Fuß und Roß im Vortrab voran,

Gewöhnlich seine stinken Husaren,

Dahinter kam dann Infanterie,

Mitunter auch allerlei Cavallerie;

Genug, an einem schönen Morgen

Schleudert man ohne besond're Sorgen.

Der alte Fritz hat's schon im Kopf,

Wie er dem Feinde macht den Pops;

Da hört man schießen und kehren wie dumm

Etwelche der vordern Husaren um;

Der König fragte: was da wär?

„Sie schießen vom Weinberge her,

Aus Böllern dort über die alte Mauer,

Mit Eisen und Blei, das Obst scheint jauer.“

„Gh! sprach der König, es sind Panduren,
Die verschießen dem Kaiser ganze Fuhrn,
Sie haben den Schnauzbart lang im Gesicht,
Doch treffen ist ihre Sache nicht.
Vorwärts! wir müssen hier vorbei,
Sonst geht unser schönster Plan entzwei.“

„Parademarsch!“ rief der alte Fritz,
Und ritt in's Feuer hinein wie der Blitz,
Und stellte sich auf im Kugelregen,
Zu sehn, wie die Reih'n sich vorbei bewegen.
Den Rücken der Mauer zugekehrt,
Sah er, ob seine Parade was werth.

Da marschirten die Seinen bei klingendem Spiel
Durch hin: es flogen der Kugeln viel,
Die machten Mistel auf den Feldflaschen,
Feldkesseln und Patronentaschen;
Und ward auch manchmal ein Köhlein schein,
Doch kam nicht einer aus Glied und Reih,
Als wer von des Feinds Gepladder fiel,
Und solcher waren nicht grade viel;
Die andern, die wohl vorbei paradirt,
Die waren von Stolz ganz inspirirt
Und haben den Feind so ausgeschmiert,
Es konnt' der General-Feldmarschall Daun
Den Tag viel Jahre nicht verdaun.
Parademarsch! Parademarsch!
Was spricht ihr viel von Parademarsch:
Des alten Fritzigen Parademarsch,
Das war der rechte Parademarsch!

U. Kopisch.

191. General Seydlitz.

Er wurde zu Kalkar unweit Kleve geboren. Sein Vater, Rittmeister in einem Dragonerregimente, starb, bevor der Sohn sein achttes Jahr zurückgelegt hatte. In seinem dreizehnten Jahre wurde der junge Seydlitz Page bei dem Markgrafen von Schwedt, dem Schwager Frie-

brich des Großen. Der Markgraf, ein kühner Reiter, fand an seinem Pagen einen getreuen Schildknappen, der es ihm an festen Wagnissen bald zuvor that. Das wildeste Pferd, das so eben aus den Wäldern Litthauens ankam, bestieg er und wußte es zu bändigen; den stärksten Hirsch des Wildparks ließ er sich einfangen, schwang sich hinauf und jagte mit ihm ohne Sattel und Zaum über die Haide, bis das Thier oder er niederstürzte. Vor den Wagen gespannte Pferde machte er absichtlich scheu, ließ sie durchgehen und sprang mit Anderen eben so Bewegenen um die Wette aus dem Fuhrwerke, das über Stock und Stein dahin flog. Eins der kühnsten Stücke des gewandten Reiters war, im Galopp zwischen den saufenden Flügeln einer Windmühle hindurch zu reiten. In dieser gefährlichsten aller Reitkünste hatte er eine solche Sicherheit erlangt, daß er dasselbe als General im siebenjährigen Kriege noch öfter zum Besten gab. Wie schwer übrigens ein solcher Mitt sei, wird derjenige leicht begriffen haben, der den Versuch gemacht, durch die umschwingenden Arme einer Windmühle aus einer gewissen Entfernung einen Stein zu werfen. Siebzehn Jahr alt trat Seydlig als Cornet in das Kürassierregiment des Markgrafen, hatte aber einen schweren Dienst. Der Oberst von Rochow mochte ihn nicht leiden. Beim Ausbruche des ersten schlesischen Krieges zog der lustige Cornet jubelnd mit in's Feld. Sein Oberst, dem er manchen Pagenstreich gespielt haben mochte, suchte sich nun an ihm zu rächen; er schrieb ihm einen Uriasbrief. Er befahl ihm nämlich, mit 30 Kürassieren als äußerster Vorposten ein Dorf zu besetzen und es so lange zu behaupten, bis zu seiner Verstärkung Fußvolf heran rücken werde. Bald wurde er von einer großen Anzahl Feinde umringt und auf's heftigste angegriffen. Stundenlang vertheidigte er sich mit kühnem Muth und großer Tapferkeit. Da aber die Hülfe ausblieb, mußte er sich mit dem Reste seiner Mannschaft gefangen geben. Das geschah aber unter der ehrenvollen Bedingung, daß ihm seine Waffen, Pferde und Manteltasche, den Kürassieren Uniform und Gepäck gelassen würden. Nachdem er ein Jahr lang als Kriegsgefangener in Ungarn zugebracht hatte, wurde er auf besondere Verwendung des Markgrafen gegen einen Rittmeister ausgetauscht. Als er nach seiner Rückkehr sich beim Könige meldete, erzählte er diesem, wie ihn sein Oberst auf einen verlorenen Posten gestellt. Da versetzte ihm Friedrich zu einem andern Regimente, ernannte ihn aber vorher zum Rittmeister. Diese schnelle Beförderung soll durch folgenden Vorfall veranlaßt worden sein. Seydlig hatte nämlich seine Gefangennehmung dadurch beim Könige entschuldigen wollen, daß er nicht zu Pferde gefessen; so lange der Soldat zu Pferde sitze, dürfe er

sich niemals ergeben. Bald darauf ritt der König mit seinem Gefolge, unter dem sich auch Seydlitz befand, in die Stadt Frankfurt. Als sie mitten auf die Oderbrücke kamen, wo ein Theil derselben wegen der Durchfahrt der Schiffe aufgezogen war, sprach Friedrich plötzlich: „Wenn wir hier die Panduren hinter uns, die aufgezogene Brücke vor uns hätten, so würden wir trotz dem, daß wir zu Pferde sitzen, uns doch wohl Alle ergeben müssen.“ „Nein, nein, Ew. Majestät!“ rief Seydlitz, stürzte sich mit seinem Rosse im Nu über das Brückengeländer in den Strom und schwamm glücklich an das Ufer. „Bravo, Herr Rittmeister!“ rief ihm der König nach und übergab ihm auf der Stelle eine Schwadron weißer Husaren.

Im zweiten schlesischen Kriege machten sich die weißen Husaren, namentlich die Schwadron Seydlitz, den Feinden durch kühne Ueberfälle und Streifparthien bemerkbar. Bei Hohenfriedberg überflügelte Seydlitz den linken Flügel und nahm den sächsischen General Schlichting mit eigener Hand gefangen. Da beförderte der König den vier- undzwanzigjährigen Rittmeister zum Major. In der Schlacht bei Sorr warf sich Seydlitz mit Ungestüm auf die feindliche Reiterei, erhielt einen Schuß in den Arm, verließ aber das Gefecht nicht eher, bis der Sieg entschieden war. Im Jahre 1755 ernannte ihn der König zum Obersten in dem Kürassierregimente von Moschow, in dem er als Cornet seine kriegerische Laufbahn begonnen hatte. Bei Kollin schlug Seydlitz mit 25 Schwadronen Kürassieren und Dragonern den Feind zurück. Als er aber bald darauf dennoch wieder weichen mußte, deckte er den Rückzug mit so vieler Umsicht und Besonnenheit, daß ihn der König zwei Tage nach der Schlacht zum General-Major ernannte. Bei dieser Beförderung äußerte Seydlitz scherzhaft gegen Bieten, der ihm zu der neuen Würde Glück wünschte: „Wenn Etwas aus mir werden sollte, dann war es hohe Zeit, denn ich bin schon sechsunddreißig Jahre alt;“ es war nie vorgekommen, daß Friedrich einen so jungen Mann zum General ernannt hatte.

192. Das Mahl zu Gotha.

Kurz vor der Schlacht bei Rossbach war Seydlitz der Held einer lustigen Geschichte, die sich in Gotha zutrug. Hier hatte sich der Anführer der Franzosen, der Prinz von Soubise, mit seinem ganzen Generalstabe in das herzogliche Schloß einquartirt. 6000 Franzosen lagen

in der Stadt. Die Herzogin von Gotha, eine Freundin Friedrich's, schickte einen treuen Bauer mit einem Bettelchen, das derselbe in einem hohlen Backenzahne verborgen haben soll, an den König und meldete ihm, daß der feindliche Heerführer leicht überfallen werden könnte. Sogleich sprengte Seydlitz mit 1500 Reitern nach Gotha. Die Herren Franzosen hatten sich so eben an die reichbesetzte Mittagstafel begeben, als die Trompeten schmetteten und die preussischen Reiter in vollem Galopp in die Straßen sprengten. An Widerstand wurde nicht gedacht. Erschrocken verließen die Generale die rauchenden Schüsseln und flohen in rasender Eile aus der Stadt. Nur wenige Soldaten fingen die heranstürmenden Preußen, aber desto mehr Kammerdiener, Köche, Friseurs, Schauspieler und Marktender, und eine Masse von Pomadebüchsen, Kisten mit wohlriechenden Wassern, Schlafkröcken, Sonnenschirmen, Papageien u. s. w. fielen den Preußen in die Hände. Seydlitz schickte den Fliehenden einige Hundert Reiter nach; er selbst aber setzte sich mit seinen Offizieren lachend an die volle Tafel.

193. Seydlitz bei Roszbach.

In der Schlacht bei Roszbach machte Seydlitz sein Meisterstück. Unter seinem Kommando standen 38 Schwadronen Reiterei; 15 davon bestimmte er für das erste, 18 für das zweite Treffen; drei Schwadronen Husaren sollten seinen linken Flügel decken. Als Friedrich, der aus einer Dachlücke des Edelhofes zu Roszbach den Heranmarsch der Feinde beobachtet hatte, den Befehl zum Angriffe gab, ritt Seydlitz, mit dampfender Tabakspfeife im Munde, seinem Regimente voran. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Die Schwerter ruhten noch in der Scheide. Plötzlich schleuderte der Führer den ausgerauchten Pfeifenstummel hoch in die Lüfte. Die Schwerter klirren; die Klingensplitzen blinken; die Trompeten riefen zur Attake: „*March! March!*“ und im gestreckten Galopp stürzten sich die Preußen auf die noch ungeordneten Schaaren der Franzosen und sprengen sie auseinander, so daß sie nach allen vier Winden entweichen. Zwei österreichische Regimenter sammeln die Flüchtigen, zwei französische schließen sich diesen an und versuchen es Stand zu halten. Umsonst, auch sie werden geworfen. Darauf wendet sich Seydlitz gegen das feindliche Fußvolk, das sich mit den Truppen des Königs im Gefechte befand, und half, einer schweren Wunde nicht achtend, bis auch hier das Gefecht zu einem

glücklichen Ende geführt war. Am folgenden Morgen überbrachte Seydliß dem Könige 15 eroberte Standarten und mehrere Fahnen. Friedrich belohnte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, den vor ihm noch kein General-Major erhalten hatte, und ernannte ihn einige Wochen später zum General-Lieutenant.

194. Seydliß bei Jorndorf.

Bei Jorndorf war der größte Theil der Reiterei unter Seydliß' Befehl gestellt. Er stand mit seinen Schwadronen auf dem linken Flügel. Der König befahl ihm, mit dem Fußvolke in gleicher Linie vorzurücken. Eine Anhöhe, welche stark mit feindlichem Geschütze besetzt war, machte aber das Vorgehen unausführbar; er ließ deshalb den König bitten, er möchte ihm erlauben, dann erst vorzurücken, wenn er es für geeignet halte. Friedrich ließ ihm aber wieder sagen, er habe es mit seinem Kopfe zu verantworten, wenn er seinem Befehl nicht sofort nachkomme. Kaltblütig trug Seydliß dem Adjutanten auf, dem Könige den Bescheid zu bringen, nach der Schlacht stehe Sr. Majestät sein Kopf zu Befehl, während der Schlacht möge er ihm aber gestatten, daß er in seinen Diensten guten Gebrauch davon mache. Seine Thaten rechtfertigten sein Benehmen gegen den König vollkommen. Wunder der Tapferkeit verrichtete er an diesem schrecklichen Tage. Wo sich die Schlacht zu Gunsten der Russen zu entscheiden schien, da brauste er mit der Reiterei heran, und verschaffte den preussischen Waffen den Sieg. Als er mit der feindlichen Reiterei ganz fertig geworden, nahm er mit seinem Kürassierregiment, den Degen in der Faust, eine feindliche Batterie von schweren Kanonen.

Am Morgen nach der Schlacht unarnte der König den General Seydliß und rief, daß es rings umher gehört wurde: „Auch diesen Sieg haben wir unserm braven Seydliß zu verdanken!“ „Rein, Er. Majestät! nicht mir,“ antwortete Seydliß, „den braven Leuten, die ich führe. Sie haben den Sieg erkämpft und sich der größten Belohnungen werth gemacht; vor Allen hat der Rittmeister Wakenitz wie ein Löwe gefochten, und die größten Heldenthaten verrichtet.“ Der König ließ Wakenitz sogleich vortreten und ernannte ihn auf der Stelle zum Oberst. Später sah sich Wakenitz zurückgesetzt und trat in hessische Dienste. Als Friedrich den General Seydliß auf dessen letztem Kran-

tenlager befragte, wen er ihn als den besten Reitergeneral zu seinem Nachfolger empfehle, nannte Seydlitz den Wakenitz. Friedrich aber beachtete diese Empfehlung nicht.

195. Seydlitz nach dem siebenjährigen Kriege.

Nach dem siebenjährigen Kriege hatte Seydlitz sein Standquartier in Ohlau, und dieser Ort wurde die Pflanzschule der preussischen Reiterei. Seydlitz eigenes Regiment wurde das Vorbild aller andern; er selbst gab sich ganz der Ausbildung der Truppen hin. Von dem kleinsten Anfange der Reitkunst bis zum vollständigsten Felddienste ward Alles von ihm streng angeordnet und genau überwacht. Das ganze Regiment, Gemeine und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weise, nach einer und derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. Die Berwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben; kein Unglücksfall wurde geachtet. Der Neuling mußte harte Prüfungen bestehen. Kam ein stämmiger Bursche als Rekrut, oder trat ein derber Junger ein, so wurden sie zur Probe auf die wildesten Pferde gesetzt und ihrem Schicksale überlassen. Wer bei dem wilden Dahinrennen über Stock und Stein den Hals brach oder sonst zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer aber sitzfest und unverzagt blieb, der wurde als Schüler angenommen. Schwächliche oder unansehnliche junge Männer fanden keine Aufnahme. Die Folge davon war, daß im Regimente, besonders in der ersten Schwadron, nur die auserlesensten, muthigsten Reiter zu sehen waren. Jeder Gemeine dünkte sich, im stolzen Bewußtsein seines Muthes, einem Offizier gleich. Wie weit der Meister seine Jünger in kriegerischen Kunstübungen gebracht hatte, zeigt folgendes Beispiel. Bei seiner Ernennung zum Generale der Kavallerie im Jahre 1767 ließ er Appell blasen, um seine Leibschwadron davon in Kenntniß zu setzen, und da jeder Schuhmacher und Schneider ein Meisterstück machen müsse, erklärte Seydlitz, daß er das seinige nun auch machen werde. Er stellte sich an die Spitze seiner Schwadron, führte sie vor die Stadt, ließ alle möglichen Uebungen im schnellsten Tempo durchmachen und stürzte sich zum Schlusse von dem steilen Ufer hinab in den Ohlaufluß. Die ganze Schwadron stürzte ihm nach, ihm zunächst der Trompeter, welcher die befohlenen Signale auf schwimmendem Pferde blies. Die Schwadron formirte sich im Wasser, brach zu dreien ab,

erreichte in geschlossener Ordnung das jenseitige Ufer und führte die Mannschaft wohlbehalten zur Stadt zurück.

Die schönsten und tüchtigsten Jünglinge aus den vornehmsten Familien des In- und Auslandes drängten sich zu diesem Regimente. Da die beschränkte Anzahl der Offizierstellen für die Menge der Freiwilligen nicht ausreichte, so mußten Viele als Gemeine eintreten.

Seydlitz hielt bei seinen Mannschaften streng auf die vorschriftmäßige Bekleidung. Zu dieser waren oft die wunderbarsten und zum Theil qualvollsten Vorbereitungen erforderlich. Die ledernen Beinkleider der Offiziere durften keine Falten werfen. Um dieses zu erzielen, mußte die Hose naß angezogen werden. Das war aber eine mühselige Arbeit. Die Beinkleider wurden ziemlich durchnäßt, mit Stricken an einem Balken der Decke befestigt. Der Offizier stieg nun auf einer Leiter zu dieser ledernen Behausung hinauf; ein Reitknecht half ihm hinein. Da hing nun der Herr Stunden lang zwischen Himmel und Erde, bis er tief genug hinab gesunken war. Nicht minder umständlich und schwierig war die Anfertigung des Puderzopfes und der Seitenlocken vor einer großen Parade. Da es im Regimente nur wenig Hände gab, die Popf und Locken kunstgemäß zu drehen verstanden, so begann das Aufschwänzen, Einpudern und Pomadiren schon Tags vorher. Die gesalbten Häupter mußten aber, damit das künstliche Gebäude nicht in Unordnung gerathe, die Nacht schlaflos zubringen.

Als ein Offizier auf einem Balle anstatt des steifen Halsbandes von Roßhaar eine Sammtbinde trug, rief ihm Seydlitz zu: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen in meiner Gesellschaft zu sehen!“

Seydlitz kühne Reiterkünste liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Während einer Truppenschau bei Lissa im Jahre 1755 stürzte er so gewaltig mit dem Pferde, daß er für todt aufgehoben wurde. Glücklicherweise genas er bald wieder, und der Unglücksfall war vergessen. Er wiederholte sogar die Wagstücke seiner Jugend und ritt als General durch die umlaufenden Windmühlensflügel. Einst traf er in der Gegend von Dhlau, wo er sich mit einigen Offizieren auf der Jagd befand, eine Halbkutsche, die sehr langsam im Sande dahinfuhr. Ein Landgeistlicher mit seiner Frau saßen darin. Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vordertheil sehr gestreckt war und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab, und sprengt, zum großen Schrecken des Herrn Pastors und dessen Gattin, über den Wagen hinaus, alle seine Begleiter hinter ihm drein. Daß Alles glücklich ablief, braucht wohl nicht erinnert zu werden.

Sowie Seydlitz sich selbst nicht schonte, so durfte sich auch kein

Anderer schonen. Daß daher häufig Unglücksfälle vorkamen, ist nicht zu verwundern. Der General grämte sich darüber nicht sonderlich; er hielt sie für Opfer, die der Kriegesdienst auch dem Frieden auferlegte. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei seinem Regimente so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder vorkommen; aber ich bin dann außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“

Die Ministerin von Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem sie mit Entsetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröstete er auf andere Weise: „Sie können ruhig sein,“ sagte er, „einen Kornet und eine Kaze kann man vom Thurme herabwerfen, sie brechen nicht gleich den Hals, sondern fallen immer auf die Beine.“

Auch als Schütze mit Pistol und Büchse zeichnete sich Seydlitz durch sein scharfes Auge und seine feste Hand aus. Er schoß seinem Bedienten einen Thaler, den er mit zwei Fingern hielt, aus der Hand, und war eben so erbötig, einem andern guten Schützen ein Geldstück als Zielscheibe zwischen den Fingern hinzuhalten. Thonpfeifen in die Erde gesteckt, pflegte er nach und nach bis auf den Stummel abzuschließen. Nicht selten neckte er einen Glöckner, der eine kleine am Rathhause hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, damit, daß er ihm, wenn er den Glockenstrang zog, denselben über der Hand abschöß. Einem Bürgermeister soll er gar einmal die Schlafmütze vom Kopfe geschossen haben. Das kam so, dieser Herr hatte die Gewohnheit, sich des Morgens ein Stündchen mit seiner Tabackspfeife aus dem Fenster zu legen und seine Schlafmütze aufzubehalten, so oft auch der General Seydlitz, der ihm gegenüber wohnte, am Fenster erschien. „Läßt er diese Unhöflichkeit nicht,“ bemerkte Seydlitz gegen einen Offizier, „so blase ich ihm mit meinem Pistol das Ding da vom Kopfe!“ und siehe, auch diese Heldenthat wurde glücklich vollbracht.

Das Verhältniß Seydlitz' zum Könige war zuweilen ein gespanntes. Friedrich tabelte oft, wo kein Grund dazu vorhanden war, und dann hielt Seydlitz mit der Rechtfertigung nicht zurück. Bei der Musterung im Jahre 1770 bemerkte der König, daß sein Regiment mit längeren Bügeln reite, als alle die übrigen; worauf der General zur Antwort gab: „Ew. Majestät, mein Regiment reitet heut noch eben so, wie es in der Schlacht bei Rossbach ritt.“ Friedrich schwieg.

Ein, anderes Mal brachte der König zu Sprache, ob es nicht besser sei anstatt der Rückenklingen, zweischneidige einzuführen. Die

anderen Generale disputirten hin und her, bis Seydlitz, welchen der Streit langweilte, unwillig ausrief: „Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, als dieser sich die Klingen besehen kann, so mag sie meinet halben Reitgerthen in der Hand haben, sie wird ihn werfen.“ —

Durch seine Freimüthigkeit gegen den König wurde Seydlitz zuweilen auch Andern nützlich.

Als sich einst in Breslau eine Anzahl Invaliden so dicht um den König drängte, daß er verdrießlich wurde und sie hart anfuhr, nahm Seydlitz für sie das Wort und sagte: „Das sind die braven Männer, die ihre Knochen zu Markte getragen haben, und für Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen und die nun betteln gehen.“

Dem General von Bredow, der beim Könige in Ungnade gefallen war, und für dessen verzweifelte Lage Niemand Fürsprache zu thun wagte, bewirkte Seydlitz eine Pension von 1500 Thaler jährlich und eine Summe Geldes zur Bezahlung seiner Schulden.

Friedrich pflegte während der Tafel seiner beißenden Laune freien Lauf zu lassen. Gewöhnlich trafen seine Scherze den Stallmeister von Schwerin. Eines Tages wurde derselbe dadurch so gereizt, daß er mit Heftigkeit dem Könige zurief: „Mir können Ew. Majestät wohl so Etwas sagen, ich muß mir Alles sagen lassen, aber da sitzt Einer, wobei er auf Seydlitz zeigte, „dem sagen sie auch einmal dergleichen!“ Die ganze Tischgesellschaft erschrak ob dieser kühnen Antwort; allein Friedrich nahm sie stillschweigend hin und leitete ein ernstes Gespräch ein.

War zwischen Friedrich und Seydlitz eine Kälte entstanden, so wußte der König mit Geist und Anmuth sie zu heben.

Einst sprach Friedrich mit einem französischen General über die Schlacht bei Borndorf, während Seydlitz mürrisch und theilnahmlos zuhörte, weil er mit dem Könige gespannt war. Nachdem dieser die Schlacht ausführlich geschildert hatte, brach er plötzlich ab und rief, auf Seydlitz deutend: „Was soll ich mehr sagen? Da sitzt ja der Held, der die Schlacht gewonnen hat! Augenblicklich war der Woll verschwunden.“

Auch den Vorzug hatte Seydlitz vor allen andern Generälen, daß ihm der König sowohl im Lager als im Zelte und Parolezimmer die ihm verhasste Tabackspfeife gestattete.

Seydlitz war von mittlerer Größe, hatte eine wohlgebaute, kräftige Gestalt, und seine Haltung zu Pferde kündigte den muthigen Helden an, den keine Gefahr zurückzuschrecken vermag. Der Erste beim Einhauen, übte er auf seine Untergebenen eine solche Gewalt, daß

Keiner zurückbleiben wollte. Sein Wort, sein Blick, sein Schwert waren drei Blitze, welchen Niemand zu widerstehen wagte. Die preussische Reiterei hob er auf den höchsten Gipfel des Ruhms, und unter den Generalen des großen Königs nimmt er unstreitig einen der ersten Plätze ein. Er erreichte kein hohes Alter; schon im dreiundfünfzigsten Jahre seines Lebens besiegte ihn der Tod. Als er in den letzten Bügen lag, rief der König, der auf seinem Bette saß, schmerzvoll aus: „Ich kann ihn nicht missen, ich kann ihn nicht missen!“ Das Mißverhältniß zwischen ihnen hatte sich längst vollkommen wieder ausgeglichen. In einer abgelegenen Einsiedelei unter hohen Eichen auf seinem Gute Minkowski in Oberschlesien wurden Seydlitz' irdische Ueberreste beigesetzt. Ein einfaches Denkmal von Sandstein bezeichnet seine Ruhestätte. Seine Bildsäule steht auf dem Wilhelmssplatze in Berlin.

196. Junker von Seydlitz.

„Und wär' ich auch zehnmal mit meiner Schwadron
Umzingelt in Rücken und Flügel, —
Ein lumpiger Reiter nur fordert Pardon
So lang er den Fuß noch im Bügel!“ —

So prahlte Herr Seydlitz vor Majestät.
Der König hat's wohl erwogen,
Und wie er zum Thore reiten thät, —
Die Brücke war aufgezogen.

„Ei, Junker!“ — so sprach er mit schlaudem Gesicht:
„Was helfen Ihm Bügel und Sporen?
„Säß' jezt der Pandur Ihn im Nacken dicht,
„Mir scheint es: Er wäre verloren!“

Der Junker drückt' in die Stirne den Hut
Und spornte das Ross, daß es häumte,
Dann setzt' es mit mächtigem Sprung in die Fluth,
Die Woge hoch über ihm schäumte

Mit breiter Brust durchschwamm es die Well'
Bis hinüber zum sandigen Hügel,
Da bläht' es die Rüsten und wieherte hell,
Herr Seydlitz saß fest in dem Bügel.

Auf die Brücke kam er noch triefend gesetzt,
 Salutirte mit stolzer Gebehrde:
 „Und hab' ich's gesagt, so sag' ich's noch jetzt,
 „Ein Lump nur ergiebt sich zu Pferde!“

„Bon!“ — lachte der König: Ich gebe Ihn frei,
 „Rittmeister! der Sprung thät' sich lohnen,
 „Und was Er gesagt hat, bleib' er dabei
 „Für all' Zeit mit Preußens Schwadronen!“

Fedor von Köppen.

197. Seydlitz.

Herr Seydlitz auf dem Falben, sprengt an die Front heran,
 Sein Aug' ist allenthalben, er mustert Roß und Mann,
 Er reitet auf und nieder und blickt so lustig drein,
 Da wissen's alle Glieder: heut wird ein Tanzen sein.

Noch weit sind die Franzosen; doch Seydlitz will zum Ball,
 Die gelben Lederhosen, die sitzen drum so prall,
 Schwarz glänzen Hut und Krämpfe, im Sonnenschein zumal,
 Und gar die blanke Plemppe blizt selbst wie Sonnenstrahl. —

Sie brechen auf von Halle, die Tänzer allbereit,
 Bis Gotha hin zum Valle ist freilich etwas weit,
 Doch Seydlitz vorwärts trabend, spricht: „Kinder, wohlgemuth!
 Ich denk', ein lust'ger Abend macht Alles wieder gut.“

Die Nacht ist eingebrochen; zu Gotha auf dem Schloß,
 Welch Tanzen da und Kochen in Saal und Erdgeschloß,
 Die Tafel trägt das Beste an Wein und Wild und Fisch, —
 Da, ungetretne Gäste führt Seydlitz an den Tisch.

Die Wit- und Wortspiel- Jäger sind fort mit einem Satz,
 Die Schwert- und Stulpen- Träger sie nehmen hurtig Platz;
 Herr Seydlitz bricht beim Bechen den Flaschen all' den Hals,
 Man weiß, das Hälsbrechen verstund er allenfalls.

Getrunken und geessen hat Jeder, was ihm scheint,
 Dann heißt es: „aufgefessen und wieder nach dem Feind!“
 Der möchte sich verschmausen und hält bei Roßbach an,
 Doch nur um fortzulaufen mit neuen Kräften dann. —

wa-
 ren-
 ten-
 sten
 us:
 Nif-
 Sge-
 auf
 fische
 hnet
 in

Das waren Seydlitz Späße; bei Zorndorf galt es Zorn,
 Als ob's im Namen säße, nahm man sich da auf's Korn;
 Das slavische Gesicht — Herr Seydlitz hoffte, traun,
 Noch menschliche Gesichter aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Blutvergeuden die Fürsten kriegten's satt;
 Nur Seydlitz wenig Freuden an ihrem Frieden hat; —
 Oft jagt er drum von Morgen bis in die Nacht hinein,
 Es können dann die Sorgen so schnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren, früh trat heran der Tod:
 Könt' er zu Rosse fahren, da hätt's noch keine Noth;
 Doch auf dem Lager balde hat ihn der Tod besiegt,
 Der draußen auf der Halde wol nimmer ihn gekriegt.

Theodor Fontane.

198. Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier des Sieges bei Kospach.

(Gesungen am Grabe des Generals Seydlitz zu Minkowsky in Schlesien am
 5. November 1857.)

Mel: Was blasen die Trompeten etc.

In Schlesien unter Eichen auf ebenem Feld,
 Da schläft im kühlen Grabe Herr Seydlitz der Held,
 Einst saß er zu Pferde mit blitzender Wehr,
 Kein Reiter der Erde war kühner als er.

Er war's, der einst die Siege für Friedrich erfocht,
 Für ewig die Standarten mit Lorbeer'n umflocht,
 Wie trat er danieder der Feinde Spott und Hohn
 Und führte die Glieder zu blutigem Lohn.

Zu Gotha auf dem Schlosse bei fürstlichem Mahl
 Da saßen die Franzosen mit frechem Geprahl,
 Zum Becher erklangen da Wortspiel und Wit,
 Als wäre gefangen der alte Fritz.

Doch Seydlitz bot Willkommen, da sagten sie: „Ade!“
 Und wie er rief: „Proßt Mahlzeit!“ da riefen sie: „D weh!“
 Dann stieg er vom Rosse und nahm den Pokal,
 Zu Gotha auf dem Schlosse war fürstliches Mahl:

Bei Rossbach auf der Wahlstatt, es sind nun hundert Jahr,
Da sprach er zu den Welschen das Deutsche so wahr,
Da gab es ein Tanzen im durstigen Gras,
Es tanzten viele Franzen sich roth und wieder blaß.

Die Preußen retirirten — zum Schein war's gethan —
Drob hub der Feind zu trommeln und zu pfeifen schon an,
Doch Seydlitz ließ fireifen sein Reitervolk jetzt:
Laßt trommeln und pfeifen, wir pfeifen zuletzt!

Herr Seydlitz warf die Pfeife, da war es Zeit zum Stoß,
Herr Seydlitz zog den Degen, da waren alle bloß,
Ein brausend Gewitter zog über das Feld,
Der Reiter ward Ritter, der Ritter ward Held.

Wie Windsbraut in den Wolken so that es sich kund,
Wie unter Donners Tosen erdröhnte der Grund.
Wie zuckende Blitze, so schlugen sie ein,
Herr Seydlitz an der Spitze, die andern hinterdrein.

Es dampfen die Gefilde, vom Sturme gefegt,
Drauf waren viele Franzosen zur Ruhe gelegt,
Ihr Spott war vernichtet mit mächtigem Sporn,
Sie hatte gerichtet der deutsche Zorn.

Vor Zorndorf die Bataille, die stand für uns schlecht,
Da kamen die von Seydlitz noch gerade zurecht,
Er drang in die Bagage der Russen noch ein,
Die tranken sich Courage in ihrem Branntwein.

Bei Ohlau auf der Wiese da ging es lustig her,
Da tummelt er die Kofse und prüfte die Wehr,
Da sah er die Schaaren zuletzt noch zur Stell'
Die himmlischen Fanfaren sie bliesen Apell.

Im Schatten kühler Eichen im einsamen Grab
Da senkten sie den kühnsten der Reiter hinab;
Wenn wieder einst wehen Standarten im Plan,
Dann wird er auferstehen und reiten voran.

Fedor von Köppen.

199. Hans Joachim von Zieten.

Hans Joachim von Zieten erblickte das Licht der Welt am 18. Mai 1699 auf dem Landgute seines Vaters zu Wustrau bei Muppin. Seine Mutter war eine geb. von Wahlen-Jürgasch aus dem Hause Ganzer, aus dem er sich 1737 auch seine Gattin erwählte. Reichthum besaß seine Familie nicht, und Hans mußte, wie viele brandenburgische und pommerische Junker damals, den Soldatenrock, „das Kleid des Königs,“ anziehen. In dem nahen Städtchen Ruppin stand ein Bataillon Musketiere. Dem Exerciren oder der Wachtparade desselben zuzuschauen zu dürfen, war für den Knaben das höchste Fest. Von seinem neunten Jahre an durfte er jeden Sonnabend in die Stadt gehen und sich von einem Soldaten das freierabfallende Haar in einen Zopf binden lassen, der dann aber eine ganze Woche aushalten mußte. In seinem vierzehnten Jahre trat er seine militärische Laufbahn an. Er mußte von der Pike auf dienen. Da er klein und schwächlich von Person war, glaubten die ältern und stärkeren Junker ihn nach Gefallen necken zu dürfen; allein Hans ließ sich nicht hängeln: er forderte seine Gegner auf den Degen, und Manche wurden von ihm gezeichnet, für ihr ganzes Leben. Dergleichen Kaufereien, und noch mehr seine unansehnliche Figur, wurden Veranlassung, daß ihn der Graf Schwerin, der spätere Feldmarschall, in dessen Regimente er diente, viermal überging, ohne ihn zum Lieutenant zu befördern. Das verdrosß Zieten; er nahm deshalb seinen Abschied, begab sich auf das väterliche Gut und trieb Landwirthschaft. Lange hielt er das aber nicht aus; der Trieb zum Soldatenleben regte sich aufs Neue bei ihm. Er ging einige Mal nach Berlin, und hatte das Glück, dem Könige (Friedrich Wilhelm I.) persönlich bekannt zu werden. Da dieser seine Beschwerden über die erfahrene Zurücksetzung eben so gerecht, als seinen Dienstfeiser löblich fand, so ernannte er ihn zum Premierlieutenant. Sein Standquartier wurde Iksit. Bald zeichnete er sich als geschickter und kühner Reiter aus. Er war ein Feind alles Unrechts und trat demselben überall mit Freimuth entgegen. Dadurch gerieth er oft in Händel mit seinem Rittmeister. Dieser, zu feige, eine Herausforderung anzunehmen, verklagte Zieten beim Könige, und ein Kriegsgericht verurtheilte diesen zu einjähriger Festungsstrafe. Der Rittmeister zog sich dadurch aber die Verachtung des ganzen Offiziercorps zu, und er mußte leiden, daß er wegen seiner Feigheit fortwährend verhöhnt wurde, was ihn fast zur Verzweiflung brachte. Als Zieten daher von der Festung zurückkehrte, fiel ihn sein ehemaliger

Feind auf offener Straße an und zwang ihn zum augenblicklichen Zweikampfe. Unglücklicherweise zerbrach Zieten die Klinge. Sein Gegner drang dessemungeachtet immer wüthender auf ihn ein. Da sah sich Zieten gezwungen, ihm das Degengefäß in's Gesicht zu werfen, wodurch er ihn einen Augenblick der Besinnung beraubte. Während sich der Rittmeister wieder etwas erholte, verschaffte sich Zieten eine lange Stange. Damit wehrte er seinen Feind so lange ab, bis einige Offiziere dazwischen traten. Der Vorfall kam wieder vor ein Kriegsgericht; dasselbe erkannte dem Rittmeister drei Monat Festung zu, Zieten aber wurde verabschiedet. Der arme Lieutenant kehrte abermals nach seinem väterlichen Gute zurück; allein auch diesmal erwachte bei ihm sehr bald wieder die angeborne Lust zum Soldatenstande. Durch Fürsprache der Generale Buddenbrock und Plans erhielt er vom Könige Verzeihung und eine Anstellung als Husarenlieutenant. Im folgenden Jahre wurde er zum Rittmeister befördert. Im Jahre 1735 schickte ihn der König mit 120 Husaren zu einem österreichischen Heere, das am Rheine gegen die Franzosen kämpfte, um den Krieg kennen zu lernen. Der österreichische General Baronay erkannte in ihm bald den tüchtigen Husarenoffizier, verstärkte seine Compagnie um 300 Mann, mit denen Zieten mehrere kleine Streifparthien und Scharmügel glücklich ausführte. Baronay gab ihm ein rühmliches Zeugniß, worauf ihn der König 1736 zum Major beförderte.

200. Neue Kämpfe.

Wie früher mit seinem Rittmeister gerieth Zieten jetzt mit seinem Obersten in blutige Händel. Die Hauptveranlassung dazu war eine ungerechte Vertheilung der Remontepferde. Zieten machte dem Oberstlieutenant Wurmb deswegen heftige Vorwürfe. Dieser gerieth darüber so in Zorn, daß er die Thür schloß, zum Säbel griff und seinen Gegner aufforderte, dasselbe zu thun. An Größe und Stärke war Wurmb Zieten weit überlegen; dagegen war dieser gewandt und ein guter Fechter. Bald erhielt der sechs Fuß lange Oberstlieutenant einen Hieb in die Schulter, bald einen in's Gesicht, doch auch Zieten bekam sein Theil. Der wüthende Wurmb hieb ihm, weil bei den Husarensäbeln die Hand keine Deckung hat, den Mittelfinger der rechten Hand ab. Zieten konnte nun mit dem Säbel nicht weiter fechten; sein Gegner verlangte jedoch, der Zweikampf sollte mit Pistolen zu

Ende geführt werden. Da aber Zieten's Hand heftig blutete und der Oberst selbst eines Wundarztes bedurfte, so wurde die Fortsetzung des Duells verschoben. Es kam nicht wieder dazu, allein Wurmbs suchte sich auf andere Weise zu rächen. Bei einer Reconnoissance (Ausforschung der Stellung des Feindes) im Jahre 1741 beauftragte er Zieten, mit seiner Schwadron vorzugehen, ein feindliches Regiment anzugreifen, sich dann zurückzuziehen und den Feind in ein Dorf zu locken, wo er mit den andern Schwadronen sich versteckt halten und ihn unterstützen würde. Zieten that, was ihm befohlen war; als er aber langsam fechtend sich nach dem Dorfe zurückgezogen hatte, fand er da die versprochene Hülfe nicht und konnte sich nur mit äußerster Anstrengung aus der drohendsten Gefahr retten. Sobald er aber das Regiment wieder erreichte, ritt er auf seinen Oberst zu, machte ihm laute Vorwürfe darüber, daß er treulos und verrätherisch an ihm und der Schwadron gehandelt hätte. Statt aller Antwort zog Wurmbs den Degen und drang auf Zieten ein, erhielt aber einen tüchtigen Hieb in den Kopf und war genöthigt, sich einige Zeit krank zu melden. In Folge dieses Vorfalles lernte der König Friedrich II., der unterdessen zur Regierung gekommen war, Zieten persönlich kennen. Sein scharfer Blick erkannte bald in ihm den tüchtigen Heerführer, und er beförderte ihn zum Oberstleutnant. 1744 wurde er zum General-Major ernannt.

201. Eine kühne That.

Im zweiten schlesischen Kriege (1745) drang eine österreichische Armee von 20,000 Mann zwischen Jägerndorf und Neisse vor. Dadurch wurde ein preussisches Armeecorps unter dem Markgrafen Karl von dem Hauptheere des Königs getrennt und gerieth in eine höchst bedenkliche Lage. Nur eine schleunige Mittheilung über die Gefahr, worin der Markgraf mit seinen 9000 Mann schwebte, konnte ihn vielleicht retten. Mit diesem wichtigen Auftrage betraute der König den General Zieten. Am Schlusse der Ordre war hinzugefügt: „Zieten soll diesen Befehl in seinem ganzen Regimente bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkommt, der Markgraf von meinem Willen unterrichtet wird.“ Durch diesen Zusatz war die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Auftrages deutlich genug bezeichnet. Zieten sann auf eine Kriegslist. Bisher hatte sein Regiment rothe

Dolmans (Mäntel) und schwarze Filzhüte getragen; jetzt hatte er für den Winter blaue Pelze und hohe, runde Pelzmützen mit Schuppenbändern erhalten. Den Oesterreichern waren die Zieten'schen Husaren nur in dem rothen Dolman und der schwarzen Mütze bekannt. Um nun die Feinde zu täuschen, mußten seine Leute die blauen Pelze anziehen, worin sie dem ungarischen Husarenregimente Spleny glichen. Darauf ritt er mit seinen Husaren kühn auf das feindliche Lager zu. Bei Neustadt traf er mit den Oesterreichern zusammen. Sorglos ritten die Preußen hinter einem feindlichen Dragonerregimente her, als wären sie Freunde. Geborne Ungarn, die in Zieten's Regimente dienten, ritten voraus und grüßten die feindlichen Feldwachen freundlich in ihrer Sprache. Die Feinde hatten nicht den mindesten Verdacht. Ein feindlicher Oberst ritt an Zieten heran und wünschte ihn freundlich: „Guten Tag!“ „Nehmt ihn gefangen!“ rief Zieten leise, „es ist ein Oesterreicher!“ Der Oberst konnte vor Erstaunen kein Wort hervordringen; er mußte den Zug mitmachen. Endlich schwenkte das feindliche Dragonerregiment links zum Lager ein; Zieten's Weg aber führte gerade aus. Da gingen den Oesterreichern die Augen auf. „Preußen! Preußen!“ erscholl es im feindlichen Lager. Aber die Zieten'schen Husaren in ihren blauen Pelzen geben den Rossen die Sporen, und:

Surre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im saufenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Finten soben.

Glücklich kam Zieten in Jägerndorf beim Markgrafen Karl an. Da gab's große Verwunderung und Jubel und Frohlocken. Dem Markgrafen aber gelang es, sich wieder mit dem Könige zu vereinigen.

202. Zieten bei Hohenfriedberg und Hennersdorf.

In der Schlacht bei Hohenfriedberg (1745), wo Zieten ein österreichisches Kürassierregiment und die Dragoner von Sachsen-Gotha in die Flucht jagte, nahm er auch den General von Berlichingen gefangen. Dieser Held trug nicht, wie sein berühmter Vorfahr Gözl eine eiserne Hand, sondern eine gepuderte Ziegenhaarperücke als Sturmhaube, die so hieb- und schußfest war, daß ihm der Schädel nicht gespalten werden konnte. Als ein Husar den gefangenen Genera,

nebst der Perücke, die er auf seiner Säbelspitze in die Höhe hielt, zu dem Könige brachte, rief dieser ihm lächelnd zu: „Kinder, ihr habt euere Schuldigkeit gethan; ihr seid brave Kerls! Klopft mir die Wiener Perücken nur bei jeder Gelegenheit aus!“

Glänzend war der Erfolg Zieten's in dem Gefechte bei Katholisch-Hennersdorf, wo er in Gemeinschaft mit den schwarzen Husaren zwölf Fahnen und Standarten, vier Kanonen und fünf Paar Pauken erbeutete.

203. Eine Heldenthats anderer Art.

Auf einer Reise nach seinem Gute Wustrau war Zieten genöthigt, in dem Wirthshause zu Zlatow zu übernachten. Wegen Mitternacht wird er wach und fühlt seinen Fuß von Etwas umschlungen. Was kann es anders sein, als eine Schlange, denkt er. Ich bin in einer schlimmen Lage. Streife ich das giftige Gewürm mit Gewalt ab, so wird es gereizt, und ich bin unfehlbar verloren; es wäre nicht der erste Fall dieser Art. Wohl an, ich halte still, das wird hier das Beste sein. Er befahl seine Seele Gott und schlief getrost wieder ein. Als er am andern Morgen erwachte und sich näher unterrichten wollte, welcher ein Lindwurm ihn gefesselt halte, fand er zu seinem großen Troste, daß die gefährliche Boa nichts anders als ein Eichhörnchen war, welches, sein Bein umschwänzelnd, sich ein warmes Plätzchen bei ihm im Bette gesucht hatte.

204. Zieten im siebenjährigen Kriege.

Als bei Prag das furchtbare Kartätschenfeuer der Oesterreicher ganze Reihen Preußen niederstreckte und die andern in die Flucht trieb, brachte Zieten die fliehenden Regimenter zum Stehen, und als der greise Feldmarschall von Schwerin, die Fahne in der Hand, sich an die Spitze des Fußvolks stellte und Ferdinand von Braunschweig den Feind im Rücken faßte, deckte Zieten ihre Flanken und trug so das Seinige zu dem herrlichen Siege bei.

Bei Leuthen befehligte Zieten die gesammte Reiterei des linken

Flügels und warf sich mit solchem Ungestüm auf die Oesterreicher, daß Widerstand unmöglich war. Sein Regiment allein machte 2000 Gefangene. Nach der Schlacht mußten Zieten und Fouquet die fliehenden Feinde verfolgen. Der König feuerte sie durch unaufhörliche Zuschriften an: „Nur immer dicht an den Feind; ein Tag Arbeit bringt uns hundert Ruhetage.“ Die Verfolgung ward aber auch mit solchem Eifer betrieben, daß die Kaiserlichen ungeheure Verluste erlitten. 3000 Wagen und viele Tausende Gefangene fielen den Preußen in die Hände. Das feindliche Heer wurde so zerstreut, daß Prinz Karl nur 17,000 Mann nach Böhmen brachte.

Ohne die Wachsamkeit Zieten's würde die Niederlage bei Hochkirch noch viel größer gewesen sein. Bei Künersdorf waren es die Zieten'schen Husaren, welche den König, als er von Feinden rings umgeben war, aus der Umzingelung heraushieben. In den Schlachten bei Liegnitz und Torgau zeichnete sich Zieten vorzugsweise rühmlichst aus. Der König ehrte ihn mehr wie je, die Prinzen zeichneten ihn aus, die Kaiserin von Rußland und die Königin von Schweden verlangten sein Bildniß; es hing aber auch in jeder Hütte des Preußenlandes. Ausländer suchten ihn auf, seine Mitbürger drängten sich um ihn und grüßten ihn ehrerbietig auf den Straßen; seine Soldaten liebten ihn und nannten ihn ihren Vater. Selbst seine Feinde konnten ihm ihre Achtung nicht versagen, und in Karlsbad, welches er nach dem siebenjährigen Kriege seiner Gesundheit halber besuchte, sah man ihn oft mit kaiserlichen Offizieren, besonders mit Laudon in vertraulichem Gespräche.

205. Zieten an des Königs Tafel.

Der alte Zieten war allezeit ein gewünschter Gast an der Königs-tafel. Nun geschah es einmal in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, daß er am Charfreitag zur Tafel in's Schloß befohlen wurde. Er entschuldigte sich, weil er zum heiligen Abendmahl gehen möchte und sich in seiner andächtigen Stimmung nicht stören lassen möchte. Als er bald darauf bei Hofe erschien, redete ihn der König mit einem Scherz über das heilige Sacrament an. Der leichtfertige Theil der Gesellschaft brach darüber in ein schallendes Gelächter aus. Da schüttelte der greise Feldherr das Haupt, stand auf, verbeugte

sich mit allem Respect vor dem Könige, und sprach laut mit fester Stimme:

„Eure königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet, und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung befeelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsamst zu Ihren Füßen, aber es giebt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen; das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkaufte hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und Tod. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihr tapferes Heer muthig gekämpft und gesiegt; untergraben Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterhöhlen Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten Sie zu Gnaden!“

Der König war von dieser Rede sichtlich ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die linke Hand auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Zieten, möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor seinem Glauben. Halt er ihn fest, es soll nie wieder geschehen!“

Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. Keiner hatte den Muth, ein Wort zu reden. Und da nach einem solchen ernstern Auftritt auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem andern Gespräch finden konnte, hob er die Tafel, wenn gleich erst in der Mitte derselben, auf und gab das Entlassungszeichen. Zieten aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komm er mit in mein Cabinet!“

206. Zieten's Antwort..

Und Zieten tritt zum Könige hin
In seinen grauen Haaren:
„Herr, daß ich keine Memme bin,
Hast Du bei Prag erfahren.“

„Dem Tod hab' ich in's Aug' geschaut
Bei Pennewitzdorf und Leuthen,
In Deinem Dienst bin ich ergraut;
All' das will nichts bedeuten.“

„Und willst Du meinen Kopf, ich leg'
Ihn heute Dir zu Füßen,
Doch Einem wirst in alle Weg'
Auch Du Dich beugen müssen.“

„Der ist's, der in dem Schlachtrandrang
Mich trug auf Adlersfüßeln,
Der mir die Siegesfahne schwang'
Auf blut'gen Leichenhügeln.“

„Der über Schutt und Tod und Graus
 Dein treues Heer geführt —
 Herr ist's mit diesem Glauben aus,
 So hast Du ausgerieget!“

Sagenbach.

207. Zieten's Ende.

Zieten lebte im Sommer zu Wustrau, im Winter in Berlin, kam aber auch alle Monate im Sommer hierher, um von seinem Regimente nicht abwesend zu sein. Kam er auf's Schloß, so pflegte ihn der König herzlich zu umarmen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ihn zur Tafel einzuladen, und wenn nicht fürstliche Gäste da waren, neben sich sitzen zu lassen; er erlaubte auch nicht, ihn zu wecken, wenn er über Tisch einschlummerte. Einst war er in Sanssouci nach einem großen Manöver von Prinzen und Generalen, fremden wie einheimischen, umgeben, als er weggehend Zieten bemerkte, auf ihn zuellte, ihn umarmte und in die freundlichsten Aeußerungen ausbrach. War der König Winters im Exerzierhause gewesen, so fuhr er selbst im eignen hohen Alter von dort nach Zieten's Wohnung, und litt nie, daß der Greis ihn beim Weggehen begleitete. Besonders rührend, rein menschlich und den König wie den Unterthan ehrend, ist der letzte Besuch des sechsundachtzigjährigen Zieten im Berliner Schlosse zur Parolezeit. Schon hatte der König seine Befehle den Offizieren ertheilt, als er, durch Zieten's Anblick angenehm überrascht, mit dem Ausrufe: „Da ist mein alter Zieten!“ auf ihn zuellte, bedauernd, daß er sich die vielen Treppen herauf bemüht habe, da er, der König, ja gern zu ihm gekommen wäre. Auf die Frage nach dem Befinden Zieten's erwiederte dieser: „Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen; aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte.“ „Das erste,“ sagte der König, „höre ich gern; aber das Stehen muß ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl! Die Adjutanten bringen ihn; Zieten weigert sich, erklärt, er sei nicht müde; allein der König wiederholt freundlich: „Setz' er sich, alter Vater Zieten, setz' er sich, sonst geh' ich weg; denn ich will ihm durchaus nicht zur Last fallen,“ und so stand der König lange vor ihm, nach seinem Gedächtniß, Gehör u. s. w. sich erkundigend. Endlich sagte er: „Leb' er wohl, Zieten, nehm' er sich vor Erkältung in Acht, er-

halt' er sein Leben, so lange sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft das Vergnügen habe, ihn wieder zu sehen."

Am 25. Januar 1786 war Zieten noch spazieren gefahren; in der folgenden Nacht erkrankte er, und noch ehe der neue Morgen dämmerte, schloß er seine Augen für dieses Leben. Seine irdische Hülle wurde nach Wustrau gebracht und in ein Grab neben der Kirche eingesetzt. In der Kirche ließen ihm die Hinterbliebenen ein Denkmal aus Marmor setzen, das die Inschrift trägt: „Mit Friedrich lebt er im Jahrbuche der Geschichte, bewundert als Held, geliebt als Mensch und Christ. Glücklich waren durch ihn, die weinend dies Denkmal ihm setzten: Gattin und Kinder.“

208. Hans Joachim von Zieten.

Joachim Hans von Zieten
Fusaren-General, —
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er die hundert Mal;
Sie haben's All erfahren,
Wie er die Pelze wusch
Mit seinen Leibfusaren,
Der Zieten aus dem Busch.

Bei, wie den Feind sie bläuten
Bei Lowositz und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Nitt selbst der Fritz nach Haus,
Doch Zieten sprach: „ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der Eine,
Der Andre war der Blitz;
Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein,
Ob warm' ob kalte Schläge,
Sie pfliegten gut zu sein. —

Der Friede war geschlossen;
Doch Krieges Luft und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marschall Daun geandert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

Einft mocht' es ihm nicht schmecken,
Und seh, der Zieten schlief;
Ein Höfning will ihn wecken, —
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht.“ —

Und als die Zeit erfüllt
Des alten Helden war,
Lag einft, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten der Fusar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Busch,
So war der Tod gekommen
Wie Zieten aus dem Busch.

Lh. Fontane.

209. Die Kleye.

Der große König wollte gern sehen,
Was seine Generale müßten;
Da ließ er an alle Briefe ergeh'n,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

Der Vater Zieten, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl
gar,

So brummt er, was soll mir der Bettel;
Husar, das bin ich, Poß Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student.“

Da macht er auf einem Bogen Papier
Einen großen Kley in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten, dann Linien
vier,

Die all' in dem Kleye sich schnitten,
Und jede endete auch in 'nem Kley.
So schießt er den Bogen dem alten Kley.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann den Alten:
„Zum Schwernoth, Zieten, ist er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?“
Den Bart streicht sich Zieten: „Das ist
bald erklärt,
Wenn Euer Majestät mir Gehör gewährt.“

„Der große Kley in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den Bieren;
Der kann nun von vorn und hinten auf
mich,
Von rechts oder links auch marschieren,
Dann rückt' ich auf einem der Striche vor
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, auf's Ohr.“

Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Zieten ist klüger, wie ich es gedacht,
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheint;
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rückt
heran.“

F. von Sallet.

210. Zietens Persönlichkeit.

Zieten war ein kleiner, hagerer Mann, von feinem, verhältnißmäßigen Gliederbau, hatte ein längliches Gesicht, dunkles Haar, eine zurückgelehnte Stirn, ein großes, blaues Auge, eine lange, ungebogene Nase, deren Spitze hervorsprang, einen großen Mund mit starken Lippen, deren untere eine Narbe trug, welche er sich in jüngeren Dienstjahren zugezogen hatte, und deren obere von einem herabhängenden Schnurbart bedeckt war. Das Gesicht war nicht schön und sein derber Charakter darauf in starken Zügen ausgeprägt. In dem festen Scharfblick seines feurigen Auges lag viel Ausdruck, und der Ernst in seinen Mienen gab ihm Würde. Er trug sich gerade, hatte einen leichten, freien Gang, machte alle seine Bewegungen rasch und führte

seinen Degen eben so geschickt mit der linken, als mit der rechten Hand. Er tanzte mit Anstand, jaß ungezwungen zu Pferde und befiel noch im spätesten Alter, aus eigener Wahl, die muthigsten und schnellsten Thiere. Rasch zu Pferde und zu Fuß, war sein übriges Wesen und ganzes Betragen das eines Mannes, welchen Leidenschaft nur selten hinriß. Diejenigen, welche ihn blos auf seinem Zimmer sahen, würden ihm schwerlich den hohen Grad von Entschlossenheit, Gewandtheit und Kühnheit zugetraut haben, der ihm so ganz eigenthümlich war. Er war karg in Worten, sagte aber mit wenigen Worten viel und antwortete immer bestimmt; auch stand ihm ein treffender Witz zu Gebote. Der Ton seiner Stimme war rauh und männlich, seine Kommandosprache deutlich, und sein ganzes Wesen drückte Seelenruhe, Erfahrung und Festigkeit des Charakters aus. In seiner Wäsche und Kleidung hatte er sich über alle Maßen an Neulichkeit gewöhnt; auch war seine Montirung noch im höchsten Alter sein Morgenhabit. Wenn er gewaschen und angekleidet war, mußte sich sein Kammerdiener entfernen. Er verrichtete alsdann im Stillen sein Gebet, frühstückte nachher und behielt auch in Krankheiten diese Ordnung bei. Gewöhnlich behielt er im Zimmer den Kopf mit einem Hute bedeckt. Sein Frühstück bestand aus Wassersuppe und Butterbrot. Kaffee oder Thee trank er niemals, und nur zuweilen einen Thee von Citronenschale als Medicin. Des Mittags aß er von drei Gerichten mit gesundem, starkem Appetit, und sein Gemüse war täglich gelbe Rüben, weil er solche seiner Gesundheit zuträglich hielt. Sein Getränk bestand aus Wasser, und im Essen nöthigte ihn seine öftere Kränklichkeit vorsichtig und mäßig zu sein. In jüngeren Jahren war er ein leidenschaftlicher Tabackraucher, und doch stand es völlig in seiner Gewalt, mit williger Verleugnung seiner Neigungen Alles zu thun und zu lassen. Alles, was Bequemlichkeit hieß, war ihm zuwider, und erst in seinem vierundachtzigsten Jahre war er dahin zu bringen, sich eines gepolsterten Lehnstuhles zu bedienen. Sein Gang zur Gastfreiheit und einer gut besetzten Tafel nahm mit den Jahren zu, ebenso seine Neigung zur Geselligkeit und sehr bemerkbar auch die Heiterkeit seiner Seele. Die vielen Gäste, die ihn täglich aus fernen Landen zu besuchen kamen, waren ihm höchst willkommen. Im engen Kreise war ihm der Umgang mit erfahrenen Offizieren und ihre Unterhaltungen über den Krieg das Liebste. Eine Pflanze des Soldatenstandes, war er auch von diesen gesucht und geehrt. Als Anführer darf er den berühmtesten Generalen an die Seite gesetzt werden. Sein militairischer Blick war schnell und untrüglich; er überjah Alles

und drang in Alles ein; er mochte angreifen oder sich vertheidigen, so verfuhr er immer nach gleich meisterhaften Dispositionen. Zu jedem Wagesstück, das sich mit seiner Pflicht vertrug, war er aufgelegt, denn er war gegen Alles, was die Natur Furchtbares ausbieten konnte, im höchsten Grade furchtlos. Er besaß ein unerschütterliches Gottvertrauen und war ein gläubiger frommer Christ. Alle Prüfungen trug er mit christlicher Demuth. Kein Tag verging, an dem er nicht in seinem Kämmerlein seine Kniee vor dem Allmächtigen gebeugt hätte. Mehr wie einmal hat man ihn ausrufen hören: „Gott hat mir Alles gewährt, warum ich ihn gebeten!“ Auf irdische Güter legte er geringen Werth und gab oft mehr aus, als er hatte. Nicht bloß in Preußen, auch im Auslande fand Zieten viele Bewunderer und Verehrer. In England, Kurland, Frankfurt am Main sind Medaillen auf seinen Tod geprägt worden. Sein Bildniß prangte auf Pfeifenköpfen und Dosen. Ein Kaufmann gab einem Tabake den Namen „Zietenkaster“ und wurde dadurch zum reichen Manne. Auf dem Friedrichs-Denkmale hat Zieten einen würdigen Platz gefunden.

211. Friedrich und Voltaire.

Friedrich sprach, las und schrieb am liebsten nur französisch; der deutschen Sprache war er nicht vollständig mächtig, er konnte sie wenigstens nicht fehlerfrei schreiben. In einer Unterredung mit dem Leipziger Gelehrten Gottsched äußerte er selbst: „Ich bin ein zu alter Kerl, um noch deutsch zu lernen und beklage, daß ich in meiner Jugend weder Anleitung, noch Ermunterung dazu gehabt habe!“ So zog er auch die französischen Gelehrten den deutschen vor; er war der Meinung, daß es den Deutschen überhaupt an Witz, Geschmack und Geistesgewandtheit fehle und daß unsere Sprache zu ungebildet sei, um vorzügliche Werke des Geistes in ihr darzustellen. Leider war er hier im Irrthum, und es bleibt zu beklagen, daß er das frische Aufleben der deutschen Literatur, welches noch vor seinem Lebensende durch Klopstock, Lessing, Wieland, Herder und andere große Dichter zu einer schönen Entwicklung gelangte, nicht gehörig erkannte und würdigte. Nichtsdestoweniger hat er darauf, ohne es selbst zu ahnen, durch seinen großen Heldenruhm, der die ganze deutsche Nation begeisterte, einen großen Einfluß geübt.

Friedrich zog mehrere französische Gelehrte in's Land; der merk-

würdigste unter denselben war Voltaire. Es hat wenig Menschen gegeben, die so glänzende Talente besaßen, wie dieser Mann. Alles, was er schrieb und sprach, wurde mit Begeisterung gelesen und gehört. Seine Schriften machten in ganz Europa Aufsehen, besonders ein Gedicht, die Henriade, worin er den Ruhm des französischen Königs Heinrich IV. besang. So sehr nun dieser ungewöhnliche, reichbegabte Geist seinen Mitmenschen hätte nützlich werden können, so sehr hat er ihnen geschadet. Uedle Neigungen, denen er sich frei hingeben, hatten sein Gemüth verdorben. Was jedem edlen Menschen das Heiligste ist, Religion und Sittlichkeit, wurde von ihm verspottet. Von Handlungen der niedrigsten Art ist er nicht freizusprechen. Schlechte Grundsätze, die er in der angenehmsten Form gepredigt, haben unsägliches Unheil gestiftet.

Zu den Bewunderern dieses ungewöhnlichen Mannes gehörte besonders Friedrich. Schon als Kronprinz hatte er um Voltaire's Freundschaft gebeten; als König berief er ihn an seinen Hof nach Sanssouci, gab ihm ein Jahrgehalt von 5000 Thalern und verlieh ihm Titel und Orden. Anfangs bestand zwischen den Beiden das angenehmste Verhältniß. Sie gingen zusammen spazieren, arbeiteten mit einander, lasen sich gegenseitig ihre Schriften vor und theilten sich ihre Bemerkungen darüber mit; allein das innige Verhältniß dauerte nicht lange. Friedrich, der in Voltaire nur den großen Gelehrten und berühmten Dichter gesehen hatte, fand bald, daß sich in diesem Manne die größten geistigen Fähigkeiten mit der niedrigsten Denkungsart vereinigten, und sah ein, daß ein deutsches Herz durch welschen Witz und Tand nicht befriedigt werden könne. Voltaire's Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Der König sollte nur ihn ehren. Ueber jeden Andern, den er seiner Freundschaft würdigte, fiel er in hämischer Eifersucht her und stritt und zankte sich mit Jedermann. Seine Habgier war so groß, daß er die Wachskerzen in dem königlichen Wohnzimmer entwendete und einen Juden mit unechten Steinen betrügen wollte, anderer Handlungen von sehr zweifelhaftem Charakter nicht zu gedenken. Zwischen ihm und dem Könige entstand eine Spannung, und bald fühlte sich Voltaire nicht mehr behaglich in Preußen und kehrte nach Frankreich zurück. Wehmüthig schrieb Friedrich damals in Beziehung auf Voltaire an einen Freund: „Wie kann so viel Geist und Verstand mit solcher Verdorbenheit des Gemüths verbunden sein?“

212. Voltaire und der königliche Page.

Als Voltaire einst an der königlichen Tafel speiste, stieß ihn ein Page, welcher die Teller herum trug, unversehends mit dem Ellenbogen an die Frisur, daß der Puder umher stäubte. Der gelehrte Franzose, dessen Gesicht ohnehin einem Affen nicht unähnlich war, verzog dasselbe zu einer noch fürchterlicheren Frage und warf dem Edelknaben grimmige Blicke zu. Der König bemerkte das und fragte, was es gäbe. Voltaire erwiderte: „Ich war in den Klauen eines dummen pommerschen Thiers!“ Friedrich fand diese Antwort sehr unpassend, noch mehr verdroß sie den Pagen. Dieser sann daher auf Rache. Eine Gelegenheit dazu fand sich bald.

Friedrich machte eine Reise durch Westphalen. Voltaire begleitete ihn. Sie fuhren von Bielefeld auf das Dorf Brackwede zu. Der Page mußte voraus reiten und dafür sorgen, daß dem Könige überall frische Pferde bereit gehalten wurden. Nachdem er in dieser Beziehung dem Schulzen von Brackwede seine Befehle ertheilt hatte, fügte er geheimnißvoll hinzu: „Merkt es euch, Mann, im zweiten Wagen befindet sich des Königs Leibasse, das ist ein tolles, wunderliches Thier, aber Seiner Majestät Augapfel. Sobald der Wagen hält, müßt ihr mit einigen handfesten Männern bereit stehen und verhüten, daß es aus dem Wagen breche und entwische. Nehmt euch aber in Acht; denn wenn euch das Thier bisse, so würdet ihr auch toll!“ Der Schulze erwiderte lächelnd: „Fürchtet nichts; ich habe da einige „Kärkles,“ die sind fit.“ Als nun der Zug in Brackwede ankam, wurde der zweite Wagen von einigen der stämmigsten Westphalen umzingelt, die mit Sensen, Heugabeln und Peitschen wohlbewaffnet waren. Voltaire streckt den Kopf aus dem Schläge und will aussteigen. „Das ist er,“ ruft der Schulz leise und plötzlich sauft dem armen Franzosen die Peitschenschnur um die Ohren. „Mon dieu! mon dieu!“ fängt der Betroffene laut an zu schreien. Der Schulze meint, das Thier rede in der Affensprache, es solle ihm aber nichts helfen. Voltaire schaut abermals aus dem Wagen; als er aber eine Menge blanker Waffen auf sein Haupt gezückt sieht, schreit er noch ärger: Mon dieu! und was ihm sonst die Angst noch auspreßt. Glücklicher Weise tritt der König herzu, den das Geschrei aus dem Wagen gelockt, und befreit den zitternden Franzosen aus der drohenden Gefahr. Jedermann aber gönnte Voltaire diesen Schimpf.

213. Friedrichs Alter und Tod.

Friedrich II. erregte im In- und Auslande hohe Bewunderung. Man nannte ihn den Großen, ja wohl gar den Einzigen. Seine Preußen hießen ihn am liebsten schlechtweg den alten Fritz und hingen mit wahrhafter Liebe und Verehrung an ihm. Wie jener württembergische Graf, konnte er getrost jedem Unterthan sein Haupt in den Schooß legen. An Bewachung seiner Person dachte er auch in der That wenig. Ein Zeitgenosse erzählt darüber: „Ich näherte mich in der Abenddämmerung dem Schlosse Sanssouci, dem gewöhnlichen Aufenthalte Friedrichs. Ich bemerkte zwar Licht in seinem Zimmer, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle; ich durfte frei und froh vor dem kleinen Hause umher wandeln.

Ein Anderer berichtet: „Ich kam eines Abends in Gesellschaft eines königlichen Pagen nach Sanssouci und sah dort im zweiten Zimmer durch eine halbgeöffnete Thür den König Friedrich, auf einem Ruhebetto schlummern. Ein schlafender Kammerdiener war sein Wächter!“

Wo Friedrich auf seinem Schimmel, den bekannten Krückstock in der Hand, sich blicken ließ, wurde er mit Ehrfurcht und Jubel empfangen: es war, als ob ein Vater zu seinen Kindern käme. Groß und Klein, Vornehm und Oering drängte sich an ihn heran und grüßte ihn ehrerbietig. Jeder Gruß wurde von ihm erwidert. Stets lief eine Schaar Kinder neben ihm her, warf jubelnd die Mütze in die Höhe, faßte sein Pferd am Schwanz, hielt ihn am Steigbügel fest, wischte ihm auch wohl den Staub von den Stiefeln und trieb sonst allerlei Kurzweil. Friedrich störte sie in ihrer Freude nicht. Als sie es einmal doch gar zu arg machten, erhob er drohend seinen Krückstock und rief: „In die Schule mit euch, ihr Buben!“ „Ah, der will König sein und weiß nicht einmal, daß am Mittwoch Nachmittag keine Schule ist!“ war die Antwort, die von einem schallenden Gelächter begleitet wurde. Friedrich lachte herzlich mit und ritt eilig davon.

Nach dem siebenjährigen Kriege lebte der große Friedrich noch drei und zwanzig Jahre. Sorge, Mühe und Arbeit hatten seinem Körper vor der Zeit das Gepräge eines höheren Alters gegeben. Manche Krankheitsleiden, die regelmäßig wiederkehrten, trug er mit bewundernswürdiger Kraft. In dem schwachen Leibe wohnte ein starker, frischer Geist. Ueber seine schweren körperlichen Uebel konnte er manchmal noch scherzen.

„Was meine Gesundheit betrifft,“ schrieb er an einen Freund, „so

werden Sie natürlich vermuthen, daß ich die Schwachheiten des Alters empfinde. Bald belüßt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen."

In den letzten Tagen seines Lebens litt er oft an Schlaflosigkeit; das veranlaßte ihn zum Herzog von Kurland zu sagen: „Sollte bei ihnen ein Nachtwächterposten offen sein, so vergessen sie mich nicht, ich habe jetzt vortrefflich gelernt, des Nachts zu wachen."

Friedrich war ein Freund von einer guten Tafel, besonders liebte er fette und stark gewürzte Speisen. Auf die strengempfohlene Mäßigkeit von Seiten seiner Aerzte nahm er wenig Rücksicht. Bekam ihm ein Lieblingsgericht zuweilen schlecht, so schob er die Schuld auf die schädlichen Medicinflaschen seiner Doctoren. Veränderten ihm seine Aerzte den Speisezettel, so hörte man ihn leicht sagen: „Man soll mit diesen Herren nur dann über ein solches Recept sprechen, wenn sie unsere Gäste sind."

Bei Tische war der König heiter, oft aber auch beißend witzig, ohne Schonung der Personen.

Tabak schnupfte er leidenschaftlich; eine Menge kostbarer Dosen stand auf seinen Tischen umher. Die Spuren des Tabaks waren in seinem Gesicht und auf seinen Kleidern bemerkbar. Seine Diener schnupften gewöhnlich mit ihm. Zuweilen merkte er es. Einmal, auf einem Spazierritte, wo er seine Dose vergessen haben wollte, bat er den ihn begleitenden Kammerdiener um die seinige. Dieser reicht sie ihm zögernd hin. Friedrich nimmt eine Prieße und findet seine Lieblingsorte. „Das ist ja von meinem besten spanischen Tabake," fährt der König plötzlich den Diener an; „wie kam er sich unterstehen!" „Freilich," erwidert dieser gefast, „ich habe ihn aus Ew. Majestät Kleidern geklopft." „So," lachte der König, „das ist etwas anderes!"

Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens erfüllte den König die treueste Sorge für die Wohlfahrt seines Landes. Noch ein Jahr vor seinem Tode sprach er zu dem Bischöfe von Ermland: „Wüßte ich Alles, könnte ich Alles sehen, meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein."

Friedrichs Alter war in mancher Beziehung freudloser, als die früheren Jahre. Kinder, die seinen Lebensabend hätten erheitern können, waren ihm nicht beschieden. An den Thronfolger, den Sohn seines verstorbenen Bruders August Wilhelm, knüpften ihn nicht gerade die innigsten Bande. Seine Gemahlin lebte stets von ihm getrennt; Sanssouci hat sie nie gesehen. Er konnte es nicht vergessen, daß ihm sein Vater bei der Vermählung Zwang angethan hatte; doch erwies er der Königin

immer hohe Achtung. Sie war eine gebildete liebenswürdige Dame, die in edlem Wohlthun und kindlicher Frömmigkeit hohe Befriedigung fand. Sie überlebte den König. Dagegen raubte der Tod diesem vor und nach manchen theueren Freund. Besonders schmerzlich war ihm der Verlust des Prinzen Heinrich, eines jüngeren Bruders des Thronfolgers. Der heitere Kreis, der sich früher in Sanssouci um ihn bewegt und seine Tage verschönert hatte, war allmählig dahin geschwunden. Die Beschwerden des Alters stellten sich immer mehr ein. Die Flöte, die viele Jahre lang seine geliebte Freundin gewesen war, mußte ruhen; seine zitternden Finger versagten ihm den Dienst. Sein Gedächtniß, einst so bewundernswürdig, wurde schwächer und schwächer. Leicht übermannte ihn der Zorn, doch übte er keine Rache; er war gerecht und seinem Worte treu. Wenn er Jemanden beleidigt, so schämte er sich nicht, ihn um Verzeihung zu bitten.

Mit großer Liebe hing der kinderlose alte Mann an seinen Hunden. Drei oder vier waren beständig um ihn. Einer davon war der Liebling; er saß seinem Herrn am Tage zur Seite und schlief des Nachts in seinem Bette. Alle möglichen Unarten durften diese Thiere in den Zimmern des Königs treiben. Wenn er ausfuhr, nahmen die Hunde den Vordersitz ein; der sie beaufsichtigende Diener mußte sich auf den Rücksitz setzen. Man sagt, er hätte seine vierbeinigen Untergebenen beständig mit Sie angeredet, z. B. „Bühe, seien sie artig; Almann, bellen sie nicht so!“ — Steinplatten mit den Namen der Thiere bedecken ihre Gräber.

Vierundsiebenzig Jahre hielt die starke Seele den schwachen Körper aufrecht. Im Frühjahr 1785 bekam der König einen starken Anfall von Gicht. Dennoch reiste er nach Schlessen und hielt in stürmischem Regenwetter bei Breslau Heerschau. Sterbenskrank kehrte er nach Potsdam zurück. Hier erholte er sich wieder, brachte jedoch den Winter unter großen Beschwerden zu; es äußerten sich die bedrohlichen Vorboten der Wassersucht. Im Jahre 1786 sank auch der siebenundachtzigjährige Zieten in's Grab. Das machte einen tiefen Eindruck auf den König, und er äußerte darüber: „In der Schlacht pflegte Zieten zuerst auf den Feind zu rücken, dann kam ich; er ist mir nun auch im Tode vorangegangen; wohlan, ich werde ihm bald folgen!“

Im Februar schwellen dem Könige die Füße, und im Anfange des Sommers hatte sich die Krankheit vollständig ausgebildet. Die Aerzte wußten keine Hilfe mehr. Der Geschwulst mehrte sich mit jedem Tage, und Friedrich konnte es schon im Juni nicht mehr im Bette aushalten. Tag und Nacht mußte er in vorwärts gebückter Stellung in einem Lehn-

stuhl zubringen. Dessenungeachtet gingen die Regierungsgeschäfte unausgesetzt ihren Gang fort. Die Kabinettsräthe, die sonst gewöhnlich um sechs oder sieben Uhr erschienen, wurden jetzt um vier oder fünf Uhr Morgens schon vor ihn berufen. Er entschuldigte sich gegen sie mit den Worten: „Mein Zustand nöthigt mich, ihnen diese Mühe zu machen, die für sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Reize; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Zu warmen Nachmittagsstunden ließ er sich oft in's Freie hinaustragen. Auf seinem Lehnstuhle sitzend, blickte er gern in die Sonne. „Sie ist meine liebste Freundin,“ sagte er einst, „bald werde ich ihr näher kommen.“

Am Morgen des 15. August stockte die Sprache, das Bewußtsein schien aufzuhören. Seine Rätthe wurden nicht zum Vortrage gerufen. Er vermochte aus der Ecke des Stuhles sein Haupt nicht mehr aufzuheben, das matte Auge nicht mehr zu öffnen, den Mund nicht mehr zum Sprechen zu bewegen. Alle Anstrengung war vergebens. Er gab durch einen traurigen Blick beim Drehen des Kopfes zu verstehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei. Der Tag verging, es schlug Abends elf Uhr. Er fragte, was die Glocke sei. Als man es ihm sagte, erwiederte er: „Um vier Uhr will ich aufstehen.“ Ein trockner Husten beklemmte ihn und raubte ihm die Luft. Ein Diener faßte ihn, indem er niederkniete, unter den Arm und hielt ihn aufrecht. Das brachte ihm etwas Erleichterung. Allmählich veränderten sich seine Gesichtszüge, das Auge wurde matter. Nach Mitternacht, am 17. August 1786, starb der große König in den Armen eines Dieners. Seine letzten Worte waren: „Mir ist wohl, der Berg ist erstiegen!“

Am Morgen erschien der neue König Friedrich Wilhelm II. in dem Sterbezimmer und traf mit dem Minister Herzberg die nöthigsten Verfügungen. Der Leichnam ward unterdeß vom Stuhle auf das Ruhebett gelegt, seiner bösen Feuchtigkeit durch Einschnitte entledigt und in eine kostbare Staatsuniform gehüllt. Abends acht Uhr wurde er auf einem achtspännigen Leichenwagen, den vierundzwanzig Unteroffiziere begleiteten, in's Schloß nach Potsdam gebracht. Hier war am andern Tage der Leichnam in Parade ausgestellt. Wie er früher an einen Freund geschrieben: „Wenn man mich begraben wird, werde ich noch ein lächelndes Gesicht zeigen,“ so war es jetzt. Kein Zug von Erden-schmerz entstellte sein Antlitz; heiterer Friede, Sieg und Versöhnung ruhten auf der Stirn des Verklärten. Nicht Krone, Scepter, Reichs-schwert, wie es sonst üblich ist, umgaben den König; nur Krüdstock,

Felsherrnendegen und Schärpe lagen auf einem Sessel neben ihm. So sahen ihn an diesem Tage Tausende. Am folgenden Tage wurde die sterbliche Hülle in der Garnisonkirche zu Potsdam neben dem Sarge Friedrich Wilhelms I. beigesetzt.

Das Arbeitszimmer, worin der große König lebte und starb, ist so erhalten worden, wie er es verließ. Die Bücher, aus denen er in den letzten Lebenstagen sich vorlesen ließ, der Schreibtisch mit reichlichen Dintenflecken und die von den Windspielen zerrissenen Ueberzüge und Vorhänge stehen noch unberührt. Die Uhr, welche beim letzten Athemzuge Friedrichs, zwei Uhr zwanzig Minuten zeigend, abgelaufen war, hat noch denselben Stand auf dem Ramin und zeigt noch heute dieselbe Zeit.

Außerordentlich war der Eindruck, den die erschütternde Botschaft von Friedrichs Tode unter dem preussischen Volke hervorbrachte. Jeder stand lange und betroffen, wie wenn etwas Einziges, Unerseßliches durch eine furchtbare Naturbegebenheit untergegangen wäre. Auch frohlockte kein Feind über unseren Verlust. Die Ehrfurcht für den großen Todten war so allgemein, daß auch das Ausland den großen Schmerz mit uns theilte. Kaum dürfte diese Theilnahme besser bezeichnet werden können, als mit den Worten jenes schwäbischen Bauern, der bei der Nachricht von Friedrichs Tode kummervoll ausrief: „Ach, wer soll nun die Welt regieren!“

Ein herrliches Denkmal ist dem großen Könige in Berlin errichtet worden, das die Inschrift trägt:

Friedrich dem Großen

Friedrich Wilhelm III.

1840.

Vollendet unter Friedrich Wilhelm IV.

1851.

214. Peter Hahn, der Solinger Held.

Solingen durch seine Dolch- und Degenklingen weltberühmt, ist die Heimath dieses durch einen ungewöhnlichen Heldeumuth und eine feltene Untertthanentreue sich auszeichnenden Mannes. Im Jahre 1720 zu Jakobshäuschen bei Solingen geboren, wuchs er zu einem wackeren,

an Leib und Geist kräftigen Jünglinge, zu einem echten Solinger heran. Zu seinem Berufe wählte er das Schmiedehandwerk und bekundete dadurch auch seine Solinger Natur. Das bergische Land stand damals noch unter dem churpfälzischen Hause. Preußen hatte aber keinesweges seinen alten Ansprüchen auf dasselbe entfagt, und als im Jahre 1742 die pfalzneuburgische Fürstenlinie erlosch, traten die alten Ansprüche Preußens auf die verwaisten, ihm widerrechtlich vorenthaltenen Lande um so klarer hervor. Obgleich Karl Philipp Theodor von Sulzbach, ein Seitenverwandter des letzten Neuburgischen Sprossen Karl Philipp, die Regierung von Jülich und Berg im Schutze des Reiches antrat, so unterließ es König Friedrich II. doch nicht, seine Ansprüche, auf gründliche Rechtsgutachten gestützt, zu verlautbaren, und was man noch von dem jungen Helden gehört, berechnete, seiner Sache den glücklichsten Ausgang zu versprechen. Deshalb war es natürlich, daß Viele in Berg den König von Preußen schon damals für ihren einzig rechtmäßigen Landesherren hielten, und besonders die Herzen der Protestanten flogen Friedrich, von dessen Rechtsgründen überzeugt, freudig entgegen. — Viele bergische Jünglinge, besonders aus der Gegend von Solingen und Elberfeld, eilten zu dem preussischen Heere, und auch der zweiundzwanzigjährige Peter Hahn trat im Jahr 1742 in ein königliches Infanterieregiment ein. Zwölf Jahre hindurch begleitete er den Einzigen zu all den preiswürdigen Siegen, die er errang und kehrte dann, ein Genosse seines Ruhmes, mit ehrenvollem Abschiede in seine Heimath nach Solingen zurück. Darauf griff er wieder zu seinem Schmiedehandwerk und hämmerte, daß ihm der Schweiß von der Stirne floß. Auch verheirathete er sich mit der Tochter des Abraham Kronenberg zu Korten und ernährte die Seinen redlich. Während seine wuchtige Hand den schweren Hammer schwang und die Funken ihm um den Kopf flogen, träumte er von den Schlachten und Siegen, die er unter den Augen seines Königs hatte erkämpfen helfen. An den langen Winterabenden saß das jüngere Geschlecht lauschend zu seinen Füßen und hörte ihn mit klopfendem Herzen die Großthaten Friedrich's erzählen, wodurch die jugendlichen Herzen für ihr Leben an den großen König gefesselt wurden.

Bald begann der dritte schlesische Krieg. Ein Verderben drohendes Ungewitter zog sich aus dem ganzen Europa gegen das beneidete Preußen zusammen. Rußland, Schweden, Frankreich und das deutsche Reich schickten gewaltige Streitkräfte, um den großen Friedrich zu zermalmen. Im Frühjahr 1757 kam Soubise mit seinem übermüthigen Heere nach Rheinland-Westphalen. In Solingen hielt das übelberück-

tigte Fischer'sche Freicorps und einige andere französische Truppen Masttag. Sobald der biedere Hahn davon Kunde erhielt, zog er eilig seinen Sonntagsvrock an und oben darüber seinen blauen Kittel, unter dem das Schurzfell herausstand, und ging in das Gasthaus zum Himmel bei Ascheuer in Solingen. Hier fand er in der Trinkstube eine Menge französischer Soldaten. Bei denen erkundigte er sich nach den Kriegsangelegenheiten. Da mußte er denn die ärgsten Prahlereien hören. Ungeheurere Thaten sollten verrichtet werden. Zum kleinen Männlein wollten sie den großen Preußenfritz machen; nicht einmal so viel Land sollte er behalten, daß er eine Ziege darauf ernähren könne. Solche Reden waren Dolchstiche für ein edles Preußenherz. Hahn brauste wild auf. Die Franzosen schalt er Prahlhänse. Ihren Prinzen Soubise nannte er ein schwaches Züngelchen, das sein König wie ein dürres Rohr zerbrechen werde. Sein Fritz verstehe die Kriegskunst besser als alle seine Feinde. Die Kaiserin wäre schon ein halbes Duzend mal davon gelaufen. Mit den wilden Russen sei es nichts, mit der lahmen Reichsarmee sei es vollends nichts, und die Franzosen werde er zu allererst aus dem Lande herausschlagen. Das war den Franzmännern zu arg. Sie zückten schnell die Säbel. Meister Hahn machte es aber wie sein König; zum Zuschlagen ließ er ihnen keine Zeit. Mit einem Ofendeckel, in einer Solinger Esse geschmiedet, ohrfeigte er sie sämmtlich zur Thür hinaus. Es sollen echte Solinger Hiebe gewesen sein, ähnlich denen, welche die Preußen bald darauf bei Kopsbach austheilten. Nachdem Meister Hahn den Feind in die Flucht geschlagen, stürzte er aus dem Hause, warf das Schurzfell von sich und rief voll Enthusiasmus: „Friedrich muß Hülfe haben!“ Auf Wangenberg stieß er auf einige Bekannte, die ihm zuriefen: „Wohin so eilig?“ „Dem Preußenfritze Hülfe bringen!“ war die Antwort. Mit denselben Worten begrüßte er seinen Better Witte, der ihm bald darauf begegnete. „Wie, Weib und Kind wollt ihr verlassen und in Händel laufen, die euch nichts angehen! Kommt mit nach Hause zurück, Gevatter, und denkt der Sache ruhiger nach bis morgen; nehmt wenigstens Abschied von eurer Familie!“ „Ich habe mich bedacht; ich kenne meine Pflicht,“ erwiderte Hahn. „Der eigentliche Herr dieses Landes ist der Preußen-Friedrich; ihm habe ich geschworen, getreu zu sein zu Wasser und zu Lande, und ein schlechter Kerl würde ich sein, wenn mich die Noth meines Herrn nicht rührte. Geht zu meinem Weibe und sagt ihr, ich könne nicht anders. Von dem Gelde, das ich verdient habe, solle sie zehren; es wird schon ausreichen, bis ich wiederkomme. Falle ich, so wird ihr reicher Bruder sie nicht darben

lassen; ich weiß das, denn er hat ein milbes Herz. Nehmt meinen Sonntagsrock mit, daraus kann sie Röcklein machen lassen für die Kleinen. Ich werde schon im Kittel zu meinem Regimente kommen; dort giebt mir der König einen neuen Rock. Hier habt ihr noch eine Reihe Semmel für die Kinder. Grüßt mir meine Lieben; Gott wolle uns Alle in seinen gnädigen Schutz nehmen!" Das Weitere schildert der Dichter Simrock in kurzen, schönen Worten:

Ihm waren Weiß und Kind
Wohl auch an's Herz gewachsen,
Doch lief er hin geschwind
Zu Friedrich's Heer in Sachsen.

Und eh' man sich's versah,
Begann die Schlacht zu tosen:
Mit Seydlitz schlug er da,
Bei Rossbach die Franzosen.

Das dünkt ihm nicht genug,
Viel schlimmere Feinde dräuten,
Er ließ nicht ab und schlug
Mit Zieten noch bei Leuthen.

Da ging es herrlich her:
Zu ganzen Bataillone
Ergab sich Oesterreichs Heer,
Mit Fahnen und Kanonen.

So folgte Hahn seinem Könige zu den herrlichsten Siegen. Er war ein Muster von Diensttreue, stand bei seinen Waffengefährten in hoher Achtung und wurde von seinen Vorgesetzten geliebt und oft beschönigt. Der große König kannte ihn persönlich und hat ihn oft freundlich angeredet. Was er geschenkt erhielt und was er von seiner geringen Löhnung erübrigen konnte, schickte er seinem geliebten Weibe nach Limminghofen bei Solingen. Kurz nach der Schlacht bei Zergau fiel Hahn den Oesterreichern in die Hände und mußte als Kriegsgefangener nach Pettau in die Steiermark wandern. Dort hatte er schlimme Tage. Der Friede zu Hubertsburg, der dem siebenjährigen Kriege ein Ende machte, gab auch ihm die Freiheit wieder. Gleich nach seiner Auswechslung eilte er voll Sehnsucht nach der Heimath. Ein grauleinener Kittel bedeckte die schlichte Heldengestalt. Sein Antlitz war mit ehrenvollen Narben bedeckt, jedoch von dem Leiden der langen

Gefangenschaft etwas gebleicht. Mit Jubel empfing ihn sein treues Weib. Kein theueres Haupt fehlte; Sorge um den fernem Gatten hatten oft ihr Auge getrübt. Noth und Mangel hatten niemals an ihre Thür geklopft. Mit Ehrfurcht und Bewunderung wurde der Heimgekehrte von den Nachbarn angeschaut und begrüßt, und fortan lebte er als wackerer Familienvater, ließ Schlott und Esse dampfen und schmiedete, wie ehemals, im Schweiß seines Angesichts seine Bajonnette. Sein Leben brachte er auf mehr denn siebenzig Jahre, von denen siebenzehn dem Dienste seines Königs gewidmet gewesen waren. Seine glückliche Ehe war mit sieben Söhnen gesegnet, die aus seinem Munde die Erzählung seiner Abentheuer erhalten und auf ihre Kinder und Enkel vererbt haben. Solingen wird seinen Peter Hahn niemals vergessen.

Nach vielen Stürmen und Kämpfen hat sich das gute Recht bewährt. Preußen ist endlich in die ihm widerrechtlich lange vorenthaltene Erbschaft gekommen, und der Bergische steht in seinem erlauchtem Herrscherhause noch die Sprossen seiner frühesten Grafen.

215. Die Markaner vor Friedrich dem Großen.

Es sprach der große König: „Die Schlacht ich wohl gewann,
Doch hat sie mich gekostet auch manchen guten Mann.
Wo nehm' ich nun Soldaten und Regimenter her?
Desterreich darf Schlesien bekommen nimmermehr!“

Da nahen ries'ge Gestalten sich unangefordert dem Fritz.
Des Königs Heldenauge mustert sie von dem Sitz.

„Woher? ihr Enaktkinder, ihr Söhne kräftig und stark?“

„Wir woll'n Soldaten werden, sind aus der Grafschaft Mark!“

„Wer rief euch?“ — „Niemand, König.“ „Wer hat euch rekrutirt?“

„Uns schickten uns're Väter, sind selber hermarschirt!“

„Wer führt euch an?“ — „Auch keiner!“ „Und Niemand desertirt?“

„Wir brauchten nicht zu kommen, hätt's Einer gern vollführt.“

Des Königs Auge leuchtet: „Noch bin ich,“ ruft er, „stark,
Wenn solche Söhne sendet unangefordert die Mark.

„Mit solchen Soldaten zu siegen, wird mir wohl nimmer schwer —
Desterreich bekommt Schlesien nun und nimmermehr!“

F. Brunold.

216. Friedrich Wilhelm II.

(1786—1797.)

Friedrich der Große hatte den ältesten Sohn seines verstorbenen Bruders August Wilhelm zu seinem Nachfolger bestimmt. Dieser bestieg unter dem Namen „Friedrich Wilhelm II.“ Preußens Königsthron. Er war ein Fürst von großer Herzensgüte und wohlwollender Gesinnung; doch wird seine Regierung nicht zu den guten Zeiten des Vaterlandes gerechnet. Es fehlte ihn an Charakterfestigkeit, weshalb Andere leicht Gewalt über ihn gewannen, die sie zum Nachtheile des Landes oft mißbrauchten. Daß ihm das Wohl seines Volkes am Herzen lag, bewiesen besonders seine ersten Regierungshandlungen. Er schaffte die Regie ab, schickte die französischen Steuerbeamten, diese Menschenplager, wieder nach Hause, hob den Alleinhandel mit Tabak und Kaffee auf, worüber große Freude im Lande entstand, und gab den Befehl, die Soldaten, die bei dem geringsten Vergehen mit Schimpfworten, Ohrfeigen und Stockschlägen bestraft wurden, menschlicher zu behandeln. Seine Regierung fiel aber in eine sturm bewegte Zeit. In Frankreich, das durch die Verschwendung früherer Könige und durch viele Kriege in eine ungeheurere Schuldenlast gestürzt worden war, brach im Jahre 1789 eine furchtbare Revolution aus. Der damalige König, Ludwig XVI., ein gutmüthiger, aber schwacher Mann, vermochte den Aufruhr nicht zu stillen. Zu einem machtlosen Sklaven der Nationalversammlung herabgesunken, ergriff er die Flucht, wurde aber wieder eingeholt und mußte das Blutgerüst besteigen. Frankreich wurde in eine Republik verwandelt, noch vor dem unglücklichen Ende des Königs (1792) verband sich Friedrich Wilhelm II. mit dem deutschen Kaiser Franz II., um durch Waffengewalt den Aufruhr in Frankreich zu dämpfen und dem Könige Ludwig die Freiheit wieder zu verschaffen. Die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich begannen an den Gränzen Belgiens. Die Preußen rückten unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig in Lothringen ein und drangen siegend bis in die Nähe von Paris vor, daß sie zu zerstören drohten, wenn man ihnen den König nicht ausliefere. Dadurch wurde Frankreich zu verzweifeltem Widerstande entflammt. Alles strömte zu den Waffen. Die Preußen wurden zu einem höchst unglücklichen Rückzuge aus Frankreich genöthigt, wobei Mangel, Seuchen und schlechte Witterung Viele aufrieben. Eben so wurden die Oesterreicher geschlagen und über den Rhein zurückgetrieben.

Nun vereinigten sich die bedeutendsten Staaten Europa's, Eng-

land, Holland, Preußen, Oesterreich, Spanien ze. zu einem Bunde gegen Frankreich (1793). Anfangs siegten sie, eine Reihe von Festungen fiel den Verbündeten in die Hände, und sie konnten wiederum in Frankreich selbst vordringen. Da trat aber das ganze Volk unter die Waffen, und bald neigte sich der Sieg auf die Seite der Franzosen. Sie drangen in Holland und am Rhein unaufhaltsam vor; der Erbstatthalter mußte fliehen, und im Jahre 1795 war ganz Holland und die österröichischen Niederlande in den Händen der Franzosen. Unterdeß hatten sich die Preußen am Oberrhein lange tapfer behauptet und bei Kaiserslautern einen Sieg über die Feinde davon getragen (22. Mai 1794); aber in einer zweiten Schlacht eben daselbst wurden sie nach der kräftigsten Vertheidigung geschlagen und mußten sich bald auch ihrerseits über den Rhein zurückziehen. Da trat Preußen von dem Bunde ab und schloß mit Frankreich den Frieden zu Basel (5. April 1795), wodurch es seine Besitzungen jenseits des Rheins verlor und viel von seinem Ansehen in Deutschland einbüßte.

217. Napoleon Bonaparte.

Napoleon Bonaparte wurde im Jahre 1769 auf der Insel Korsika geboren. Er war der Sohn eines Advokaten. Sein Vater bestimmte ihn für den Militärstand und brachte ihn in seinem 10. Jahre auf die Kriegsschule nach Brienne in Frankreich. Hier zeigte er viel Fleiß und eine bewundernswerthe Gelehrigkeit. Seine Lehrer weisagten ihm eine große Zukunft. In seinem 14. Jahre kam er auf die Kriegsschule nach Paris und zeichnete sich hier wie in Brienne aus. Siebzehn Jahre alt, begann Napoleon seine militärische Laufbahn als Lieutenant in der Artillerie. Er arbeitete sich schnell empor. Bald war er Oberst-Lieutenant. Während der Revolution begeisterte auch ihn der wilde Freiheitstaumel. Er hielt es mit den Jakobinern; Robespierre war sein Freund. Bei der Belagerung von Toulon (1793) focht er so tapfer gegen die Engländer, daß er zum General ernannt wurde. In seinem 26. Jahre (1796) stand er als Oberbefehlshaber an der Spitze einer Armee in Italien gegen die Oesterreicher. Hier fand er Gelegenheit seine großen Feldherrntalente zu entwickeln. Sein Heer befand sich in einem kläglichen Zustande. Nahrung, Kleidung, Waffen, Muth, Alles fehlte. Bald wurde es anders. Der junge Feldherr wußte seine Truppen durch feurige Reden zu begeistern. Mit

Zubel folgten sie ihm in Schlacht und Tod. Die Namen Lodi, Arcole, Rivoli erinnern an die Heldenthaten des französischen Heeres im Jahre 1796. Vier österreichische Heere wurden vernichtet, ganz Oberitalien erobert und im Frieden von Campo Formio (1797) mußte Oesterreich das reiche Belgien an Frankreich abtreten. Darauf unternahm Bonaparte einen Feldzug nach Egypten, um den Türken dies wichtige Land zu entreißen, und von da aus die Engländer in Ostindien zu bekriegen. Unweit Cairo im Angesicht der berühmten Pyramiden stand er den Mamelucken (Egyptern) gegenüber. „Franzosen,“ rief er seinen Soldaten zu, „vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen.“ Glänzend war der Sieg, aber eben so fürchterlich die Niederlage, welche die französische Flotte durch den englischen Seeheld Nelson bei Abukir (Egypten) erlitt. Ein Eroberungskrieg nach Syrien schlug fehl. Unterdessen hatten Oesterreich und Rußland den Krieg wieder begonnen, und alle Heere Frankreichs waren geschlagen worden. Da besteigt Napoleon heimlich ein Schiff, entgeht wie durch ein Wunder den Engländern, die überall auf ihn lauern, zieht unter dem Jubel des Volks in Paris ein, stürzt die Regierung, die im Lande nicht geachtet wurde und macht sich zum ersten Consul. Keiner widersetzt sich. Nur von ihm erwartete man Rettung. Und er brachte sie. Er stellte sich wieder an die Spitze eines Heeres, ging damit über die Alpen und schlug die Oesterreicher in einer blutigen Schlacht bei Marengo in Italien (1800), worauf im Frieden zu Luneville (1801) das ganze linke Rheinufer an Frankreich abgetreten werden mußte. Aber auch im Frieden zeigte sich Bonaparte groß. Er suchte der Kirche wieder Ansehen und Einfluß auf die Menschen zu verschaffen, ließ ein vortreffliches Gesetzbuch entwerfen, prachtvolle Straßen und Kanäle anlegen, beförderte Handel und Gewerbe und erlangte dadurch, daß man ihn (1802) zum lebenslänglichen Consul und (1804) sogar zum Kaiser von Frankreich ausrief. Mit gewaltiger Hand lenkte er nun Alles nach seinem Willen, vergab Länder und Kronen, wie es ihm gut dünkte. Seinen Bruder Ludwig machte er zum Könige von Holland, seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien, seinen Schwager Murat zum Könige von Neapel, seinen Stiefsohn Eugen zum Reichkönig von Oberitalien, das deutsche Reich riß er auseinander (1806) und setzte an dessen Stelle den Rheinbund, und erklärte sich zu dessen Protector (Schirmherr). Zugleich verminderte er die 300 bis 400 Herrschaften, aus denen bisher Deutschland bestanden hatte, auf etwa vierzig und ordnete die kleineren den größeren unter. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen und der Herzog von

Württemberg, dem kurz zuvor der Kurfürstentitel beigelegt worden war, erhielten zugleich mit bedeutender Vergrößerung ihrer Länder den Königstitel. Napoleon stand auf dem höchsten Gipfel seiner Macht.

218. Friedrich Wilhelm III.

(1797—1840.)

Friedrich Wilhelm III. erblickte das Licht der Welt am 3. August 1770 zu Potsdam. Mit herzlichen Freudenthränen begrüßte der große Friedrich die Geburt des einstigen Erben seines Thrones. Bald wurde der kleine Prinz der Liebling seines Großheims. Oft ergötzte sich der kinderlose Greis an den Spielen des muntern Knaben. Einst spielte dieser in dem Arbeitszimmer des Königs mit dem Ball. Der Ball fiel mehreremals auf Friedrichs Schreibtisch. Dieser warf ihn ruhig immer wieder zurück. Endlich wurde es ihm doch zu arg, und er steckte ihn in die Tasche. Der Prinz bat einmal und noch einmal um die Zurückgabe. Vergebens. Da trat er fest vor den König hin und sprach: „Wollen Eure Majestät mir den Ball wiedergeben oder nicht?“ Lächelnd zog Friedrich den Ball aus der Tasche und sprach: „Brav, mein Sohn, ich denke, sie werden dir Schlessien gewiß nicht wieder nehmen.“

Der erste Erzieher des Kronprinzen, Geheimrath Behnisch, brachte demselben ein treues Pflichtgefühl, Fleiß und Ordnungsliebe, aber durch sein mürrisches Wesen eine gewisse Schüchternheit bei. Frühzeitig entwickelten sich in dem Knaben mannichfache Tugenden und fürstliche Eigenschaften; besonders waren es die Vorzüge des Gemüths, welche ihn von jeher auszeichneten: ächtes Wohlwollen, herzliche Nächstenliebe, wahre Demuth und Bescheidenheit, dabei ein lebendiges Gefühl für Ehre und Recht und ein hohes Bewußtsein von dem Beruf und den Pflichten der Fürsten. Häufig prüfte ihn der Großheim in den Dingen, die er gelernt hatte. So geschah es auch einmal bei einem Spaziergange, den beide im Garten zu Sanssouci machten. Es war kurz vor dem Tode des großen Königs. Da ließ Friedrich ihn aus einem französischen Buche übersetzen, und da es sehr geläufig ging, weil er die Stelle eben erst mit seinem Lehrer durchgenommen hatte, lobte ihn der König sehr. Als nun aber der Prinz ihm offen gestand, wes halb die Uebersetzung so gut gegangen wäre, freute sich der König noch mehr, strich ihm die Wange und sagte: „So ist es recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr, als du scheinst.“ Und weiter sprach Friedrich zu



Friedrich Wilhelm III.

ihm mit ahnender Seele: „Werde etwas Dächtiges, lieber Fritz. Es wartet Großes auf dich. Mein Tagewerk ist bald zu Ende; aber ich fürchte, nach meinem Tode wird's d'rüber und d'runter gehen, und du wirst einmal einen schweren Stand haben. Rüste dich und sei fest! Denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm; begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine! Halte es stets mit dem Volke, daß es dich liebe und dir vertraue; darin allein nur kannst du stark und glücklich sein. Vergiß diese Stunde nicht!“ — Und der Prinz hat sie niemals vergessen.

Im Jahre 1797 trat Friedrich Wilhelm die Regierung an. Das Wohl seines Volkes nach bestem Wissen zu fördern, war sein fester Vorsatz. Das beweisen viele nützliche Einrichtungen, die er traf. Zunächst befahl er, alle Beamte zu entlassen, die ihre Schuldigkeit nicht thaten, indem er sagte: „Der Staat ist nicht reich genug, unthätige und müßige Glieder zu besolden.“ Das wieder eingeführte Tabacksmonopol wurde für immer abgeschafft. Auch das Wöllnersche Religionsedict wurde aufgehoben; denn der König, in dessen Herzen selbst die tiefste und ungeheucheltste Frömmigkeit wohnte, wollte nicht, daß seinen Unterthanen ein buchstäblicher todter Glauben aufgezwungen werden sollte. Vor allem suchte er die Landesschulden zu tilgen, die sich auf fast 50 Millionen Thaler beliefen. Dazu gehörte zunächst Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte. Er ging mit einem guten Beispiel voran. Ihn selbst sah man stets in einem schlechten Rocke; auf seine Tafel kamen keine theure Lekerbissen. Zu einem Maler, der ihn nicht gern in seinem alten Rocke malen wollte, sagte er in seiner kurzen, kräftigen Weise: „Weiß nicht, was sie wollen! Alte Sachen in Ehren halten! Ist noch sehr gut; werde ihn noch einige Jahre tragen. Wo denken sie hin? Mit mir ist's anders, als mit andern Menschen. Lassen sie sich einen neuen Rock machen, nun gut! Wenn sie das Geld haben, immerhin! Aber wenn ich die Groschen nicht spare, haben meine Unterthanen nicht die Thaler.“ — Als einmal der Federbusch auf seinem Hute im Regen naß geworden war, kam er sehr verdrießlich nach Hause, und als sein Kammerdiener sagte, es koste ja nur sechzehn Groschen, den Federbusch zurecht machen zu lassen, da erwiederte er: „Nur? Dächte, das wäre viel. Wenn ihr bei euren Ausgaben immer „Nur“ sagt, werdet ihr nie auf einen grünen Zweig kommen. Sechzehn Groschen für einen durchnässten Federbusch sind weggeworfen. Gebe sie lieber einem Armen.“ — Zu seinem Hofmarschall, der ihm, da er König sei, zwei Gerichte mehr auf den Küchenszetteln bringen wollte, sprach er verwundert, ob er etwa meine, daß

sein Magen nach seiner Thronbesteigung größer geworden sei. Und als er einst indianische Vogelnester zum Geschenk erhielt, von denen jedes einen Dukaten kostete, rief er aus: „Erbärmlich, für solch ein Ding so viel Geld auszugeben!“

Eine solche Sparsamkeit wurde auch in der gesammten Staatsverwaltung eingeführt. Dadurch konnten große Summen erübrigt und binnen 8 Jahren 23 Millionen Thaler von den Landesschulden abgetragen werden. Eben so viele Millionen wurden auf die Erbauung von Kirchen und Schulen verwandt; denn der König wollte, daß sein Volk ein frommes und gebildetes Volk sei. Mit andern Millionen wurden Kunststraßen und Kanäle angelegt, Armen- und Waisenanstalten unterstützt.

219. Kriegserklärung an Frankreich.

(1806).

Seit dem Frieden von Basel hatte Preußen Ruhe gehabt. Friedrich Wilhelm III. war fest entschlossen, so lange es eben möglich sei, seinem Lande den Frieden zu bewahren. Er wies deshalb alle Anträge Oesterreichs und anderer Staaten, sich mit ihnen gegen Frankreich zu verbinden, mit Entschiedenheit zurück; ebenso wenig ließ er sich durch Napoleon's dringende Vorstellungen zu einem Bündniß mit Frankreich bewegen. Er wollte neutral, d. h. parteilos bleiben. Aber er brachte seine Armee auf Kriegsfuß, um für das Schlimmste gerüstet zu sein. Der Krieg konnte nicht ausbleiben; denn Napoleon suchte ihn. Wider alles Völkerrecht ließ er seinen General Bernadotte mit 100,000 Mann durch preußisches Gebiet (Ansbach und Baireuth) marschiren, um den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Darüber wurde Friedrich Wilhelm sehr entrüstet. Die Armee, ja das ganze preußische Volk, forderte laut den Krieg gegen Frankreich. Der Franzosenhaß füllte alle Gemüther. Der König rüstete und schloß mit dem Kaiser Alexander von Rußland, der in dieser Zeit nach Berlin kam, über dem Sarge Friedrich des Großen ein enges Freundschaftsbündniß. Bevor er aber das Schwert zöge, wollte er noch Alles thun für den Frieden. Er schickte deshalb seinen Minister Haugwitz in das Hauptquartier Napoleons, der inzwischen siegreich bis in das Herz von Oesterreich vorgedrungen war und in Mähren den Russen und Oesterreichern entgegenrückte. Haugwitz ließ sich durch allerlei nichtige Ver-

wände von dem schlauen Napoleon hinhalten, bis dieser durch die Schlacht bei Austerlitz (1805) die Oesterreicher und Russen besiegt hatte und nun gegen Preußen den übermüthigsten Ton anstimmen konnte. Da wagte Haugwitz nicht mehr von der Kriegserklärung zu sprechen, sondern that das Entgegengesetzte: er schloß ein Bündniß mit Napoleon. Die Bedingungen waren, Preußen sollte Ansbach, Wesel, Kleve und Neuschatel an Frankreich abtreten und dafür Hannover empfangen. Friedrich Wilhelm war mit diesem Vertrage höchst unzufrieden und wollte ihn nur unter gewissen Veränderungen annehmen; allein Napoleon zwang ihn, denselben zu vollziehen. Als er aber Hannover besetzen wollte, thaten die Engländer Einspruch, nahmen vierhundert preußische Handelschiffe und sperrten sämtliche Häfen der Ostsee. Das hatte Napoleon vorausgesehen und gewollt. Preußen war ihm verhaszt; er suchte seinen Untergang. Im Jahre 1806 vereinigte der französische Kaiser 16 Fürsten des südwestlichen Deutschlands zu einem Rheinbunde und erklärte, daß er das deutsche Reich nicht mehr anerkenne, worauf der bisherige deutsche Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte und sich von jetzt an Franz I. Kaiser von Oesterreich nannte. Friedrich Wilhelm III. faßte den Gedanken, dem Rheinbunde gegenüber einen norddeutschen Bund zu gründen, allein Napoleon ließ ihn merken, daß er dessen Ausführung nicht zugeben werde.

Gleichzeitig machte er England und Rußland Anerbietungen auf Kosten Preußens. Da sah Friedrich Wilhelm, der Alles um des Friedenswillen erduldet hatte, daß ihm nur der Krieg bleibe. Bei dem Gedanken daran erfüllten jedoch trübe Ahnungen seine Seele. Er hatte zu der Tüchtigkeit des Heeres kein hinreichendes Vertrauen. Es war nicht mehr die Armee, mit welcher der große Friedrich gegen halb Europa gekämpft und gesiegt hatte. Die Heerführer waren größtentheils hoch bejahrt und in der neuen Kriegsweise wenig geübt, die jungen Offiziere aber ohne Erfahrung und voll Uebermuth. Manche veraltete Einrichtungen ließen ihn beim Zusammenstoße mit dem französischen Heere, in dem ein anderer Geist wehte, das Schlimmste befürchten. Zuletzt vermochte er jedoch der kriegerischen Begeisterung, die sich überall im Lande geltend machte, nicht mehr zu widerstehen. Er beschloß den verhängnißvollen Kampf. Rußland versprach Hilfe, Oesterreich aber lehnte die Theilnahme am Kriege ab. Als die Kunde durch das Preußenland scholl, der König wolle die Schmach den Franzosen rächen! athmete Alles, wie nach einer drückenden Gewitterschwüle, freier auf. Jubel erfaßte das Heer.

220. Jena und Auerstedt. (1806).

Im October 1806 rückte die preußische Armee gegen Thüringen vor. Eine Abtheilung derselben stellte sich bei Jena auf. An ihrer Spitze stand der Fürst von Hohenlohe. Die andere zog sich unter dem Befehl des 72jährigen Herzogs von Braunschweig bei Auerstedt zusammen. Bei dieser befand sich auch der König. Den Vortrab, der bis Saalfeld reichte, führte der heldenmüthige Prinz Louis von Preußen. Napoleon zog seine Heere aus Franken und Schwaben eilig zusammen und ließ sofort die Pässe des Thüringer Waldes besetzen. Auch die Fürsten des Rheinbundes hatten ihm ihre Truppen stellen müssen; auf sein Gebot sollten, zu Deutschlands ewiger Schmach, Deutsche ihre Brüder morden. Der 10. October 1806 war der erste Unglückstag für Preußen. In großer Uebermacht rückten die Franzosen von den Bergen herab und stürzten sich auf den Vortrab unter dem Prinzen Louis Ferdinand. Die Preußen kämpften mit verzweifelter Muth; ihr jugendlicher Führer trachtet mit übermenschlicher Anstrengung den Sieg zu erringen. Umsonst, sie müssen der Uebermacht erliegen. Dem Prinzen wird von einem französischen Reiter die Brust durchbohrt, und er stirbt nach fünfständigem Kampfe, mit 13 ehrenvollen Wunden bedeckt, den Heldentod.

221. Bei Jena und Auerstedt.

Am 14. October.

Am 14. October geschah gleichzeitig auf beiden Punkten ein Angriff auf das Hauptheer. Fürst Hohenlohe befand sich noch sorglos im Lager, als die ersten Kanonenschüsse der Franzosen von den Bergen herab donnerten. Als die Herbstsonne durch den dichten Morgennebel brach, nahm die Blutarbeit ihren Anfang. Um das Dorf Bierzein heiligen, worin sich die Franzosen festgesetzt hatten, begann ein furchtbarer Kampf. Die Feinde sind nicht zum Weichen zu bringen, aber auch Preußens Söhne stehen wie Mauern. Doch nach achtsständigem heißen Ringen beginnt ihnen das Pulver zu fehlen, die Kräfte ermatten. Der General Rüchel mit den erwarteten Hülfstruppen bleibt aus. Die Franzosen erhalten immer neue Zusätze. Da müssen sie den Kampfplatz räumen, die Schlacht ist verloren.

Bei Auerstedt ging es eben so schlimm. Hier eröffnete der General Blücher mit der Reiterei den Kampf; aber das verheerende Feuer der Feinde nöthigte ihn zum Rückzuge. Da trifft eine Angel die Stirn des Herzogs von Braunschweig; über dem rechten Auge dringt sie ein, das linke treibt sie aus seiner Höhlung. Besinnungslos stürzt der alte Feldherr vom Pferde und muß aus dem Schlachtgetümmel getragen werden. Keiner Anderer weiß um den Schlachtplan; daher herrscht große Verwirrung und Muthlosigkeit auf allen Seiten. Ein Fehler folgt auf den andern. Der König hält mitten im Schlachtgetümmel. Seine Preußen verrichten Wunder der Tapferkeit. Vergebens; sie müssen das Feld räumen.

222. Folgen.

In den Schlachten bei Jena und Auerstedt verlor Preußen an Todten, Verwundeten und Gefangenen 50,000 Mann. Die Armee Friedrich des Großen war vernichtet. Unter den Trümmern derselben herrschte eine beispiellose Verwirrung. Nicht einmal ein Sammelplatz für den Fall einer Niederlage war bestimmt worden. So floh der Eine hierhin, der Andre dorthin; viele verloren sich ganz. Noch schlimmer aber als die verlorenen Schlachten waren die Folgen dieses Unglücks. An die Stelle des Uebermuths trat nun ein vollständiges Verzagen. Ueberall beeilte man sich, dem Feinde ohne Gegenwehr Alles dahin zu geben. Fast keine Behörde dachte an Widerstand; die meisten Festungen wurden ohne alle Vertheidigung überliefert.

Ein Theil der geschlagenen Armee floh nach Erfurt. Durch ihre Befestigung geschützt, konnte die Stadt einem Angriff trotzen. Da erschien der französische Marschall Ney vor den Thoren. Widerstand wurde nicht geleistet. Der Prinz von Oranien und der General von Möllendorf gaben sich mit 8000 Mann gefangen. Bei Halle streckte der Prinz von Württemberg die Waffen, und Preußen verlor wieder 4000 Mann. Nur am Siebichenstein und bei Krollwitz kämpften noch drei Bataillone. Die schossen, so lange sie Kugeln hatten. Ein Junker, von den Franzosen umringt, sollte sich mit der Fahne ergeben. „Mich könnt ihr haben,“ ruft er, „aber die Fahne nicht.“ Er reißt die Ehre des Regiments von der Stange ab, wickelt sich hinein und stürzt sich in die Saale; die Fahne wird sein Leichentuch. Das Hauptheer wandte sich über den Harz nach Magdeburg. Der Fürst von

Hohenlohe führte es. Auch der König befand sich anfangs bei demselben. Er verließ es aber bald und eilte, die Nacht seiner östlichen Provinzen aufzubieten. Der Fürst von Hohenlohe wollte seine Truppen unter dem Schutze der Festung Magdeburg ordnen und zum Kampfe stärken. Der Kommandant erklärte aber, die Magazine reichten nur für die eigene Besatzung aus. Da zog das Heer weiter, um Stettin zu erreichen. Bei Prenzlau wurde es aber von den Franzosen eingeholt. Die Preußen hatten weite Umwege gemacht und waren sehr ermüdet. Der Oberst von Massenbach brachte Bescheid, zwischen Prenzlau und Stettin stehe es voller Franzosen. Ein französischer General versicherte auf sein Ehrentwort, daß das ganze preussische Heer umzingelt sei. Da verlor auch der Fürst von Hohenlohe den Muth und gab sich mit 16,000 Mann gefangen. Viele Soldaten, über die Muthlosigkeit ihrer Führer entrüstet, stampften mit den Füßen auf den Boden und zerschlugen ihre Gewehre.

Am folgenden Tage übergab der General von Romberg das feste Stettin mit 6000 Mann Besatzung, 160 Kanonen und sehr reichen Magazinen. Es war ein altersschwacher Mann, dem die Muthlosigkeit des Augenblicks die Besinnung raubte. Schimpflich ging es in Küstrin her. Der Kommandant hatte kurz vorher noch gegen den König geprahlt, er werde sich halten, bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne. Als aber die Franzosen heranrückten, fuhr er in einem Kahne auf die andere Seite der Oder. Da kam ihm ein französischer Offizier entgegen. Mit diesem ging er in ein Haus der Vorstadt. Hier verrieth der Oberst von Ingersleben die Festung dem Feinde. Selbst das Bollwerk des Landes, das stolze Magdeburg, ergab sich ohne Kampf, 24,000 Mann und 20 Generale bildeten die Besatzung. Kanonen, Pulver, Kugeln, Lebensmittel, Alles war im Ueberflusse vorhanden; Alles, nur nicht Muth und Ehre. Die schmachvolle Uebergabe dieser Festung wurde besonders von der Königin Louise schmerzlich empfunden. „Wenn man mir das Herz öffnen könnte,“ sagte sie, „so würde man gewiß mit blutiger Schrift das Wort Magdeburg darin finden.“ Bei ihrem Tode ergab sich, daß zwar nicht das Wort Magdeburg, wohl aber der Buchstabe N. (Napoleon) in ihrem Herzen ausgeprägt war.

223. Treskow und seine Genossen.

Bei Jena, da hatte der Preuße verspielt,
Der Kopf war dem Braunschweig zerschossen,
Es hatten die Feinde wie Teufel gezielt,
Viel preussisches Blut war geflossen.

Bei Halle, dort oben am Siebichenstein,
Da wurde noch wacker geschossen;
Da kämpften drei Bataillone noch fein,
Der Treskow und seine Genossen.

Die wehrten sich preussisch, die wehrten sich recht,
Bis all' ihre Kugeln verschossen;
Die haben die Brüder von Jena gerächt,
Der Treskow und seine Genossen.

Und als sie wie Preußen geschlagen die Schlacht,
Sie wollten sich nimmer ergeben,
Sie wollten, vom Donner des Feindes umkracht,
Mit Ehren vollenden ihr Leben.

Zwei Sunterlein brechen die Fahne entzwei,
Sie reißen das Tuch von den Stangen,
Die heiligen Fahnen, die machen sie frei,
Und muthig ergieß'n ihre Wangen.

Sie stürzen sich kühn in den Saalstrom hinab,
Die beiden, die wackersten Jungen,
Sie betten sich muthig in's nasse Grab,
Von ihren Fahnen umschlungen.

Und ihren Fahnen mit Waffen und Wehr
Nasch folgen die wackrigen Sieger;
Von den Fahnen da lassen ja nimmermehr
Die kühnen, die preussischen Krieger.

G. Gesekiel.

224. Weiteres Unglück.

Schon am 27. October hielt Napoleon einen feierlichen Einzug in Berlin. Nach seinem Willen sollte der preussische Staat vollständig zertrümmert werden. Um den Handel Englands, das er ebenfalls tief haßte

zu vernichten, erließ er von Berlin aus den Befehl, (das sogenannte Kontinentaledict) alle Häfen des Festlandes, so weit er darüber gebieten konnte, den englischen Waaren zu versperren und alles englische Gut, das bereits in den Händen der Kaufleute war, zu verbrennen. Er vernichtete dadurch zugleich den Handel Preußens und brachte viele Kaufleute um ihr ganzes Vermögen. Nicht einmal die Zeichen des Ruhmes ließ er dem Vaterlande. Der prächtige Siegeswagen auf dem Brandenburger Thor, der Degen Friedrich des Großen und alle im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommenen Fahnen wurden nach Paris geschleppt. Auch die Kunstschatze in den königlichen Schlössern wurden geplündert.

225. Schlachten bei Eylau und Friedland.

1807.

Von Berlin aus ließ Napoleon seine Heere gegen die Weichsel marschieren, um die Eroberung Preußens zu vollenden. Den Polen ließ er verkündigen, er wolle ihr Königreich wieder herstellen. Sie glaubten seinen glatten Worten, nannten ihn den göttlichen Napoleon und rüsteten Truppen für ihn aus, aber er hat sein Versprechen nicht erfüllt. Im Februar 1807 brachen die Franzosen in Ostpreußen ein. Die königliche Familie, die sich bisher in Königsberg aufgehalten hatte, zog sich bis nach Memel zurück. Unterdessen rückten die Russen heran. Zu ihnen stießen die Ueberreste des preussischen Heeres. Bei Eylau, nicht weit von Königsberg, trafen die feindlichen Heere am 8. Februar aufeinander. 50,000 Russen und Preußen standen gegen 70,000 Franzosen. Die Schlacht gehört zu den schrecklichsten, welche die Geschichte kennt. Das Blut floß über den gefrorenen Schnee. Hin und her wogte der Kampf; für Keinen wollte er sich entscheiden. Erst der Abend brachte den erschöpften Kräften Ruhe. 40,000 Tode und Verwundete bedeckten den blutigen Wahlplatz. Die Russen und Preußen zogen sich nach Königsberg zurück. Napoleon, der sich mit Unrecht den Sieg zuschrieb, ließ bald dem Könige einen günstigen Frieden anbieten, wenn er sich von Rußland losjage. Der ehrenhafte Friedrich Wilhelm III. erklärte aber: „Lieber von dem Feinde vernichtet, als an dem Freunde ehrlos gehandelt.“

Nun trat eine kurze Waffenruhe ein. Darauf entbrannten die Kämpfe von Neuem. Noch einmal warfen sich die Russen am 14. Juni bei dem Städtchen Friedland den Franzosen in den Weg. 19 Stun-

den dauerte der graufige Kampf. Endlich entschied das Kriegsglück für Napoleon. 16,000 Russen lagen in ihrem Blute. Das brennende Friedland beleuchtete wie eine schaurige Leichenfackel das Schlachtfeld. Am 19. Juni zog Napoleon in Preußens nördlichste Grenzstadt Tilsit ein.

226. Der Friede zu Tilsit, am 9. Juli 1807.

Nach der Schlacht bei Friedland wurden zwischen dem Kaiser Alexander und Napoleon in der Stadt Tilsit die Friedensverhandlungen eröffnet. Auch Preußen nahm daran Theil; selbst die Königin Luise kam nach Tilsit, um durch ihre Sanftmuth und Milde mildere Friedensbedingungen von Napoleon zu erwirken. Ihre Bemühungen waren aber vergebens. Der Friede von Tilsit, der am 9. Juli 1807 geschlossen wurde, raubte dem Könige die Hälfte seines Reichs. Es blieb ihm nur Pommern, Schlesien, Brandenburg östlich von der Elbe, Ostpreußen und ein kleines Stück von Westpreußen. Dazu mußte das ausgezogene Land 30 Millionen Thaler Kriegsteuern aufbringen. Bis das Geld bezahlt war, mußten französische Heere von den Bauern und Bürgern unterhalten werden. Aber auch dann noch sollten Stettin, Küstrin und Großglogau in den Händen des Feindes bleiben. Um aber die Kränkung für den König vollständig zu machen, ließ der französische Kaiser in der Friedensurkunde ausdrücklich bemerken, daß er dem Könige nur aus Achtung für den Kaiser von Rußland einen Theil der eroberten Länder zurückgebe!

227. Die Treuen im Lande.

Preußen war dem Stöße des Unglücks erlegen; der Staat, an dem große Männer Jahrhunderte lang gebaut, lag in Trümmern. Eine preussische Armee gab es nicht mehr. Der alte Glanz war verdunkelt, der Ruhm in Schmach verwandelt worden. Der König und die Königin litten unaussprechlich; doch die Schläge des Schicksals konnten ihren Muth nicht beugen. Auch manches Sternlein der Freude sahen sie in der Nacht ihres Unglücks schimmern. Nicht jeder Heerführer war muthlos und feige geworden, nicht jede Festung ergab sich widerstandslos dem Feinde. Es gab noch Männer von echtem Preußenmuth und edler

Preußentreue. Hier ist besonders der General Blücher, der spätere Marschall Vorwärts, zu nennen. Während des Marsches von Magdeburg nach Stettin stand er unter dem Oberbefehl des Fürsten von Hohenlohe. Er war gewöhnlich mit seiner Schaar, die sich auf 10,000 Mann belief, eine Tagereise hinter dem Hauptheere. Als Hohenlohe bei Prenzlau die Waffen streckte, rief er innerlich ergrimmt: „Muth kapitulirt! Wir wollen noch etwas warten!“ Und er zog mit seinen Soldaten in's Mecklenburgische. Napoleon schickte drei seiner besten Feldherren hinter ihm her. Der Großherzog von Berg trieb ihn auf der linken, der Marschall Soult auf der rechten Seite, und Bernadotte drängte ihn im Rücken. Bald war er von französischen Heerhaufen ganz eingeengt. Er manövrirte links und rechts. Fast täglich hatte er Gefechte zu bestehen. Eine eigentliche Schlacht durfte er nicht wagen. Seine Leute konnten nur auf's kümmerlichste versorgt werden. Viele sanken, vom Hunger erschöpft, dem Tode in die Arme. Am 5. November rückten die Preußen in Lübeck ein. Hier wollte man ihnen aber weder Quartier, noch Verpflegung geben, nicht einmal die Befehung der Thore und Wälle wollte man gestatten. Da ging Blücher selbst auf's Rathhaus und sprach mit fester zuversichtlicher Stimme: „Wir weichen nicht von dannen!“ Das half. Die Franzosen beschossen darauf die Stadt. Dann stürmten sie. Dreimal aber wurden sie von den Preußen zurückgeschlagen. Endlich drangen sie in die Stadt. Ein entsetzlicher Kampf entbrannte. Die Preußen wurden fast aufgerieben. Die Ueberreste zogen sich langsam aus der Stadt. Nun ging es nicht länger mehr. Blücher sah es selber ein. Es mußte kapitulirt werden. Als die Verhandlung darüber zu Papier gebracht werden sollte, sprach er: „Ich will, daß man hinein-schreibe: Weil ich Leute, Pulver, Kugeln und Alles daran gesetzt habe und Nichts mehr ausrichten kann, gebe ich mich gefangen.“ Da erwiderten die französischen Generale: „Das geht nicht; wir schreiben keine Gründe in unsere Siegesacten.“ „Dann,“ rief der alte Held zornig, schlage ich mich bis auf den letzten Mann!“ Da sahen die Herren einander verwundert an und sprachen: „So mag es denn sein. Ihr könnt die Gründe eurer Namensunterschrift am Ende hinzusetzen.“ „Gilt mir gleich, ob's vorn oder hinten steht, wenn's alle Welt nur lesen kann,“ war Blüchers Antwort. Der Held war nun Kriegsgefangener, erhielt aber bald seine Freiheit wieder.

Außer Blücher gab es noch andere Ehrenmänner im Lande in dieser bösen Zeit, darunter der Oberst von Neumann in Cosel, Kalkreuth in Danzig, der alte Courbiere in Graudenz, Hermann in Willau und Oeifenau, Schill und Nettelbeck in Kolberg.

228. Danzig, Graudenz, Pillau, Kolberg.

Die Franzosen schlossen die Stadt ein und forderten den Kommandanten, den General Kalkreuth, auf, die Festung zu übergeben. Er aber antwortete ihnen, dergleichen Anträge verbäte er sich für immer; er würde am besten wissen, wann die Zeit dazu da wäre und wünsche, daß sie niemals komme. Die Belagerung dauerte von März bis Ende Mai. Die Belagerten vertheidigten sich wacker. Endlich ging ihnen das Pulver aus. Ein englisches Schiff, das mit 300 Centner Pulver befrachtet war, konnte nicht in die Stadt kommen. Die Feinde brachen unterdessen eine Bresche in den Hauptwall. Was nun noch erfolgen konnte, wäre Morden und Plündern gewesen. Das gehörte aber nicht zur Pflicht und Ehre des Grafen Kalkreuth. Er übergab die Festung unter ehrenvollen Bedingungen; die Besatzung konnte frei abziehen.

In Graudenz befehligte der alte Courbriere. Mit ihnen hofften die Franzosen leicht fertig zu werden. Sie ließen ihm einfach sagen: „Ueberliefere uns nur die Festung, es giebt keinen König von Preußen mehr!“ Da ließ er ihnen widersagen: „Nun, so will ich sehen, wie lange ich König von Graudenz sein kann!“

Die Festung hielt sich bis zum Frieden.

Pillau wurde von dem siebenzigjährigen Hermann mit einer Schaar von Invaliden vertheidigt. Er ließ die Besatzung in einen Kreis treten und sprach: „Kameraden, lebendig übergebe ich die Festung nicht. Da steht mein Sarg. Wer mich überlebt, der lege mich hinein. Wer ein braver Soldat ist, der schwöre: „Preußen oder Tod!“ Alle schwuren. Pillau blieb dem Könige erhalten.

Ruhmvoll war das Beispiel der Stadt Kolberg. Hier vereinigten sich die Bürger mit den Soldaten. Alle wollten dem Könige Treue bewahren und lieber Hab' und Gut, Blut und Leben verlieren, als die Ehre. Der Kommandant war ein alter, muthloser Oberst. Aber ihn ersetzte ein schlichter Bürgermann, der alte Nettelbeck, der in mancherlei Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande Kraft und Muth bewiesen hatte. Er war eine echte pommerische Natur, und ihm glichen alle Kolberger Bürger. In Uebergabe durfte nicht gedacht werden. Was gesunde Hände hatte, half an der Befestigung des Places. Sein Vermögen setzte Nettelbeck daran, die Soldaten zu verpflegen und bei gutem Muth zu erhalten. Wohl wurde die Stadt heftig beschossen, aber mitten im Kugelregen löschten die Bürger das Feuer. Mit Nettelbeck eines Sinnes war der Lieutenant Schill, der verwundet von dem Schlachtfelde bei Auerstädt nach Kolberg gekommen. Seine Frei-

schaar vergrößerte sich immer mehr. Mit ihr machte er kühne Ausfälle aus der Festung, fügte dem Feinde großen Schaden zu und brachte immer frische Lebensmittel zurück. Und als nun erst der brave Major von Oneisenau als Befehlshaber in die Festung kam, da wurde die Vertheidigung noch eifriger betrieben. Aber auch die Angriffe wurden immer furchtbarer. Die Franzosen gewannen den Raum zwischen der Stadt und dem Meere, sie bombardirten 30 Stunden lang von allen Seiten auf's Heftigste. Die Stadt ist fast nur noch ein Aschen- und Trümmerhaufen, und mitten drin der muthige Nettelbeck mit seinen treuen Kolbergern, die mit übermenschlicher Anstrengung das Feuer bekämpfen und dem Stürmen der Feinde Trotz bieten. Da, in der höchsten Noth ertönt das Friedenswort, und Kolberg ist gerettet. Noch heute trägt das 9. Regiment zur Erinnerung an die Treue der wackeren Kolberger am Helme die Inschrift: „Kolberg, 1807.“

229. Der Kaiser und der Junker.

Anno sechs der von Stockhausen war ein Junker vierzehn Jahr,
Als in Wolken dort bei Jena Preußens Stern gesunken war.
Weil er tüchtig dreingeschlagen, zum Gefangenen gemacht,
Hatte man den kühnen Jüngling vor Napoleon gebracht.

Was der Kaiser ihn auch fraget, Antwort giebt er unbeirrt,
Wie vorhin die blanke Klinge, so jetzt seine Zunge schwirrt.
Und dem Kaiser schief behaget dieses Knaben off'ner Sinn,
Reicht ihm zum Erholungstrunke gnädig seinen Becher hin.

Trocknen Mundsnacht kehrt der Junker, tritt in der Gefährten Reihn,
Die bleisirten Kameraden labt er mit des Kaisers Wein.
Jener drauf: „Werd' euch entsenden in ein fränkisch Institut,
Nicht genug kann heute lernen ein geniales junges Blut.“

„Sire, ich bin ein echter Preuße,“ fällt da rasch Stockhausen ein,
„Könnt' ich nicht als Preuße leben, möcht ich nie geboren sein!“
Auf den Jüngling blickt der Kaiser, nach den Eltern fragt er kalt.
„Nur die Mutter ist am Leben, und Berlin ihr Aufenthalt.“

„Dahin geht just meine Straße, spricht der Kaiser, bleib bei mir,
Bring' Euch selbst der bangen Mutter, bleibet getrost beim Hauptquartier.“
Und wie er es hat versprochen, von dem Schlosse zu Berlin
Sendet er den braven Junker der besorgten Mutter hin.

Läßt ihr sagen, daß der Kleine nicht sei Schuld an Preußens Fall,
 Und daß schon aus kleinern Leuten wuchs manch großer General.
 Und der Junker von Stockhausen, den Napoleon erkannt:
 Kriegsminister ward er später, preuß'ischer Generallieutenant!

N. Dunter.

230. Königin Louise.

Es stieg herab einst aus des Himmels Räumen
 Ein holdes Bild voll jugendlichem Glanz,
 Es wußte schön des Lebens Lenz zu säumen
 Mit frischer Blüthen faust gewob'nem Kranz,
 Und trug das Glück hernieder zum Palast,
 Ein häuslich Glück, das reinste Glück der Erde,
 Daß er zum Himmel jenem Fürsten werde,
 Der für sein Volk stets sorgte sonder Hast!
 Ach, aber all' der Glanz, der es umwoben,
 Bald schwebt' er in die Heimath nach dort oben!

Straß.

Sie war eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz und erblickte das Licht der Welt am 10. März 1776 zu Hannover. Schon in ihrem 6. Jahre verlor sie ihre Mutter, fand aber in dem Fräulein von Wohlzogen eine echt mütterlich gesinnte Erzieherin und treffliche, geistreiche Lehrerin, die viele edle Samentörner in das empfängliche Herz der jungen Fürstentochter gelegt. Unter der späteren Leitung und Pflege ihrer Großmutter, der verwittweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt, entfaltete sich ihr Charakter in schönster Weise. Ihre Güte und Milde, ihre Frömmigkeit und Tugend erwarben ihr schon als jungfräuliche Prinzessin allgemeine Liebe; als Königin aber wurde sie ein Gegenstand wahrer Verehrung, und dem preussischen Volke wird sie unvergänglich bleiben. Einen Theil ihrer Jugend verlebte sie mit ihrer Großmutter auf dem Schlosse Broich bei Mühlheim an der Ruhr, wo man noch viele schöne Züge ihres edlen, menschenfreundlichen Herzens erzählt. An der Hand ihrer Erzieherin pilgerte das holde Fürstkind in die Wohnungen der Armen und trocknete die Thränen der Weinenden. So war Wohlthun stets ihre Freude. Es war zu Frankfurt am Main im Jahre 1793, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm diese Blume der Frauen zuerst sah. Sie war jung und schön und von hohem statt-

lichem Wuchse. Sie hatte blondes Haar, helle, offene Augen und ein feines, zartes Wesen. Ihre Worte tönten sanft und verkündeten ein liebevolles Herz. Einfalt lag in ihrer Sitte, Klarheit in ihrer Rede. Mit Heiterkeit umfaßte sie das Leben. Alles an ihr war Anmuth und Liebenswürdigkeit. Sobald sie der Kronprinz erblickte, neigte sich sein Herz in stiller Sehnsucht zu ihr hinüber, und aus seinem Innern tönte es herauf: „Sie muß die Gefährtin meines Lebens werden!“ Er bot ihr seine Hand; sie legte die ihrige in die seinige und noch in demselben Jahre führte er sie zum Traualtare.

231. Der Mutterkuß.

An einem heitern Wintersonntage des Jahres 1793 war in den Straßen Berlins, die nach Potsdam führen, ein gewaltiges Wogen und Drängen. Ganz Berlin auf den Beinen. Man harrete, festlich geschmückt, der liebenswürdigen Prinzessin von Mecklenburg, der künftigen Kronprinzessin von Preußen. Die Berliner wußten nicht, wie sie ihr hulbigen sollten. Hätten sie Blumen gehabt, sie würden Ständen weit ihren Weg mit Blumen bestreut haben. Mit der Hauptstadt freute sich das ganze Land.

Das war für die Kinder ein Feiertag!
 Einhundert und ein Kanonenschlag!
 Herzlustig trompeten vierzig Postillone,
 Es gehen die Glocken im Jubelstöne
 Und grüßen die Braut von dem Königssohne,
 Das Volk ruft willkommen viel tausendsach.
 Das war für die Kinder ein Feiertag!

Gar königlich freut sich die Königsbraut,
 Daß ihr auch die Kindlein so herzlich und traut
 Zum festlichen Gruße entgegenkommen.
 Da hat sich ein Mädchen ein Herz genommen
 Und heißt sie als Mutter des Landes willkommen;
 Es hat ihr herzklopfend in's Antlitz geschaut,
 Und königlich freut sich die Königsbraut.

Wie ein liebseiges Mütterlein
 Neigt die Braut sich herab zu dem Mägdelein;
 Sie muß ihm auf's Haupt die Hände legen

Und giebt ihm den heiligen Muttersegen;
 Sie streckt ihm die offenen Arme entgegen
 Und küßt es, die Augen vom Sonnenschein,
 Wie ein liebseliges Mütterlein.

232. Die Vermählung.

Es war am heiligen Weihnachtsabende, als unser seliges Königs-
 paar zum Traualtare ging. Festliches Geläute erklang in der stern-
 hellen Christnacht. Droben im Königszaale stand im Strahle der Ker-
 zen die holde Königsbraut, mit dem blühenden Myrtenkranze um das
 Haupt und umflossen von dem Silberglanze des wallenden Schleiers.
 Von Friedrich des Großen greiser Gemahlin wurde sie gekrönt, und so
 wandelte sie an der Hand des hohen, ersten Königssohnes zum Altare
 des Herrn. Wie frohe Kinder jubilirten die Berliner Bürger und
 hätten vor lauter Hochzeitsfreude gar zu gern die ganze Stadt illumi-
 nirt. Treuherzig vertrauten sie solches Vorhaben vorher dem Bräuti-
 gam. Der ließ ihnen aber sagen: „Wird mich sehr freuen, wenn die-
 jenigen Bürger, die es übrig haben, das Geld, welches die Illumina-
 tion kosten würde, zusammenschließen, und es lieber als Unterstützung
 für die Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen opfern.“ So
 sprach Friedrich Wilhelm im Sinne seiner frommen Braut; funkelten ihnen
 doch zu ihrem Hochzeitsfeste der Sternenglanz der heiligen Nacht, was
 bedurften sie der Illumination. Dafür leuchteten in dem Kämmerlein der
 Wittwen Christbäume, und in ihren bleichen Gesichtern erglänzten helle
 Freudenthränen. Reiche Weihnachtsgaben erfreuten die armen Waisen;
 denn zu dem Golde der Bürger hatten auch König Friedrich Wil-
 helm II. und die Prinzen reichlich beigesteuert. Da falteten sich viele
 kleine Hände und beteten für das fromme Brautpaar. Am nächsten
 Morgen, am ersten Weihnachtsfeiertage, fuhren die Neuvermählten im
 feierlichen Geleite des Hofes zum Hause des Herrn. Nach dem Got-
 tesdienste zogen sie ein in das bescheidene Haus, das Friedrich Wil-
 helm III. bis zu seinem Tode bewohnt hat. Hier lebten sie nun für
 einander nach ihres Herzens Lust in stiller Häuslichkeit. An Festen,
 wie man sie an fürstlichen Höfen feiert, hing ihre Seele nicht. Der
 Kronprinz freute sich, wenn seine Gemahlin die prächtigen Gewänder
 abgelegt und wieder im schlichten Hauskleide vor ihm stand. Sie rede-
 ten der Hofsitte zuwider, einander mit dem traulichen Du an, und

Louise nannte ihren Gemahl ihren besten Freund. — Der Ruhm ihrer Schönheit und Herzengüte erfüllte bald das ganze Land. Wohin sie kam, folgten ihr Friede und Freude. Vom Throne herab verbreitete sie Segen auf Stadt und Land, bis in die ärmlichsten Hütten. Häufig wohnten der Kronprinz und die Kronprinzessin auf dem Gute Pareß bei Potsdam. Hier verlebten sie, fern von dem Hofe, in schöner Gegend ein reines Leben in Liebe und Frieden. Auch als König zog sich Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin noch gern in diese Einsamkeit zurück. Er hatte nichts dagegen, wenn man ihn den Schulzen von Pareß nannte. Die Königin sprach mit Freude: „Ich gefalle mir ausnehmend als gnädige Frau in Pareß!“ Der äußern Hoheit sich entkleiden, der innern Würde treu und unter Menschen Mensch zu sein, mit den Fröhlichen sich freuen, mit den Kummervollen zu trauern, daran hatten sie ihre Freude, das gehörte zu ihrem innersten Wesen. An den Dorffestlichkeiten nahm sie herzlichen Antheil. Beim Erntefeste kam der Zug der Dorfbewohner vor das Schloß, die Erntekrone mit bunten Bändern und großen Schleifen voran. Die Großmagd hielt ihre Rede. Der König und die Königin hörten ihr mit Aufmerksamkeit zu. Darauf gab es Musik und Tanz. Die Königin mischte sich unter die Söhne und Töchter der Landleute, machte ein Tänzchen mit und dünkte sich darum nichts weniger. Kam die Kirmeß, so ging sie von Bude zu Bude, um Geschenke für die Dorfsjugend einzukaufen, die jubelnd hinter ihr her schrien: „Wir auch was, Frau Königin!“

So gab das hohe Ehepaar dem ganzen Volke ein leuchtendes Beispiel echt deutschen Familienlebens.

323. Die schönste Königin.

Stimmt an das Lied, ihr Preußen,
Von der schönsten Königin
Aus allen Landen und Zeiten,
Es war eine Zollerin.

Sie saß auf dem Preußenthron,
Und das Haupt einen Strahlenkranz,
Viel heller als ihre Krone
Schien ihres Auges Glanz.

Und sah sie die treuen Preußen
Mit den strahlenden Augen an,
Das war, als sei der Himmel
Vor ihnen aufgethan.

Und sprach zu den Landeskindern
Ihr Mund so engelrein,
Das war, als klinge vom Himmel
Eine Stimme in's Herz hinein.

Das war auf der ganzen Erde
Die schönste Königin,
Die Königin Luise,
Die Hohenzollerin.

Sie saß dem König zu Herzen,
In heiliger Mutterlust,
Auf dem hellen Preuzenthrone,
Ein Kindlein an der Brust.

234. Die Kinderstube im Königsschloß.

In dem Königsschloß von Preußen
Ist ein heilig Kämmerlein,
Da geh'n mit lieblicher Freude
König und Königin ein.

Keinen Schmuck und Glanz der Erde
Sah' ich in dem Kämmerlein,
Lauter liebe Kinderbilder
Blickten von der Wand allein.

Und vor allen andern freundlich
Blickt das Bildniß von der Wand,
Wie der Herr die guten Kinder
Segnet mit der Gnadenhand.

Auf dem Tische liegt die Bibel,
D'rin der Kronprinz fromm studirt,
Und daneben liegt die Fibel,
D'rin Prinz Wilhelm buchstabirt.

Unter'm Tische bäumt indessen
Sich sein Leibpferd, siegestolz,
Daß er ritterlich sonst tummelt
Mit dem blanken Schwert von Holz.

Und die königliche Mutter
Sitzt am Tische stillbeglückt,
Auf dem Arm ihr drittes Söhnlein,
Das nach seinen Brüdern blickt.

Seht, das ist im Königsschlosse
Das stillheil'ge Kämmerlein,
Da die Königin Luise
Seht lieblich aus und ein.

Da sie täglich mutterfröhlich
Ihre Kindlein hegt und pflegt,
Und an jedem Abend segnend
Sie in Gottes Hände legt.

Ein tritt dann der stille König
Noch einmal in's Kämmerlein,
Sieht die Kindlein lächelnd schlummern
Und küßt leise groß und klein.

235. Die Königin im Unglücke.

Wer nie sein Brod in Thränen aß,
 Wer nie durch kummervolle Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Göthe.

In allen Leiden, welche die Königin und das Vaterland trafen, bewährte sie sich als ergebene und fromme Dulderin; je tiefer ihr Herz unter der Wucht des eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, desto erhabener richtete sich ihr Geist auf.

Wahrhaft groß stand sie während der Friedensverhandlungen zu Tilsit Napoleon gegenüber. Man hatte sie gebeten, dahin zu kommen, indem man hoffte, ihre Liebenswürdigkeit würde den französischen Kaiser zu mildern Bedingungen gegen Preußen bewegen. Napoleon selbst hatte ihre Gegenwart gewünscht. Es wurde ihr schwer, vor dem Manne zu erscheinen, der ihren Gemahl so tief gekränkt und das Vaterland so elend gemacht hatte; doch in ihrer reinen hochherzigen Liebe für das Volk scheute sie diese Erniedrigung nicht. In einem Dorfe vor Tilsit umarmte sie ihren geliebten Gemahl, und sie sprachen zu einander: „An unsre Liebe, unser höchstes Glück, kann er doch nicht reichen!“ Am andern Morgen harrete die in Trauer gehüllte Königin in einem niederen Gemache des Weltbesiegers. Auf einem stolzen Beduinenpferde kam er daher gesprenkt: Er dachte in dreister Unbefangenheit zu reden, das Unglück gering zu schätzen und empfindlicher zu machen. Er hatte eine Wette in der Hand und schwenkte sie hin und her. Doch als er die Königin sah, ihr klares, herrschendes Auge, ihre hohe, sichere Haltung, den ruhigen, in aller Sanftmuth stolzen Blick: da stuzte er, ward verlegen und befangen. Bald gelang es ihm jedoch, seine vorige Haltung zu gewinnen. Nachdem einige Worte der Höflichkeit gewechselt waren, wandte er sich lächelnd zum Könige und sprach: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und großem Unglück.“ Der König erwiderte kalt: „Stärke und Ruhe der Seele giebt die Kraft des guten Gewissens.“ „Aber,“ fuhr Napoleon fort, „wie konnten sie es wagen, einen Krieg mit mir anzufangen?“ Ein fester, scharfer Blick war des Königs Antwort. Die Königin aber sprach die berühmten Worte: „Dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn

wir uns anders getäuscht haben.“ Bei dem darauf folgenden Gastmahle war die Königin immer freundlich und gesprächig, voll zarten Benehmens gegen den Kaiser. Dieser wurde immer höflicher und zuvorkommender. Schon hoffte man, er habe sich durch die Anmuth der Königin zu milderen Gedanken des Friedens umstimmen lassen; denn ihr geistvolles, edles Wesen war nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben. Bald jedoch erfuhr man, daß er Alles, was er der Königin Tröstliches gesagt, nur für höfliche Redensarten erklärte. So waren Luise's Bemühungen fruchtlos. Wie schmerzhaft ihr das war, verbar sie nicht; nur Eins tröstete sie, daß ihr Gemahl dem Sieger gegenüber sich so würdig gezeigt habe.

Büße aus dem Leben der Königin Luise.

236. Die Haube.

Der König pflegte jeden Morgen bei der Königin zu frühstücken. Bei einer solchen Gelegenheit sah er auf ihrem Nähtischchen eine hübsche neue Haube und fragte nach dem Preise derselben. Nach einiger Weigerung, weil die Männer Dinge der Art nicht zu schätzen wußten und deshalb Alles zu theuer fänden, gestand Sie endlich, die Haube koste vier Thaler. „Schrecklich viel Geld für ein solch Ding,“ sagte der König halb ernst, halb scherzhaft, und da er wahrscheinlich eine gute Lehre an seine Bemerkung knüpfen wollte, so rief er einen Invaliden herein, der zufällig am Fenster vorüber ging und legte ihm die Frage vor: „Was meinst Du wohl, wie viel der Kopfsputz da kostet?“ Der Invalide rieth auf einige Sgr. „Wie Groschen? Vier Thaler hat die schöne Frau dort dafür bezahlt! Nun gehe einmal zu ihr und laß Dir eben so viel geben.“ Lächelnd reichte die kluge Fürstin dem ersten Alten die vier blanken Thaler dar. Das Entzücken desselben wurde aber noch viel größer, als die Königin ihm sagte: „Der hohe Herr da am Fenster hat noch weit mehr Geld als ich; denn Alles, was ich habe, kommt von ihm. Gehe deshalb zu ihm, er wird Dir gern das Doppelte schenken, was ich Dir gegeben habe; er kann das

schon“ Daß die Geschichte eine solche Wendung nehmen würde, hatte der König nicht erwartet. Er rückte aber die acht blanken Thaler langsam heraus. Die Königin sah ihm zu und lächelte!

237. Die Königin und der Maurermeister van der Leeden.

An einem schönen Frühlingstage, als die Königin im Lustgarten beim Schloße zu Potsdam spazieren ging, erblickte sie auf einer Bank einen blassen hageren Mann. Seine Gestalt ist zusammen geknickt, sein Auge matt, sein ganzes Wesen bis auf's Neueste erschöpft und elend. Voll Mitleid läßt ihm die Königin einige Friedrichsd'or reichen. Allein der Fremde lehnt diese Gabe ab, indem er mit schwacher Stimme spricht: „Ich bin nicht arm.“ Voll Besorgniß, den Unbekannten verlegt zu haben, geht sie selbst zu ihm hin und spricht mit theilnehmender Stimme: „Ich habe Ihnen nicht weh thun wollen. Wenn Sie nicht arm sind, so sind Sie doch krank; vielleicht kann ich zu Ihrer Genesung Etwas beitragen.“ Der Fremde erzählt ihr darauf, er sei der Maurermeister van der Leeden, habe den Winter über schwer darnieder gelegen und wolle sich hier in der warmen Frühlingssonne etwas erquicken. Die Königin erwiderte ihm, der König liebe die guten Bürger seiner Vaterstadt, und sie theile von Herzen diese Empfindung. Mehr als die Frühlingssonne erquickte die liebevolle Theilnahme seiner Königin den kranken Mann, der von nun an Wochen lang bis zu seiner vollständigen Genesung jeden Tag würziges Obst und andere stärkende Erfrischungen aus der königlichen Küche erhielt.

238. Zwei Briefe an ihren Vater.

Es ist auf's Neue ein ungeheures Unglück über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bitte ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht. Glauben Sie ja nicht, daß Zweifel und Kleinmuth mein Haupt beugen. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die

Vorsehung leitet uns, wiewgleich durch Finsterniß, doch am Ende zum Licht; denn sein ganzes Wesen ist Licht; der zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande will, sondern Ehre, und er ist besser, als sein Schicksal. Preußen will nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, als er gehandelt hat. Er, der die Wahrheit und Treue selber ist, konnte seinem Charakter nicht ungetreu und an seinem Volke nicht zum Verräther werden. Wie dies mitten im Unglück stärkt und erhebt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchdringt; doch zur Sache. Durch die unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Heinde gebrängt, und wenn die Gefähr nur etwas näher rückt, so bin ich mit meinen Kindern in die Nothwendigkeit versetzt, Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser Alexander vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und alles Böse kommt, und mein fester Glaube ist, Gott schickt nicht mehr und legt nicht mehr auf, als wir tragen können. Noch einmal, mein bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich gar nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur der innere Frieden des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit einer glänzenden Krone geschmückt und vom Glücke umgeben, nicht so froh ist, als wir, mein Mann, meine gesunden Kinder und ich es sind. Gott schenke allen guten Menschen den Frieden der Brust, und noch immer wird auch der Unglücklichste Ursache und verborgene stille Quellen der Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Der König steht mitten im Unglücke ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gott Lob, daß ich es sein kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt, Ihre Freundin.

239. Ein anderer Brief lautet:

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unmerkbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Vorbeeren Friedrich's des Großen, der, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelte sie uns. Das sieht Niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholt: „Das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer, wie die Löwen, gefochten haben, müssen wir, wenn auch nicht besiegt, das Feld räumen, und der Feind bleibt im Vortheile. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen: Gott sei mit ihm! aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Auferstehenden fest verwachsen ist, zu begraben. Gewiß wird es besser werden in der Welt durch die Guten, deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist politisch, das heißt klug, und er richtet sich nach den Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei besetzt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meinte es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er in seinem ungemessenen Ehrgeize meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glücke geblendet und meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht, deshalb bin

ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen; wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinstirben. Wie Gott will! Alles, wie er will! Aber ich finde Trost, Kraft, Muth und Heiterheit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch, sorgen wir nur, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.“

240. Der Königin Krankheit und Tod.

Sie war zu hehr, zu heilig für dies Leben,
Und schwand, ein Engel, aus dem Erdenraum,
Doch blieb zurück von ihrem heil'gen Streben
Manch' zarte Knospe, mancher schöne Traum.

Straß.

An Allem, was zur Vorbereitung von Preußens Wiedererhebung im Volke geschah, nahm die Königin den lebhaftesten Antheil. Mit ihrem einfachen klaren Verstande schaute sie auf den Grund der Dinge. „Wir sind abgefallen, darum sind wir gesunken,“ sprach sie, und mit Freuden begrüßte und pflegte sie alle Keime eines wiedererwachenden Glaubens und christlichen Lebens. Sie ahnte eine neue bessere Zeit, sollte sie aber nicht erleben; den Morgen der Freiheit sollte sie nicht leuchten sehen, den Befreiern des Vaterlandes keine Siegeskränze reichen. Ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinscheidens erfaßte ihre Seele. Ihre schönen Züge trugen das Gepräge tiefen Leidens. In solcher Stimmung machte sie den lang ersehnten Besuch bei ihrem zärtlichen Vater in Hohenzieritz. Als dort einige Damen mit Wohlgefallen auf die Perlen, ihren einzigen Schmuck, sahen, da sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als ich meine Brillanten hingab. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und Thränen habe ich so viele vergossen.“ Bald stellte sich Husten und Fieber ein. Schlaflose Nächte ertrug sie mit christlicher Geduld.

Der heftigste Brustkrampf brachte sie dem Tode nahe. Früh gegen 4 Uhr am 19. Juli kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Es war die letzte Freude für die Sterbende. Der König war gebrochen vom Schmerze. Man wollte ihn trösten, es sei ja noch Hoffnung da. „Ach,“ sagte er, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“ Es nahte die Todesstunde. Der König saß am Sterbebette, er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Es war 10 Minuten vor 9 Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief: „Herr Jesus, mach' es kurz!“ Mit diesem stillen Seufzer endete ihr Leben. Der König war zurückgesunken, die Prinzen knieten vor dem Bette der geliebten Todten. Doch bald erhob er sich und hatte noch die Kraft, seiner Luise die Augen zuzudrücken, — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“ Der tiefste Schmerz eines ganzen Volkes begleitete ihren Leichenzug nach Charlottenburg. Hier, in stiller Einsamkeit, steht ein einfacher schöner Tempel aus Marmor, von Bäumen tief beschattet. Dort ruht die Selige. Alljährlich betete der gebeugte König an ihrem Sterbetage vor ihrem Sarge, und immer noch ist der 19. Juli für unsere königliche Familie ein Bet- und Gedenttag an die geliebte Dahingeshiedene.

241. Luise.

Zu ihrem Vater ist sie heimgegangen
Nach langer Jahre Trennungszeit,
Von keiner Reise so erfreut,
Bei keiner je mit solcher Lust empfangen,
Des Vaters Freude war das höchste Fest.
Zu ihrer Ehrenpforte buntem Kreise
Die fernste Blume sich verband
Der Blume aus dem eignen Land;
So stunden sich vereint durch ihre Reise
Des Hauses viele, die sonst weit zerstreut.
Sie überläßt sich froh den heitern Scherzen
Im fremden lust'gen Lebensmeer,
Doch bald wird ihr der Athem schwer,
Es dringt die fremde Luft zu ihrem Herzen,
Da wird ihr Blick von schwerer Krankheit ernt.

Sie steht zum letztemal die Abendsonne.
 Sie geht, die Blume hell und groß,
 Durch Blumenporten in das Schloß
 Und weilet noch mit letzter Strahlenwonne;
 Die Blumen sehen ihr so sehnlich nach.

Stille löschet aus die Feste,
 Löset alle Freudenfränze,
 Stumme Blicke sie bewachen,
 Hoffnung geben ihr die Freunde,
 Doch die Meister in der Heilkunst zagen,
 Und die Thränen heimlich fließen,
 Und Gebete zu dem Himmel dringen! —
 Boten eilen zu dem fernen König,
 Doch der Ahnung bleicher Geist,
 Der in alten Schlössern hauset,
 Zeigt sich früher und verkündet,
 Daß sie uns verloren sei.
 Den letzten Lebensblick gewährt das Schicksal noch dem Gatten;
 Er kommt zum Schloß noch vor der Schreckensstunde,
 Und eine Klarheit herrscht in ihrer Seele,
 Wie in dem Aufgang eines neuen Morgenroths,
 Durch das die Sterne schimmern,
 Und ihre Stimme grüßt ihn hell mit letzter Liebe,
 Ihr Hauch ist letzter Segen ihrem Sohne,
 Der einst den hohen Thron besteigt.
 Dann ruft ihr Schmerz zu dem Erlöser aus:
 Erlöse, Jesus, mich vom Leiden,
 Dir übergeb' ich meinen Geist!

Sie ruhet still, die Farbe kehrt zurück
 In ihres Lebens höherer Genesung,
 Und Viele zweifeln, ob sie sei geschieden,
 Doch ach, ihr Herz ist still.
 Und ihre Kinder legen sich die kalten Hände
 Noch segnend auf die Stirnen,
 Und streuen Rosen auf ihr Bette;
 Ihr Anblick scheuchet noch der Schmerzen Bitterkeit hinweg
 Doch als die Nacht ist eingebrochen,
 Da dringt der Schrecken in die Seele,
 Es geht des Schmerzes Abgrund auf,

Der nimmer sich erfüllt;
 Die Erde scheint ein offnes Grab,
 Das Leben eine Sehnsucht nach dem Tode.
 Die Krone war von ihrem Haupt gefallen
 Und lag auf dem verschlossnen Sarg,
 Der nun die Herrliche verbar;,
 In frischem Glanz die Blumen wallen
 Noch an dem hohen Blumenbogen,
 Durch den sie glänzend eingezogen,
 Durch den ihr Sarg wird ernst getragen
 Zu jenem schwarzen Wagen,
 Der ihn zu uns gebracht.
 O welche Reise!
 Wie traurig leise,
 Durchzogen wir der schwarzen Fichten Nacht!
 Es fielen unsre Thränen in den Sand;
 Sie gab einst Schönheit diesem Land,
 Als sie noch lebend es durchflogen,
 Als noch die Armen ihr so froh entgegenzogen,
 Gefaltet still lag jetzt die milde Hand.
 Wie viel wir auch verloren,
 Mehr als wir Alle, ach, verlor der Eine,
 Den Gott als König über Alle setzte,
 Dem sie von Gott ward zugesandt,
 Der schweren Zeiten Sorge zu verschneiden;
 Ich sah ihn heut mit hohem Muth
 Im schwarzen Eingang seines Schlosses,
 Im Kreise seiner Kinder.
 Ihr lang zurück gehaltnes Weinen unterbrach die feierliche Stille;
 Das Kleinste, unbewußt der Schmerzen,
 Sah lächelnd auf das schwarze Kissen,
 Worauf es ruhte.
 Er stand nach seines Hauses ernstem Brauch,
 Empfang die Todte,
 Die langsam dumpf herangerollt,
 Wie er die Lebende so oft empfangen;
 Er ging voran dem Sarg zum Trauerzaale.
 Es ist zu schwer, es sagt dies nie ein Mund,
 Gerührt erschienen mir die hohen Ahnenbilder,
 Doch Gott gab ihm die Kraft es zu ertragen.

Er steht nun einsam in dem Leiden,
 Dem hohen Eichbaum gleichend im Gewitter,
 Das nach dem schönsten Sommertage
 Die hohe Eeder neben ihm zerschmetterte,
 Die Einzige, die seine Krone kühlte.

Achim von Arnim.

242. General Scharnhorst.

Gerhard David von Scharnhorst wurde 1756 zu Hämelsen im Königreiche Hannover geboren. Vornehmer Herkunft konnte er sich nicht rühmen. Seine Eltern waren Bauerleute und bewohnten ein Pachtgut. Der Vater wurde in einen langwierigen Prozeß verwickelt, der ihm große Summen kostete. Er konnte daher auf die Ausbildung des Sohnes nicht viel verwenden und mußte ihn in eine gewöhnliche Dorfschule schicken. Was hier zu lernen war, eignete sich der junge Scharnhorst mit Eifer und Fleiß an. Der Vater bestimmte ihn für die Landwirthschaft, allein die Vorsehung wollte einen andern Mann aus ihm machen; er sollte einer der Grundpfeiler beim Aufbau eines zertrümmerten Staates werden. Mit großer Spannung lauschte der Knabe auf die Erzählungen von den Thaten alter Helden; stundenlang hörte er auf die einfachen Schilderungen eines invaliden Unteroffiziers, der unter dem großen Friedrich in allen Hauptschlachten des siebenjährigen Krieges mitgekämpft hatte. Wie klopfte das jugendliche Herz bei den glorreichen Thaten eines Schwerin, Seydlitz und Zieten! Daß die Landwirthschaft nicht die Aufgabe seines Lebens sei, ahnte er bald. In die Reihen der Krieger, auf das Schlachtfeld trieb ihn seine Heldenseele. Glücklicherweise erfuhren die äußern Verhältnisse seiner Familie eine große Veränderung; der Prozeß wurde gewonnen und dem Vater fiel damit das Rittergut Bordenau zu. Nun erlaubte dieser dem Sohne, sich dem Militärstande zu widmen, und schickte ihn in die Militärschule zu Wilhelmstein im Steinhuder-See. Der Stifter dieser Anstalt, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, entdeckte bald in dem Jünglinge einen gefunden kräftigen Geist und gewann ihn lieb. Scharnhorst war das Muster eines unermüdblichen Fleißes. Neben neuern Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und den Kriegswissenschaften, die er mit allem Eifer trieb, las er die Schriften großer

Dichter und Denker und erwarb sich die Achtung und Liebe aller seiner Lehrer. Nachdem er fünf Jahre in der Anstalt verweilt, trat er 1777 als Fähndrich in die Dienste seines Vaterlands Hannover, 1780 wurde er zum Lieutenant befördert. Er trat nun als Schriftsteller auf, schrieb treffliche Bücher über Kriegskunst, erfand Fernröhre, die sich für den Kriegsdienst sehr brauchbar zeigten, und wurde bald zum ersten Lehrer an der Kriegsschule zu Hannover ernannt. In den Jahren 1793 bis 1795 begleitete er den General Hammerstein während der Feldzüge in Holland und Belgien und zeigte, daß er nicht bloß ein Mann des Worts, sondern auch ein Mann der That sei. Der General Hammerstein berichtet über ein glücklich ausgeführtes Unternehmen, wozu Scharnhorst gerathen, Folgendes an den König von England:

„Vor Allem halte ich mich verpflichtet, des Hauptmanns Scharnhorst Erwähnung zu thun. Dieser Offizier hat bei seinem Aufenthalte in Menin, beim Bombardement und beim Durchschlagen Fähigkeiten und Talente, Bravour und unermüdeten Eifer, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Geistesgegenwart, gezeigt, so daß ich ihm allein den glücklichen Ausgang der Sache verdanke. Er ist bei allen Ausführungen der Erste und Letzte gewesen, und ich kann unmöglich erschöpfend beschreiben, von welchem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle Offizier mir gewesen ist.“

Der König von England beschenkte Scharnhorst nicht nur mit einem Ehrensäbel, sondern ernannte ihn bald darauf zum Major im Generalstabe. Selbst während der Feldzüge hatte Scharnhorst mehrere Schriften ausgearbeitet, ein Beweis seiner rastlosen Thätigkeit. Daß Verdienst des edlen Mannes trat immer mehr hervor, was die baldige Ernennung zum Oberst-Lieutenant befundete.

Durch den Herzog von Braunschweig, der Scharnhorsts Schriften gelesen hatte, wurde Friedrich Wilhelm III. auf den ausgezeichneten Mann aufmerksam gemacht. Der König forderte ihn auf, in preussische Dienste zu treten. Scharnhorst nahm den Ruf an und wurde als Oberst-Lieutenant beim dritten Artillerie-Regiment angestellt. Im Jahre 1801 wurde er in den Generalstab versetzt und hielt in Berlin Vorlesungen für Offiziere. 1804 wurde er in den Adelstand erhoben. Napoleons Macht stieg von Tag zu Tag, mit ihm sein Uebermuth. Preußen wurde gezwungen, die Waffen zu ergreifen. Scharnhorst begleitete den Herzog von Braunschweig, der den Hauptbefehl über die preussische Armee führte. Bei Auerstädt wurde Scharnhorst zweimal verwundet. Wie wir wissen, wurde die preussische Armee an diesem unglücklichen Tage gänzlich geschlagen. Der Oberbefehlshaber war schwer verwundet,

das Commando mußte einen Andern übergeben werden. Scharnhorst schloß sich an Blücher an und begleitete diesen bis Lübeck. Er leistete demselben große Dienste, was wir aus einem Berichte Blüchers an den König ersehen:

„Vorzüglich halte ich mich verpflichtet, Ew. Majestät besonderer Gnade den vortrefflichen, in jeder Hinsicht verdienstvollen Obersten von Scharnhorst zu empfehlen, dessen rastloser Thätigkeit, dessen fester Entschlossenheit und einsichtsvollem Rathe ein großer Theil des glücklichen Fortganges meines mühsamen Rückzuges zugeschrieben werden muß, indem ich es gern bekenne, daß ohne die thätige Hilfe dieses Mannes es mir kaum zur Hälfte möglich gewesen wäre, das zu leisten, was das Corps wirklich geleistet hat.“

Das Ende bei Lübeck ist uns auch bekannt. Scharnhorst hatte die Beschwerden des Rückzuges ertragen, er ertrug auch nun standhaft das Schicksal der Gefangenschaft. Durch Blücher's Bemühung wurde er aber bald ausgewechselt und trat wieder in Thätigkeit. Er eilte nach Preußen, und bei Glatz stand er wieder mit in der Reihe der Kämpfenden. Der Friede zu Tilsit machte einstweilen dem Kriege ein Ende. Scharnhorst wurde Generalmajor, und Friedrich Wilhelm III., dessen Vertrauen und ganze Achtung er besaß, ernannte ihn zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung des Heeres. Hier war Scharnhorst auf seinem Platze. Mit weiser Umsicht begann er die Umgestaltung der Armee. Um die Wehrkraft des Landes zu brechen, hatte Napoleon im Frieden von Tilsit dem Könige zur Bedingung gemacht, nicht mehr als 42,000 Mann im stehenden Heere zu halten. Das war eine kleine Armee für den Staat Friedrichs des Großen. Scharnhorst aber sah wohl ein, daß es weniger auf die Menge der Soldaten ankomme, als auf den Geist der Ehre und Vaterlandsliebe, der sie beseele. Um diese Dinge stand es bisher im preussischen Heere nicht zum besten. Der Soldatenstand galt für entehrend. Das Heer bestand größtentheils aus geworbenen Ausländern, die um Sold dienten. Das Ehrgefühl wurde ihnen mit Stock und Spießruthen ausgeprügelt. Der Offizier, der weiter keinen Vorzug zu haben brauchte, als den der adeligen Geburt, behandelte den gemeinen Soldaten in der Regel hart und verächtlich. Daher bestand kein Vertrauen zwischen den Führern und den Soldaten, das doch, wenn es die Vertheidigung des Vaterlands gilt, so unentbehrlich ist. Landeskinder entzogen sich so viel als möglich dem Kriegesdienste, um sich nicht einer unmenschlichen Behandlung auszusetzen. Diesen Uebelständen half Scharnhorst ab. Er wollte den Soldatenstand zu einem Ehrenstande machen. Daher wurden för-

perliche Strafen, Stockhiebe und Spießruthen abgeschafft. Nicht bloß der Adelige, auch der Bürgerliche sollte Offizier werden können; nicht Geburt, Talent und Verdienst sollten entscheiden. Die elenden Söldlinge wurden entfernt, und an ihrer Statt wurde aus den Landesföhnen ein Volkshcer gebildet. Das Gesetz bestimmte jeden jungen waffenfähigen Mann zum Kriegsdienste. Hatte früher die Dienstzeit so lange gedauert, als der Soldat das Gewehr tragen konnte, so dauerte sie jetzt nur kurze Zeit. Alle drei Monate wurden neue Rekruten ausgehoben, tüchtig einexerziert und dann in die Heimath entlassen. So wurde in wenig Jahren die ganze waffenfähige Mannschaft des preußischen Landes zum Kriegsdienste vorbereitet, und während Napoleon sich nicht darüber beklagen konnte, daß mehr als 42,000 Soldaten unter den Waffen seien, stand das ganze Volk wehrkräftig da. So wurde Scharnhorst der Gründer der preußischen Landwehr, wodurch er dem Vaterlande unberechenbare Dienste leistete, und der Waffenschmied der deutschen Freiheit wurde. Das Joch der Franzosen zu zerbrechen, war das Ziel seines Strebens. Im Frühjahr 1813 erschien er als Chef des Generalstabes mit dem Heere Blüchers in Sachsen. Aber nur den Morgen der Freiheit sollte er dämmern sehen. Bei Lützen wurde er schwer verwundet, eine Kartätschentugel traf ihn am Schenkel. Er achtete der Wunde nicht. Im Auftrage seines Königs eilte er nach Prag. Doch hier, „wo Schwerin im Blute lag,“ sollte auch er sein Leben beschließen. Der 28. Juni 1813 ist sein Todestag. Die Gebeine des edlen Mannes ruhen auf dem Kirchhof der Invaliden; ein schönes Denkmal ziert seine Grabstätte. Preußen wird seinen Scharnhorst nie vergessen!

243. Der Freiherr von Stein.

„Des Rechtes Grund-Stein,
Dem Unrecht ein Eck-Stein,
Der Deutschen Edel-Stein!“

Wie der General Scharnhorst das Heerwesen neu organisirte (einrichtete) und ein Volkshcer, die Landwehr, schuf, so wurde der Freiherr von Stein der Schöpfer einer neuen Gesetzgebung für die sittliche Hebung des Bürger- und Bauernstandes. Er gehörte dem alten reichs-

ritterlichen Geschlecht der Freiherrn vom und zum Stein an, deren Güter in Nassau liegen. Sein Vater war churmainzischer Geheimrath. In seinem 17. Jahre ging er auf die Universität Göttingen und studierte hier die Rechts- und Staatswissenschaften. Darauf machte er eine Reise durch Deutschland, hielt sich längere Zeit in Wien auf und bildete sich sodann bei dem damals höchsten deutschen Gerichtshofe, dem Reichskammergerichte in Wezlar, in praktischer Thätigkeit aus. Hierauf trat er in preussische Dienste, obgleich seine Angehörigen wünschten, er möchte, dem Herkommen gemäß, sich dem Hause Oesterreich widmen. Im Jahre 1780 wurde er als Bergrath zu Wetter in der Grafschaft Mark angestellt. Hier erwarb er sich besonders dadurch, daß er, seinem Charakter gemäß, überall gerade durchging, allgemeine Achtung. Im Todesjahre Friedrichs des Großen unternahm Stein eine Reise nach England und lernte so durch eigene Anschauung die staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen der Engländer kennen, zu denen er sein ganzes Leben eine gewisse Hinneigung zeigte. Im Jahre 1796 wurde er zum Oberpräsidenten der westphälischen Kammer zu Wesel, Hamm und Minden ernannt. Seine Wirksamkeit in dieser Stellung war eine Vorbereitung zu den durchgreifenden Verbesserungen, durch welche er später den preussischen Staat neu gestaltete. Er belebte Handel und Gewerbefleiß, suchte den Bauernstand zu heben, regelte das Forstwesen, sorgte für bequeme Verbindung durch Chausseen und förderte durch seine ganze Thätigkeit den Wohlstand der Provinz.

Im Jahre 1804 wurde Stein als Staatsminister mit der Oberleitung des Finanzwesens beauftragt. Als solcher leistete er dem Könige, als dieser 1805 und 1806 gegen die Franzosen rüstete, durch weise Vorschläge zur Beschaffung der Geldmittel wichtige Dienste. Allein bald trat zwischen ihm und dem Könige Mißstimmung ein. Stein war nämlich der Ansicht, die Einrichtung der höchsten Regierungsbehörde, das Cabinet, sei mangelhaft, und alles Unglück, das den Staat bereits getroffen und noch bedrohe, habe darin seinen Grund. Das Cabinet bestand nun aus dem Könige und aus einigen andern Männern, die der König seines besondern Vertrauens würdigte. Es bildete eine Zwischenbehörde zwischen dem Könige und seinen Ministern. Diese verriethen sich nicht unmittelbar mit dem Könige selbst, sondern, was in dem Cabinet beschlossen wurde, mußten sie ausführen. Dieß, meinte Stein, sei ein Fehler in der Staatseinrichtung, denn das Cabinet habe alle Macht und sei durchaus unverantwortlich, wohingegen die Minister nur die Befehle Anderer ausführten und doch für ihre Handlungen verantwortlich gemacht würden. Die Minister mußten das Cabinet des

Königs bilden. Der König, welcher die Zweckmäßigkeit der Rathschläge Stein's wohl einsah, und auch später befolgte, konnte sich zu der Ausführung derselben jedoch sogleich nicht entschließen. Da aber Stein fortfuhr, sich über die bisherige Staats Einrichtung tadelnd zu äußern, und auf die vorgeschlagenen Abänderungen zu dringen, so wurde die Spannung zwischen ihm und dem Könige größer, und das Ende war, daß der König an Stein schrieb:

„Mit großem Leidwesen ersehe ich, daß Sie ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sind. Wenn Sie Ihr respektwidriges Benehmen nicht ändern wollen, kann der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen.“

Der Brief stieg dem Minister von Stein hoch zu Kopfe. Er war bei all seinem Thun sich der besten Absichten bewußt. Diese Erklärung kam ihm ganz unerwartet. Und mit kurzen Worten schrieb er dem König zurück:

„Da Ew. Majestät mich für einen widerspenstigen, trotzigem, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, und da ich gleichfalls der Meinung bin, daß der Staat auf die Dienste solcher Beamten keine große Rechnung machen kann, so bitte ich um Entlassung aus Ew. Majestät Dienst.“

Die Entlassung erfolgte, und Stein ging auf seine Güter nach Nassau. Aber ob auch der König seinen Rath verworfen und Worte an ihn geschrieben, wie sie nie ein König an seinen Minister gerichtet, so vergaß er doch bald allen Groll, denn seine Seele war groß und edel; über Beleidigungen zu rechten, war nicht die Sache des Freiherrn von Stein. Dem Staate, dem er 27 Jahre lang, zuerst seine Jugendliebe, dann seine Manneskraft gewidmet hatte, schlug noch immer sein Herz. Als ob er noch dessen Minister sei, überlegte er mit Ernst und Fleiß Tag und Nacht, was zum Wohle des Landes erforderlich wäre. Unterdessen kamen die Unglückstage von Jena und Auerstädt, der preussische Staat brach zusammen und mußte neu aufgebaut werden. Wer sollte aber der Baumeister sein? Der König wußte es. Er schrieb an den Freiherrn von Stein und forderte ihn auf, in seine Dienste zurückzukehren. Stein lag gerade am Fieber krank, aber der Königsbrief machte ihn gesund. Dem König antwortete er, er werde seiner Aufforderung Folge leisten. Darüber wurde der König erfreut, und die Königin Luise schrieb in einem Briefe: „Stein kommt! mit ihm kehrt meine Hoffnung wieder.“ Im September 1807 traf Stein beim Könige ein. Nun begann er sein Werk. Was er wollte, läßt sich am besten mit seinen Worten sagen: „Was dem Staate an äußerer Größe

abgeht, muß er an innerer Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen, es muß Alles neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutung im europäischen Staatenbunde erhalten soll. Die verschiedenen Stände sind wegen der Günst, die der eine genoss, mit dem minder begünstigten im Streite. Alle Einwohner im Staate müssen gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben. Jeder muß persönlich frei sein und nur einen Herrn haben, den König mit seiner Geseztafel in der Hand.

In diesem Sinne erließ nun Stein seine Geseze; sie bezogen sich auf das ganze Leben im Staate, auf Land und Stadt, auf Herr und Knecht, auf Adel und Bürgerstand, auf Eigenthum und Gewerbe. Es gab in Preußen noch Ueberreste der Leibeigenschaft der Bauern, einer Einrichtung aus vergangenen Jahrhunderten, nach welcher diese Leute mit Leib und Leben, mit Weib und Kind, mit Hab und Gut den größeren Gutsbesizern zu eigen gehörten. Diese Einrichtung wurde durch das Gesez: „Hinfort soll es nur freie Leute im Staate geben,“ vollständig aufgehoben. Dadurch wurde der Bauer seiner menschlichen Würde sich bewußt, er erhielt Freiheit und Eigenthum und mit diesen köstlichen Gütern einen eigenen Heerd und ein Vaterland, dem er seine Liebe weihte. Auch der Dienstzwang wurde abgeschafft, vermöge welchen Beamte und Guts Herren bestimmten, wo und zu welchem Lohne Knechte und Mägde dienen sollten. Früher durften nur Adelige Rittergüter besizen, fortan aber sollten auch Bürger und Bauern solche Güter erwerben können. Die Steuerfreiheit des Adels wurde abgeschafft. Für den Bürgerstand erschien eine neue Städteordnung. Bis dahin hatten die Bürger gar keinen Antheil an der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten gehabt. Königliche Beamten hatten Alles besorgt. Jetzt erhielten sie das alte Recht wieder, ihren Vorstand selbst zu wählen, ihr Vermögen selbst zu verwalten. So wurde der Gemeinsinn geweckt, der nicht fehlen darf, wo Großes geleistet werden soll. Auch der bisherige Zunftzwang, wonach es nicht Jedem erlaubt war, ein Handwerk auszuüben, wurde aufgehoben und statt dessen eine unbeschränkte Gewerbefreiheit eingeführt. Bald zeigte sich neuerwachendes, in größerer Freiheit sich entfaltendes Leben, und der Bürger und der Bauer, der sich zu Hause wohlfühlte, nahm auch innigen Antheil an dem Schicksale des Vaterlandes.

Leider war die Wirksamkeit Stein's nur von kurzer Dauer. Ein Brief, in dem er sich gegen einen Freund über seine Pläne für die Zukunft aussprach, fiel in Napoleons Hände. Dieser gerieth darüber in den heftigsten Zorn. „Wie, der Minister von Stein will Revolutionen machen!“ rief er, „will meine Gewalt über den Erdkreis stürzen! das

müssen wir zu vermeiden suchen!" Und er befahl seinen Soldaten, den Freiherrn zu greifen, wo sie ihn fänden. Seine Güter im Nassauischen zog er ein. Da hielt Stein es für rathsam, sein Amt aufzugeben. Der König entließ ihn diesmal mit den ehrenbsten Beweisen seiner Anerkennung (1809.) Napoleon aber verfolgte ihn mit einer förmlichen Achtserklärung, weshalb Stein erst nach Oesterreich und darauf nach Rußland ging. Auch hier hörte er nicht auf, für die Wiedererhebung Preußens zu wirken. Als diese im Jahre 1813 erfolgte, nahm er an den Kriegsangelegenheiten fortwährend lebhaften Antheil. Er stand in keines Staates Dienste; sein Wirken galt dem ganzen deutschen Vaterlande. Nach dem Kriege zog er sich auf sein Gut Rappenberg in Westphalen zurück, wo er als Privatmann lebte, und starb 1831 auf seinen Gütern im Nassauischen.

Stein war von gedrungener, breiter Gestalt und gebieterischem Wesen. Die Kraft und Hoheit seines Charakters thronte auf seiner breiten Stirn. Eine kräftige Nase und geistreiche, feurige, zugleich aber freundliche Augen vollendeten das Churfurchteinslösende. Sein ganzes Wesen hatte etwas Festiges und Stürmisches. Seine Worte waren, wie Arndt sagt, derb, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, „gleich Pfeile vom Bogen gerade in's Ziel schlagend.“ Sein Gemüth war rein und lauter; in seinem Herzen bewahrte er das Kleinod echtchristlicher Frömmigkeit. Er war durch und durch ein deutscher Mann, und die Ehre, Selbstständigkeit und Freiheit des Vaterlandes war ihm Sache des Herzens und Aufgabe des Lebens. Keiner hat mehr daran gedacht, gethan, als er; daher ist und bleibt auch Stein einer der ehrenwertheften Männer jener großen Zeit.

Merkwürdig ist die Grabschrift, welche Stein seinem Vater setzen ließ. Sie klingt nicht glatt und fein, sondern ernst und gebiegen, voll und kräftig, fest und unbeugsam und ist ein sprechendes Denkmal des Charakters von Vater und Sohn. Sie lautet:

Sein Nein war Nein, gewichtig:
 Sein Ja war Ja, vollmächtig.
 Seines Ja war er gebächtig,
 Sein Grund, sein Mund, einträchtig,
 Sein Wort, das war sein Siegel.

244. Ferdinand von Schill.

O Stralsund, du trauriges Stralsund,
In dir geht das tapferste Herz zu Grund!

E. M. Arndt.

Nach dem Frieden von Tilsit zog der Major von Schill mit seinem Husarenregimente in Berlin ein. Seit zwei Jahren hatte die Hauptstadt keine preussischen Truppen gesehen. Mit ungeheurem Jubel wurde der tapfere Vertheidiger Kolbergs begrüßt. Die feurigsten Männer, die entschlossensten Feinde Napoleons, schlossen sich ihm an; die Herzen der patriotischen Frauen und Jungfrauen schlugen ihm in Begeisterung entgegen. Alle erblickten in ihm den Mann der Zukunft. Da rief Oesterreich die deutschen Völker zum Kampfe auf gegen die fremden Unterdrücker. Auch in Preußen glaubten Viele, die Stunde sei gekommen, die Sclavenketten abzuschütteln. Der König aber hielt dafür, daß diese Zeit noch nicht da sei; er schloß sich daher Oesterreich nicht an. Der feurige Schill aber konnte nicht warten. Der Druck der Fremdherrschaft war ihm unerträglich. Er beschloß daher, auf eigene Faust einen Kampf mit Napoleon zu wagen. Mit dem Ausrufe: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ ritt er am 28. April 1809 mit seinem Husarenregimente zum Thore hinaus. Jedermann meinte, er wolle draußen manöveriren. Als er eine Meile von der Stadt entfernt war, ließ er halten und redete zu seinen Husaren folgende Worte: „In die friedliche Garnison nach Berlin zurückzukehren, das ist nicht mein Wille. Der Krieg gegen Napoleon bricht von Neuem aus. Oesterreichs Heere ziehen gegen ihn, da dürfen wir nicht zurückbleiben; wir haben die Schlacht bei Jena und den Frieden von Tilsit zu rächen. Zunächst werden wir in das Königreich Westphalen einfallen und dadurch das Signal zur allgemeinen Erhebung und zum Sturze der französischen Macht in Deutschland geben. Wer mit mir kämpfen will für des Vaterlands Ehre und Freiheit, der folge mir; wer sich aber davor scheut, der kehre ungekränkt zurück!“ Keiner aber wollte umkehren; Alle schwuren mit ihm zu leben und zu sterben. Das preussische Volk jauchzte in freudiger Begeisterung auf, als es von Schill's kühner That Kunde erhielt. Muthige Jünglinge verließen heimlich das Vaterhaus, um unter dem gefeierten Helden die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen zu helfen. Preussens König mußte freilich das Unternehmen Schill's Napoleon gegenüber mißbilligen. Schill

rückte indeß gegen die Elbe vor. Bei Wittenberg, der Grenzfestung des Königreichs Westphalen, überschritt er das preußische Gebiet. Der Kommandant von Wittenberg suchte ihm den Uebergang über die Elbe streitig zu machen, und schon hier erfuhr er, daß er in der Stimmung der Sachsen, von denen er hoffte, daß sie gleich zu ihm übergehen würden, sich getäuscht hatte. Der Zug ging indessen weiter gegen Dessau, Köthen, Bernburg, selbst bis nach Halle streifte er hinauf. Hier aber erfuhr er, daß Napoleon gleich in den ersten Schlachten die ganze österreichische Heeresmacht vernichtet habe. Da mußte er leider einsehen, daß seinem Unternehmen die stärkste Stütze geraubt sei, und daß er sich übereilt habe.

Was war nun zu thun? In die Hauptstadt zurückzukehren schien ihm feige und lächerlich. Kriegerische Ehre gab den Ausschlag. Er wollte kämpfen, und wenn er nicht siegen konnte, ritterlich sterben. Aus Halle vertrieb Schill die Truppen des Königs Hieronymus. Beim Dorfe Döbendorf, unweit Magdeburg, stieß er auf die ersten Franzosenhaufen, machte einige Gefangene und erbeutete Fahnen und Geschütze. Darauf warf er sich in die kleine mecklenburgische Festung Domnitz, um sich von hieraus gegen die nachrückenden Franzosen zu vertheidigen. Doch nun begann seine Lage schwierig zu werden. Der König von Westphalen bot immer größere Heereskräfte gegen ihn auf und setzte einen Preis auf seinen Kopf; aus Hannover rückten holländische Kürassiere und aus Holstein ein dänisches Regiment Fußvolk heran. Schill wurde nun von allen Seiten bedrängt. Er verließ Domnitz und suchte Stralsund zu erreichen. Es gelang ihm. Eiligst ließ er hier die Festungswerke herstellen, Schanzen aufwerfen und Geschütze richten. Auch rief er die pommersche Landwehr zu Hülfe. Doch die Feinde ließen ihm nicht lange Zeit. Stralsund wurde von holländischen, dänischen und westphälischen Truppen eingeschlossen. Nach einer heftigen Kanonade drangen sie in die Stadt. Schill aber setzte ihnen in den Straßen den verzweifeltsten Widerstand entgegen. Ein furchtbarer Kampf entbrannt. Mann gegen Mann, auf Leben und Tod wird gefochten. Schill kämpft im dichtesten Gewühle. Schon blutet er aus mehreren Wunden. Er fühlt es, daß sein Sterbestündlein herangekommen ist. Daher will er sein Leben theuer verkaufen. Jetzt verrichtet er die letzte That. Wüthend sprengt er auf den holländischen General zu und spaltet ihm mit den Worten: Hundsfott, bestell Quartier!" den Schädel, und in dem nächsten Augenblicke sinkt er, von Kugeln und Säbelhieben getroffen, leblos vom Rosse herab. Mit seinem Tode endigte das Gefecht. Nur 150 Mann schlugen sich nach der preussischen Gränze

durch. Die übrigen wurden gefangen genommen und nach Frankreich auf die Galeeren geschickt. Die Holländer trennten Schill's Haupt vom Rumpfe, legten es in Weingeist und bewahrten es auf der Universität zu Leiden neunundzwanzig Jahre als Merkwürdigkeit auf, dann erst gaben sie, auf Verwendungs der preussischen Regierung, diese grauenvolle Siegesbeute heraus. Jetzt ruht Schill's Haupt zu Braunschweig in deutscher Erde.

245. Schill.

Das war ein Mann trotz Einem, der Ferdinand von Schill,
Der lieber ehrlich sterben, als feig verderben will;
Ihn wurmt's, daß der Franzose in deutschen Landen haust,
Und will kein Andern sechten, sieht er auf eigne Faust.

Fest sitzt er schon im Sattel, der härtige Husar,
Es folgt dem kühnen Führer die treu ergebene Schaar;
Sein Feuer sprühte Funken auch in die mattste Brust,
Gefahr ist ihre Freude, und Kampf ist ihre Lust.

Sie haben rasche Pferde, sie haben starken Arm,
Von Ort zu Orte schwärmen sie wie ein Bienenschwarm;
Und wo sie Feinde treffen, da bringen Honigseim, —
Viel Ehre sie und Beute — von ihren Zügen heim.

Sie sind an hundert Orten, sie führen Schlag auf Schlag,
Und doch, die Macht des Feindes, sie wächst von Tag zu Tag;
Es ist, wie wenn die Schnitter das Gras des Feldes mäh'n,
Nur rascher sieht man's wachsen, nur dichter sieht man's steh'n.

Gepanzert und geschlossen, so rückt der Feind heran,
Fußvoll und Kürassiere, an die zehntausend Mann;
Das Feld ist nicht zu halten und nirgends sichere Wehr,
Schill spricht: „Wer Lust am Leben, der rette sich aufs Meer.“

Da hängen sie die Köpfe, und Rott' an Rotte grollt;
Schill aber ruft aufjauchzend: „Das ist's, was ich gewollt;

Deutschland hat uns verlassen, wir aber lassen's nicht,
Und schau'n auf deutschem Boden dem Tod' in's Angesicht."

Er spricht's und wirft die Seinen nach Stralsund in die Stadt;
Bald folgen ihm die Feinde, der Kampf kein Ende hat.
Schill heißt sie laut willkommen; so herzlich war der Gruß,
Daß Mancher, wider Willen, sich tief verbeugen muß.

Der Kampf tobt in den Straßen, Mann gegen Mann beginnt's;
Mann gegen Mann? mit nichten? Zehn gegen Einen find's;
Verzweiflung mag nicht siegen, so wird denn nur gerauft,
Daß man sein Bischen Leben nicht unterm Preis verkauft.

Versprengt, in Feindes Mitten, hält Ferdinand von Schill,
Sein Auge sucht den Führer, dem er's nicht schenken will;
Er spaltet ihm den Schädel: „Hundsott, bestell Quartier!“
Dann sinkt er selbst vom Pferde, todt und zersäbelt schier.

Th. Fontane.

246. Schills Ende.

Sie trugen ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeisenspiel, ohne Trommelflang,
Ohne Kanonenschuß, ohne Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab,
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapf're Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein!

E. M. Arndt.

247. Napoleons Feldzug gegen Rußland.

(1812).

Napoleon stieg zu immer höherer Macht. Er vermochte aber nicht, sich im Glücke zu mäßigen und Großmuth und Gerechtigkeit walten zu lassen. Mit frebelnder Hand tastete er die Rechte der Fürsten und Völker an und riß Provinzen und Königreiche an sich, wie es ihm gefiel. Seinen redlich gesinnten Bruder Ludwig hieß er von dem Throne Hollands steigen, weil er sich sträubte, zu den Bedrückungen des Volkes die Hand zu bieten. Holland wurde mit Frankreich vereinigt. Dann knahm er Besitz von dem ganzen nordwestlichen Deutschland am Ausflusse der Ems, Weser und Elbe mit den alten Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck, wodurch die Deutschen die Mündungen ihrer großen Ströme, ihre Küsten und ihren Seehandel verloren. Darauf ließ er den Papst von Rom wegschleppen, vereinigte den Kirchenstaat mit Frankreich und bestimmte, daß sein erstgeborener Sohn König von Rom heißen sollte. Spanien durchzogen seine Heere, Oesterreich hatte er niedergeworfen in blutigen Schlachten und darauf durch Familienbande an sich gefesselt; Preußen war zerstückelt, erschöpft und an den Rand des Verderbens gebracht worden; die übrigen deutschen Fürsten waren zu seinen Vasallen herabgesunken. Der mächtige Kaiser von Rußland war sein Bundesgenosse. Nun stand der Mann aus Corsika auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Er hätte nun wohl zufrieden sein können mit dem, was er besaß, allein sein Ehrgeiz war unersättlich. Noch einen Feind gab es, der zwar zu Lande nicht viel ausrichten konnte, zur See aber unbeflegbar schien. Es waren die Engländer. Sie hatten seine ganze Marine, seinen ganzen Seehandel vernichtet. Wo ein französisches Schiff aus dem Hafen lief, kamen sie und nahmen es weg. Napoleon hatte ihnen beschworen eine unversöhnliche Feindschaft geschworen. Vor Allem suchte er ihren Handel zu zerstören, durch den sie groß und mächtig geworden waren, was er dadurch sicher zu erreichen hoffte, daß er den brittischen Schiffen alle Seehäfen von Europa verschloß. Dieser Handelsperre, die man das Continentsystem nannte, beizutreten, hatte sich auch Rußland überreden lassen. Schweden war mit Waffengewalt dazu bezwungen worden. Kaiser Alexander sah aber bald ein, daß durch die strenge Abspernung gegen England seine Unterthanen einen ungeheuren Nachtheil erlitten; er ließ daher Wilderung eintreten. Das

führte bald zu einer Verstimmung zwischen Napoleon und ihm. Der französische Kaiser hatte überdies die Lande des Herzogs von Oldenburg, eines Verwandten Alexander's, ohne Ursache an sich gerissen und dadurch dem mächtigen Rußland den Fehdehandschuh gleichsam in's Gesicht geworfen. So nahm die Freundschaft ein Ende. Kaiser Alexander zog seine Armee drohend an den Grenzen zusammen. Als Napoleon das vernahm, rief er voll stolzer Zuversicht aus: „Rußland wird von seinem Verhängnisse ergriffen, wohlan, es soll erfüllt werden!“ Der Krieg gegen Rußland ward beschlossen, und im Frühjahr 1812 schaarfen sich 500,000 Krieger um den französischen Kaiser. Fast alle Länder Europa's, auch Preußen, hatten Hülfsruppen stellen müssen. Ein schöneres Heer hatte die Welt wohl nie gesehen. Am Johannisstage überschritt die große Armee den Grenzfluß Niemen. Bei Smolensk entbrannte die erste Schlacht, beim Dorfe Borodino die zweite. Napoleon siegte. Darauf zog er in Rußlands Hauptstadt Moskau ein. Hier wollte er den Winter über bleiben und im Frühjahr das russische Reich vollends erobern. Doch wenn die Sonn' am höchsten steht, so kommt die Sonnenwende. Moskau ging in Flammen auf; Napoleon mußte mit seinem Heere den Rückzug antreten. Darüber ereilte ihn ein langer nordischer Winter, und eine grausige Kälte vernichtete fast seine ganze Armee; nur dreißigtausend Mann blieben übrig.

248. Preußens Erhebung im Jahre 1813.

Der König rief, und Alle, Alle kamen!

Der Brand Moskaus war die Morgenröthe der deutschen Freiheit. Die Zeichen des Himmels erkannte zuerst der General York, der mit seinem Hülfsheere den Zug nach Moskau nicht mitgemacht, sondern auf Napoleons Befehl an Rußlands Grenze stehen geblieben war. Wohl hätte er den Rückzug der großen Armee decken können; er schloß aber einen Vertrag mit den Russen ab, kraft dessen seine Truppen für partheilos erklärt wurden. An seinen König schrieb er: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte.“ Als nun im Anfange des Jahres 1813 die Ueberbleibsel der großen Armee halbnaakt, zerlumpt, ausgehungert, mit

erfrostenen Gliedmaßen, ein wahres Bild des Elendes durch Preußen zogen, da ergriff das preussische Volk die Ueberzeugung, daß nun die Stunde der Erlösung aus schwerer Knechtschaft gekommen sei. „Das hat Gott gethan!“ so ertönte es aus Aller Munde. Es gab nur ein Gefühl im Vaterlande, das war ein glühender Haß gegen die Franzosen, die mit frechem Uebermuth das Volk zertreten hatten. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, wo man die Ketten sprengen konnte. Sehnsüchtig wartete man, daß der König sein Volk zu den Waffen rufen sollte. Dieser Ruf erscholl am 3. Februar 1813 von Breslau aus, wohin sich der König begeben. Wem es gelten sollte, war nicht gesagt; Jeder aber wußte es. Der König hatte nach den vielen bitteren Erfahrungen seines Lebens kaum gehofft, daß der Aufruf eine tiefe Wirkung äußern werde. Wie sehr wurden aber seine kühnsten Hoffnungen übertroffen! Eine tiefe Begeisterung ergriff alle Stände. Jünglinge und Männer verließen Beruf und Familie, um das Vaterland zu befreien. Ueberall ertönte das schmetternde Kriegshörn. Schaaaren von freiwilligen Streitern sah man sich sammeln. In Berlin allein meldeten sich 9000 Freiwillige zum Kriegsdienste. Es war diesen jungen Männern der Sieg auf die Stirn geschrieben. Zugleich wurde auch die Landwehr eingerichtet. Jeder Landwehrmann trug an seinem Hute zum Zeichen des heiligen Krieges, dem er sich weihte, ein Kreuz mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Am 19. Februar, dem Geburtstage der heimgegangenen Königin Luise, stiftete der König den Orden des eisernen Kreuzes als Auszeichnung für die Helden des Befreiungskrieges. Am 28. Februar schloß er mit dem Kaiser Alexander ein Bündniß zu Kalisch; darauf erfolgte am 16. März eine ausdrückliche Kriegserklärung an Frankreich, und am 17. März der denkwürdige „Aufruf an mein Volk.“ Darin sagte der König: „So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unerblickenden Sinne vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs; der Friede schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgezogen; der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburg, Preußen, Schlesien, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den Kampf nicht ehrenvoll

endigen. Große Opfer werden von Allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehelos der Deutsche und der Preuze nicht zu leben vermag. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!" —

Diese Worte fielen wie ein zündender Funke in Aller Herzen, und es ist nicht zu beschreiben, von welcher Begeisterung Alt und Jung, Männer und Frauen ergriffen wurden. Es ging ein heiliges Pfingstfest über das ganze Land; ja, vom Himmel kam der Geist, der Alles entflammte zu dem heiligen Kampfe und ein wahrer Sturm der Gefühle riß Alles mit fort. „Das ganze Volk," sagt C. M. Arndt, „stand auf wie zu einer Völkerverwanderung; Krieg, Gefahr und Tod wollten Alle; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen preußischen Frieden hoffen durften. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. Krieg! rief der Edelmann, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhrn todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartirungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ; Jünglinge, die kaum wehrhaft waren; Männer mit grauen Haaren und wankenden Knien; Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren; reiche Gutsbesitzer und Beamte; Väter zahlreicher Familien; Verwalter weitläufiger Geschäfte, in dieser Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen. Selbst Frauen und Jungfrauen in Männerkleidern, vom Strome der Begeisterung mit fortgerissen, drängten sich zu den Waffen, um für das Vaterland zu streiten und zu sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf erschallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Schmiede war eine Waffenwerkstätte. Wer seinen Arm nicht bieten konnte, der bot seine Habe dar. Große Geldsummen, Gold und Edelsteine, Finger-

und Dyringe, Kleidungsstücke, Betten, Leinwand wurden auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt. Eine schlesische Jungfrau opferte das Einzige, was sie hatte, ihr schönes goldenes Haar. Aller Unterschied von Ständen und Klassen, von Altern und Stufen waren vergessen und aufgehoben. Jeder demüthigte sich zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der Brauchbarste war; das eine große Gefühl für das Vaterland für seine Freiheit und Ehre verschlang alle anderen Gefühle. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück; sie wollten auch gleich sein im Dienste und im Gehorsam.

Ehle Sänger, darunter ein G. M. Arndt, ein Theodor Körner, der Ritter mit Leier und Schwert in Lützows wilder verwegener Jagd, ein Max von Schenkendorf hoben die Gluth der Begeisterung durch feurige Lieder. —

Wo eine Schaar auszog in den heiligen Krieg, wurde sie vorher feierlich eingeweiht, und es erklangen die Glocken von den Thürmen. Das tönte wohl in manche Brust wie Grabgeläute, und es konnten sich auch starke Männer, von der Ahnung eines nahen Todes ergriffen, in solchen Augenblicken nicht immer der Thränen enthalten; doch im Hinblick auf ein herrliches Ziel, auf den Heldentod für's Vaterland, eilten sie freudig in den Kampf.

249. Das eiserne Kreuz.

Auf der Rogat grünen Wiesen
Steht ein Schloß im Preußenland,
Das die frommen deutschen Riesen
Einst Marienburg genannt.

An der Mauer ist zu schauen
Bildniß leuchtend, groß und klar,
Bildniß unsrer lieben Frauen,
Die den Heiland uns gebar.

Lieb' und Glaube wollten geben
Jener Fülle milden Reiz,
In den Lüften sah man schweben,
In den Fahnen hoch das Kreuz.

Heil'ges Zeichen ward erlesen
Fern im weissen Morgenland,
Und nach seinem tiefsten Wesen
Ward es deutsches Kreuz genannt.

Heil dir, alter Bund der Starken,
Heil euch, edle deutsche Herrn!
Von den frommen Christen-Marken
Hieltet ihr die Heiden fern.

Ah, die Ritter sind gefallen,
Ihre Tempel sind entweiht,
Abgebrochen ihre Hallen —
Auf den Särgen liegt ihr Kleid.

Immer nur das Lose, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel.

Doch ein Herr, dem alle weichen,
Hat den Jammer fromm bedacht,
Hat uns unser Ordenszeichen
Aus der Gruft herauf gebracht,

Wieder schmückt es unsre Fahnen,
Wieder deckt es unsre Brust,
Und im Himmel noch die Ahnen
Schauen es mit Heldenlust.

War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herzen füllt.

Denn nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Uebermuth.

Heil'ges Kreuz, ihr dunkeln Farben,
Seid in jede Brust geprägt,
Männern, die im Glauben starben,
Werdet ihr auf's Grab gelegt.

Um die kühnen Heldegeister
Schlingt sich dieses Ordensband,
Und der König ist sein Meister,
Der das alte Zeichen fand.

Mar v. Schenkendorf.

250. Die Schlacht bei Lüzen und Großgörschen am 2. Mai 1813.

Es klingt ein Lied von Lüzen,
Dem lauscht man athemlos,
Da zeigt der Komet sich wieder
Am Himmel hehr und groß.

Ortlepp.

Napoleon hatte die Trümmer seiner Armee in den Eisgefilden Rußlands heimlich verlassen und war nach Paris geeilt, um neue Hunderttausende unter die Waffen zu rufen. Das französische Volk opferte ihm nochmals die Blüthe seiner Jugend. Als er Preußens Kriegserklärung erhielt, rief er im heftigsten Zorn: „Sein Name soll ausgelöscht werden aus der Reihe der Völker!“ Von der Vorsehung war es aber anders beschlossen worden. Noch hatte er Deutschlands Boden nicht wieder betreten, als der Kampf gegen ihn entbrannte. Bereits Ende Februar waren die ersten Kosacken vor Berlin erschienen.

Am 4. März hatten die Franzosen es verlassen, und bald darauf war der König unter lautem Jubel der Bewohner in seine Hauptstadt zurückgekehrt. Nun brach der Stiefsohn Napoleons, Eugen, der in Magdeburg stand, gegen Berlin auf; aber Preußen und Rußen schlugen ihn am 5. April bei Möckern gewaltig auf's Haupt, und das junge preussische Fußvolk wies ihm mit seinen Kolben den Weg zurück nach Magdeburg, die lützow'schen freiwilligen Jäger, die sogenannte schwarze Schaar, drangen sogar tief in Sachsen ein, und wurden überall als Befreier jubelnd begrüßt. Napoleon hatte inzwischen ein Heer von 150,000 Mann zusammengebracht und erschien mit demselben an der Saale. Bis jetzt stand ihm Preußen im Bunde mit Rußland allein gegenüber. Oesterreich hielt sich noch neutral. Der ganze Rheinbund, besonders Sachsen, dessen König durch Bande der Dankbarkeit an Napoleon gebunden zu sein glaubte, stand noch für die Fremdherrschaft. Bei Lützen und Großgörschen kam es am 2. Mai 1813 zu der ersten großen Schlacht. Die Verbündeten machten den Angriff. Mit bewunderungswürdiger Aerschrockenheit kämpften die Preußen. Es waltete in ihnen ein anderer Geist, als in den Tagen bei Jena. Mit Ungestüm erstürmte Blücher Großgörschen, und schon neigte sich der Sieg den Verbündeten zu, da erschien Napoleon selbst auf dem Schlachtfelde. Mit feurigen Worten begeisterte er seine Krieger, um den Verbündeten die errungenen Vortheile zu entreißen. Von Neuem entbrannte der erbitterteste, der blutigste Kampf. Schon hatten die preussischen Garden die Hauptstellung der Feinde erstürmt und mehrere Bataillone in die Flucht geschlagen, da ließ Napoleon 80 Stück Geschütz auf einem Punkte versammeln und richtete sie gegen die Verbündeten! Es war als spie ein feuererspeiender Berg seine vernichtende Lava aus; ganze Reihen empfingen vereint den Tod. Drei Dörfer standen in Flammen, und das Angstgeschrei der Verwundeten erfüllte die Luft. Den Sieg konnten die Verbündeten nicht erringen, sie gingen jedoch nur Schritt vor Schritt aus dem mörderischen Feuer und behaupteten bis zum späten Abend den größten Theil des Schlachtfeldes. Während der Nacht setzte Blücher noch durch einen plötzlichen Reiterangriff, wobei Napoleon beinahe gefangen genommen wäre, die Feinde in Angst und Schrecken. Mit nur 70,000 Mann hatten die Verbündeten gegen 120,000 Franzosen gekämpft, doch keine Fahne, keine Kanone verloren sie. Leider aber empfing der edle Scharnhorst, der ruhmvolle Begründer der Landwehr, bei Lützen die Todeswunde. Eine Kugel verletzete sein Knie, und er starb in Prag.

Die Verbündeten zogen nun, um Verstärkungen an sich zu ziehen, geordnet und dem Feinde trotz bietend, über die Elbe zurück. Damit aber Niemand solches als eine Flucht deuten möge, redete Blücher am Tage nach der Schlacht seine Druppen also an. „Guten Morgen, Kinder! Diesmal hat es gut gegangen! Die Franzosen sind gewahr geworden, mit wem sie es zu thun haben. Der König läßt sich bei Euch bedanken. Das Pulver ist aufgegangen! Drum gehen wir bis hinter die Elbe zurück. Da werden unsere Kameraden kommen. Die bringen uns Pulver und Blei. Dann sollen die Franzosen die schwere Noth kriegen! Wer jetzt sagt, wir retiriren, ist ein Hundsfott! Guten Morgen, Kinder!“

Bei Bautzen kam es noch in demselben Monate (21. und 22. Mai) zu einer zweitägigen mörderischen Schlacht. Auch hier siegte Napoleon, aber auch hier zogen die Verbündeten in geschlossenen Reihen zurück, so daß die Feinde sie nicht zu verfolgen wagten. An der Spitze der Preußen stand der alte Blücher, ein Jüngling im Silberhaare, ein erbitterter Feind der Franzosen, des Heeres Liebling. Er zog sich nach Schlesien zurück.

251. Scenen aus der Schlacht bei Lützen.

Gegen Mittag fing der Kanonendonner an zu krachen. Viele unter uns hörten solche Musik zum erstenmal in ihrem Leben. Als die erste Kugel über unsere Köpfe hinweg sauste, bückte sich mancher junge Husar. Ich nahm es ihnen nicht übel, hatte ich es doch im Jahre 1806 bei Jena gerade so gemacht, als ich zum erstenmal im Feuer war. Die erste feindliche Kugel, die in unsere Schwadron schlug, riß einem Husaren den Mantelsack auf, so daß alle Sachen, die darin waren, weit auseinander flogen. Auch eine weiße Nachtmütze kam zum Vorschein, die der Kerl, Gott weiß zu welchem Zwecke, mit eingepackt hatte, und die flog einem andern Husaren gerade in's Gesicht. Daß dies allgemeine Heiterkeit erregte, brauche ich wohl nicht zu erinnern. Die zweite Kugel meinte es schon ernstlicher; denn sie schlug einen Husaren sammt seinem Pferde zusammen, so daß beide auf der Stelle todt waren. Als einige unserer jungen Husaren den noch zuckenden Leichnam ihres Kameraden ansahen, lief es ihnen eiskalt über die Haut, und sie singen an, ein wenig blaß zu werden. Das bemerkte unser Rittmeister und

rief ihnen zu: „Kinder, der ist wie ein braver Husar mit Gott für König und Vaterland gestorben!“ Dadurch wurden die Leute wieder ermuthigt. Gar manchen braven Kerl und so manches gute Pferd haben wir noch auf diese Art durch französische Kanonenkugeln verloren, denn wir mußten noch geraume Zeit im feindlichen Lager ruhig halten bleiben. Ein hitziges Gefecht tobte aber in den Dörfern vor uns, welche von unserer braven Infanterie doppelt gestürmt und von den Franzosen, die Napoleon selbst kommandirte, hartnäckig vertheidigt wurden. Wahrhaftig es war eine Freude mit anzusehen, mit welchem Eifer unsere Infanteristen, größtentheils junge Kerle, die heute auch zum ersten Male in's Feuer kamen, auf den Feind losstürmten. Wenn auch noch so viel zusammen geschossen wurden und ganze Haufen von Verwundeten bei uns vorbeikamen, immer lustig und muthig, als wenn die feindlichen Kugeln nur lauter Schneeballen wären, stürmten die Andern darauf los. Von allen Seiten tobte die Schlacht um uns und gar viele, viele preussische und russische Soldaten waren schon gefallen. So groß war die Wuth von uns Preußen gegen die Feinde, daß ich selbst mit meinen eigenen Augen gesehen habe, wie Verwundete, wenn sie nur den ersten Verband erhalten hatten, sich wieder aufrastten und in die Schlachtlinie stürzten. So lief ein junger Offizier von einem schlesischen Regiment an uns vorbei, der seinen linken Arm in der Binde und einen Verband über den Kopf hatte. Trotz dem bemühte er sich, so rasch ihn die Füße nur tragen wollten, denn er schien schon viel Blut verloren zu haben, wieder in die Linie der Schützen hineinzukommen. „Schonen Sie sich, Herr Kamerad!“ rief ihm ein Lieutenant unsers Zuges zu, „Sie sind ja durch Ihre Wunden schon so mitgenommen, daß Sie sich kaum noch auf den Beinen halten können.“ „Oh, es muß noch gehen,“ gab der zur Antwort zurück. „Heute gilt es, den Tag von Jena wieder auszugleichen.“ Kaum war er aber noch so an 20 Schritte fortgelaufen, so kam eine feindliche Kanonenkugel dahergesaus't und riß ihn so aus einander, daß ordentlich die Beine von seinem Leibe umhergeschlugen. Plötzlich hieß es auch bei uns, daß unser Vater Blücher verwundet sein solle. Was das aber für eine Wuth bei uns hervorbrachte, kann ich Euch gar nicht sagen. Glücklicherweise ist die Wunde aber nur leicht gewesen, so daß der Alte, der trotz der vielen Jahre, die er schon auf dem Rücken hatte, noch so fest und gesund wie ein junger Bursche, bald wieder im Sattel sitzen konnte.

Gegen drei Uhr, als wir schon manchen schweren Verlust erlitten, aber noch nichts vollbracht hatten, hieß es auch für uns: Vorwärts! Drauf! Ein höllisches Gefecht entspann sich nun in den Dörfern vor

uns. Manchen Säbelhieb bekamen die Franzosen zu kosten. Ihre Kugeln konnten uns nicht aufhalten. Besonders herzhast stürmte unsere Garde-Infanterie auf das Dorf Groß-Görschen los. Die Franzosen schrien zwar immer ihr „en avant, en avant!“ bei den Unrigen aber hieß es: „Vorwärts, vorwärts, immer man drauf!“ und so ging es drauf los. Aus allen Häusern schossen die Franzosen, und hinter den Bäumen und Hecken hatten sich ihre Schützen aufgestellt, und ihre Kanonen krachten dazwischen, daß die Erde zitterte; aber es half ihnen Alles nichts, aus Groß-Görschen mußten sie heraus, sie mochten wollen oder nicht. Aber immer frische Soldaten brachte der französische Kaiser jetzt ins Gefecht, und wie die Frösche nach einem Regen im Sommer so kamen sie überall hervor, wo man sie hätte gar nicht erwarten sollen. Wenn auch unsere braven Soldaten frochten, daß es eine Luft war sie anzusehen, so konnten die meisten Dörfer doch nicht gegen die zu große feindliche Uebermacht behauptet werden, sondern man mußte sie fast alle räumen. Da sah ich denn viele Beispiele von der größten Courage, so daß ich manche lange Stunde Guch davon erzählen konnte. Was ich nie vergessen habe, war, wie ein kleiner Tambour von unserer Garde immerfort zum Sturm trommelte, und sich gar nicht dadurch stören ließ, daß rechts und links die Grenadiere um ihn herum von den Kugeln getroffen wurden. Endlich schlug ihm eine französische Kugel den Trommelstock aus der linken Hand und mußte ihn dabei verwundet haben, denn ich konnte Blut aus der Hand fließen sehen. Als wenn aber gar nichts vorgefallen wäre, trommelte der Junge nun immer lustig und unverzagt allein mit der rechten Hand fort, bis zuletzt eine französische Kugel wieder daher gesaßt kam, und ihm die Trommel zerschmetterte. Der Tambour selbst fiel auch mit zu Boden, und wir glaubten ihn schon verloren, was uns Allen sehr nahe ging. Nach einer kleinen Weile aber sprang der Knirps ganz lustig wieder auf und lief zu seiner Compagnie zurück. Gegen Abend ward übrigens der Kanonendonner von den Franzosen immer gewaltiger. In 80 Stück Kanonen soll der französische Kaiser in eine Linie gegen uns haben aufführen lassen. Was die für einen Lärm gemacht haben mögen, läßt sich denken. Bis tief in die Nacht dauerte der Geschützdonner fort. Schritt vor Schritt marschirten unsere Soldaten aus den erstürmten Dörfern, welche die Franzosen in Brand geschossen hatten, zurück, und wir blieben am Abend so ungefähr auf dem gleichen Flecke stehen, den wir am Morgen eingenommen hatten. Daß wir nach unserer Tagesarbeit sehr vergnügt gewesen wären, kann ich eben nicht sagen. Fast alle Regimenter hatten viele Leute verloren, wenn auch die Franzosen

noch größere Verluste hatten als wir, so war es ihnen doch noch nicht so schlimm ergangen, als wir gewünscht und erwartet. Der französische Kaiser soll immer darauf bedacht gewesen sein, gerade an dem Platze, wo er sie just am nöthigsten brauchte, auch recht viele Truppen und Kanonen beisammen zu haben. Das war freilich eine gute Sache für ihn, aber eine böse für uns. Spät, als es schon längst Nacht geworden war, bot Vater Blücher Napoleon noch einen schönen guten Abend. Er sagte nämlich zu dem General von Gneisenau, der immer bei ihm war und so alles auf dem Papier ausarbeitete und aufzeichnete, wie es in der Schlacht gehen sollte: Gneisenau, sollen wir den französischen Kaiser noch einmal aus dem Schlafe wecken? Seine Leute lassen da ihr Suppenfeuer gar zu hell brennen. Gneisenau schüttelte anfangs ein wenig mit dem Kopfe, das war so seine Weise, dann antwortete er: „Wenn Sie es so meinen, dann immer zu.“ So mußten denn die Kürassiere von dem brandenburgischen, dem ostpreussischen und dem schlesischen Regiment, lauter große starke Kerle, die mit ihren Ballaschen schon darein zu schlagen verstanden, wieder aufsitzen. Die rasselten denn ordentlich auf den Feind ein und drängten die erste Linie desselben zurück; ja es soll gar nicht viel daran gefehlt haben, daß selbst der französische Kaiser von ihnen gefangen genommen ward. Sapperment, das wäre ein Glück gewesen; viele Menschen, Pferde und schweres Geld hätte der König dadurch ersparen können! Wenn aber auch dieser Angriff in der Nacht von Seiten unserer Cavallerie sonst weiter nicht viel genützt hat, so zeigte er doch den Franzosen, daß wir Preußen selbst nach der heutigen Schlacht nicht die mindeste Furcht vor ihnen hatten. Dies war auch schon etwas werth; denn die Kerle bildeten sich sonst immer so gerne ein, daß alle Truppen, die ihnen gegenüberständen, wer weiß was nicht für Furcht vor ihnen haben mußten, wenn ihr Kaiser bei ihnen wäre. Unser Alter aber der scheerte sich den Teufel um den französischen Kaiser, und es war ihm ganz egal, ob der selbst, oder wer sonst von seinen Generälen ihm gegenüber kommandirte. „Ist man auch ein Menschenkind wie wir Alle, und er kann auch die schönste Schmiere bekommen, wenn ich ihn nur erst mal recht fassen thue,“ soll der Alte oft gesagt haben. Ich habe nachher gehört, Napoleon habe in dem Schlachtenberichte, den er für die Leute in Frankreich habe drucken lassen, gesagt, wir seien völlig in die Flucht geschlagen worden. Da hat er aber arg gelogen. Er soll überhaupt in den Sachen, die er so drucken ließ, es mit der Wahrheit nicht eben sehr genau genommen haben.

252. Preußens Kronprinz in der Schlacht bei Lützen.

Im grünen Feld bei Lützen,
Im grünen Maienfeld,
Da hatten unsere Schützen
Das welsche Wild gestellt.

Und wie wir also standen,
Den Zügel in der Faust,
Den Pallasch an den Händen,
Von Kugeln rings umsaust,

Im grünen Feld bei Lützen
Hieß unser Regiment
Fest im Kanonenblitzen
Die Glieder nie getrennt;

Da kommt auf seinem Braunen
Ein feiner, junger Herr
Und jagt zu Aller Staunen
Aus unserm Flügel her

Er springt in vollem Laufe
Vorwärts an uns vorbei,
Aus'm Regen in die Traufe
Mit hellem Hurrahschrei.

Und wie sie rückwärts jagen,
Hör ich den Ritter laut
Und ganz gelassen sagen:
„Hab mir den Feind beschaut!“

Und Hurrah schrei'n die Reiter,
Hell klirrt die blanke Wehr.
Wer ist der junge Streiter,
Wer ist der feine Herr?

Was soll das Hurrah heißen?
Habt ihr's denn nicht geseh'n?
Der Kronprinz ist's von Preußen,
Hat sich den Feind beseh'n.

Trompeter, die Signale!
Hurrah! Marsch, Marsch und Trab!
Was wollen die Generale?
Sie sind von Blüchers Stab.

Ein Hurrah d'rum dem König,
Der brav im Feuer stand,
Ein Hurrah tausendtönig
Durch's ganze Preußenland!

Da holen sie den Ritter
Mit Noth und Mühe ein.
Dem scheint die Umkehr bitter;
Wer mag der Ritter sein?

Ein Kürassier von Lützen,
Der hat das Lied gemacht,
Und preuß'sche Garbeschützen
Hän's in Musik gebracht.

Vesefiel.

253. Waffenstillstand.

Die Verbündeten, welche dem gewaltigen Napoleon gegenüber noch wünschen mußten, ihre Kräfte zu verstärken, boten demselben einen sechs-wöchentlichen Waffenstillstand an. Darüber entstand aber in Preußen große Besorgniß und Verstimmung. Man wollte Kampf und nicht Ruhe; man fürchtete, Napoleons List möchte einen Frieden ohne Ehre

und Freiheit erwirken, oder gar die Bundesgenossen trennen. Der König aber beruhigte sein Volk, indem er laut verkündete, es solle der Nationalkraft dadurch Zeit gegeben werden, sich erst völlig zu entwickeln. In der That wurde rastlos fortgewirkt, bewaffnet, geübt, und alle Kräfte der Nation wurden von neuem angespannt. Täglich zogen neue Haufen kriegslustiger Männer und Jünglinge herbei, und nur einen Kummer fühlte das ganze Heer, daß es so lange unthätig bleiben mußte. Oesterreich bot sich inzwischen zum Vermittler des Friedens an und veranstaltete einen Congreß zu Prag. Napoleon aber wollte kein Haar breit nachgeben und suchte die Verhandlung nur in die Länge zu ziehen, um Zeit zu gewinnen. Das merkten der preussische und russische Gesandte wohl, und sie erklärten am 10. August, als eben von den Thürmen herab die Mitternachtstunde verkündigt wurde: „Alle Unterhandlung hat jetzt ein Ende!“ Feuerzeichen von den Bergen trugen rasch die frohe Kunde in das Lager der Freiheitskämpfer. Zwei Tage darauf trat auch Oesterreich dem Bunde der Preußen und Russen bei und erklärte Frankreich den Krieg. Jubelnd begrüßten seine Völker ihres Kaisers Waffenruf. Auch Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, trat zu der großen Verbindung, und neue russische Haufen strömten selbst aus dem fernen Asien herbei. Ganz Europa beinahe stand unter den Waffen; es war kein Krieg der Fürsten, wie sonst gewöhnlich, sondern der Völker. Da sah man den ersten Deutschen, den abgehärteten Schweden, den kernigen Russen, den bärtigen Kosaken, den braungelben Kalmücken, den wilden Baschkiren, ja selbst den Sohn der mongolischen Wüste, den nomadisirenden Kirgisen und den Bewohner des Kaukasus, den stolzen Tscherkessen in eisernem Panzerhemde, Alle friedlich beisammen, um den Mann zu bekämpfen, dessen Herrschsucht Europa zu enge war. Die meisten Fürsten Deutschlands mußten noch ihm dienen, weil ihre Länder von seinen Truppen besetzt waren; selbst der sonst so ehrwürdige König von Sachsen, Friedrich August, hatte sich auf's Neue an ihn angeschlossen, und hielt zu seinem und seines Landes großen Schaden treu bei ihm aus.

Am 17. August war der Waffenstillstand zu Ende, und der große Kampf begann auf's Neue. Napoleon hatte sein Heer um Dresden versammelt, und machte von hier aus Angriffe auf die anrückenden Verbündeten. Diese gingen mit drei großen Heeren nach Sachsen.

Das Hauptheer stand in Böhmen. Oesterreicher, Russen und Preußen, geführt von Schwarzenberg, bildete dasselbe. Wittgenstein führte unter ihm die Russen, Kleist die Preußen. Bei ihm befanden

sich die drei Monarchen selbst mit ihren Garden. Von Böhmen aus sollte es über das Erzgebirge nach Sachsen vorgehen.

Von Oten her kam das schlesische Heer. Der alte Blücher führte es an. Es bestand aus Russen und Preußen, die von Langeron, Sacken und York befehligt wurden.

Das Nordheer kam von Berlin her, und stand unter des Kronprinzen von Schweden Oberanführung; es war aus schwedischen, preussischen und einigen wenigen russischen Truppen zusammengesetzt. Bülow, Tauenzien und Winzingerode führten sie an.

Während des Waffenstillstandes erregte das Schicksal der muthigen Lützow'schen Reiterschaaer die allgemeine Theilnahme. Sie hatte sich in den Rücken des Feindes nach Franken gewagt, erhielt zu spät die Kunde von der abgeschlossenen Waffenruhe, um noch zur rechten Zeit über die Elbe zurückzugehen, und wurde noch auf Napoleon's Befehl bei Leipzig überfallen und größtentheils niedergemacht. Lützow selbst schlug sich mit Wenigen durch.

254. Karl Theodor Körner.

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod!

Karl Theodor Körner, der begeisterte Dichter und heldenmüthige Kämpfer für die Befreiung des Vaterlandes, wurde am 30. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war Appellationsrath daselbst und ein feingebildeter gelehrter Mann, der mit Schiller und andern berühmten Männern Deutschlands in freundschaftlichem Verkehr stand. In den ersten Jahren war Theodor ein fränkliches schwächliches Kind und mußte deßhalb mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. Er zeichnete sich weniger durch frühzeitige Kenntnisse und Talente, als durch ein weiches hingebendes Herz, eine lebhafte Einbildungskraft und Festigkeit des Willens aus. Erst mit des Körpers Gedeihen entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Besondere Neigung zeigte er zur Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein Widerwille gegen die französische Sprache. Mancherlei gymnastische Uebungen gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit; als Jüngling galt Körner für einen raschen Tänzer, kühnen Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter. Er war ein großer Freund der Musik,

vor allem aber fühlte er sich zur Dichtkunst hingezogen. Schiller besonders begeisterte ihn durch seine herrlichen Dichtungen. Seine Jugendbildung erhielt er hauptsächlich durch ausgesuchte Privatlehrer. Zu seinem Lebensberufe wählte Körner den Bergbau. Er verließ deshalb, noch nicht siebenzehn Jahre alt, das elterliche Haus und begab sich auf die Bergakademie nach Freiberg. Hier behandelte ihn der Berg-rath Werner, ein Freund des Vaters, mit vorzüglichem Wohlwollen. In den angesehensten Häusern fand er eine freundliche Aufnahme und unter den Bergschülern viele Freunde. Unter den letzteren befand sich ein hoffnungsvoller Jüngling, Namens Schneider, an dem Körner's ganze Seele hing. Leider wurde dieses innige Band aber bald zerrissen, indem Schneider, der ein verwegener Schlittschuhläufer war, auf einer Eisbahn durchbrach und ertrank. Der Anblick dieser Leiche, so wie der Tod eines andern Freundes machten auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck. Den Bergbau trieb er mit Eifer und Lust und schilderte in seinen damaligen Gedichten das Bergmannsleben mit glänzenden Farben. Nachdem er seine Studien in Freiberg beendigt hatte, begab er sich nach Leipzig, um sich in seinem Berufe weiter auszubilden. Dann ging er nach Berlin und darauf nach Wien. Hier öffnete sich ihm eine neue Welt voll frischen jugendlichen Lebens. Er fühlte sich in der glücklichsten Stimmung und konnte sich, was er so sehr gewünscht, nunmehr dem innern Drange zur Dichtkunst überlassen. Bald rief auch sein schöpferischer Geist eine Menge dichterischer Werke in's Leben, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden; besonders erwarb ihm das herrliche Heldengedicht: Briny, einen glänzenden Ruhm. Er wurde zum Hoftheater-Dichter ernannt, und es eröffneten sich ihm für die Zukunft die angenehmsten und glänzendsten Verhältnisse; dennoch genügte ihm dieser Wirkungskreis nicht. Sein Herz war groß und suchte Orefes. Sein kräftiger Geist konnte nicht bloß durch Bildwerke, die er für die Unterhaltung schuf, befriedigt werden; seine Sehnsucht ging nach ritterlichen Thaten für das wirkliche Leben. Mit tiefer Behmuth blickte er auf sein unglückliches Vaterland, und die Seufzer seines gefesselten Volkes schlugen schmerzliche Wunden in seine fühlende Brust. Da brach von Osten her ein neues Morgenroth über Deutschland an. Preußen rief sein Volk zu den Waffen. Dieser Ruf drang auch tief in Körner's Seele, und der hochsinnige Jüngling legte die Leher bei Seite und griff zum Schwerte. Was er fühlte, wie sein Herz bewegt war in dieser großen Zeit, geht am deutlichsten aus einem Briefe an seinen Vater hervor, der hier seinem wesentlichen Inhalte nach folgt:

„Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein. — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Uebermuth, Leichtfinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Welleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken konnte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in der Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachslehern? — Soll ich Comödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleben müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schooßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzt nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebt, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein

solcher Preis entgegengestellt werden darf. Toni (die Braut des Dichters) hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen trocken. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor.“

255. Körner tritt unter die Lützow'sche Freischaar

Am 15. März 1813 verließ Körner Wien, begab sich nach Breslau und trat hier am 19. März unter die Lützow'sche Freischaar. Gleich ihm strömten gebildete Männer und Jünglinge von allen Seiten zum Kampfe für Deutschlands Freiheit herbei. Wenige Tage nach dem Eintritt Körners wurde die Heldenschaar in der Kirche zu Rogau bei Bobten feierlich eingesegnet und dabei folgendes Körner'sche Lied gesungen:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen;

Denn, was uns mahnt zu Sieg und
Schlacht,

Hat Gott ja selber angefaßt.
Dem Herrn allein die Ehre! —

Der Herr ist unsere Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht,
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
„Auf, deutsches Volk, erwache!“
Und führt uns, wär's auch durch den
Tod,

Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Ueber die feierliche Einsegnung der Lützow'schen Freischaar findet sich in Körners Briefen folgende Stelle:

„Nach Absingung des Liedes hielt der Prediger Peters eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören: für die Sache der Menschheit, des Va-

terlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schwuren! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihre flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen! Der mit Würde vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegeseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und: Eine feste Burg ist unser Gott u. s. w. machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit.“

256. Körner auf dem Kampfplatze.

Jetzt, in der Laufbahn des Krieges, fand Körner Stoff zu lebendigen Gefängen. Indem er den Kriegerrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab, er ist ein Anderer geworden. Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schätzen stellt. Er stieg durch seiner Genossen einstimmige Wahl bald zum Offizier. Er hatte sich zuerst unter die Jäger zu Fuß aufnehmen lassen; da aber nach der Schlacht von Lützen diese Schaar lange in Unthätigkeit bleiben mußte, so trat er unter die Reiterei. Als Lützen's Adjutant machte er den kühnen Streifzug nach Thüringen in den Rücken des Feindes mit. Auf der Rückkehr, während des unterdessen abgeschlossenen Waffenstillstandes, wurde das Corps von einem verrätherischen Feindeshaufen bei Lützen, in der Nähe von Leipzig, überfallen, und Körner rettete sich, schwer am Kopfe verwundet, in den nächsten Wald. Hier war er eben beschäftigt, mit Hülfe eines Kameraden seine Wunden zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten sah. Die Gegenwart des Geistes verläßt ihn nicht, und in den Wald ruft er mit starker Stimme: „Die vierte Escadron soll vorrücken!“ Die Feinde stuzen, ziehen sich zurück und Körner gewinnt Zeit, sich tiefer in den Wald zu flüchten. Der Schmerz der tiefen Wunde war heftig, die Kräfte schwanden und die letzte Hoffnung erlosch. Da dichtete er folgendes Lied:

Die Wunde brennt! — die bleichen Lippen beben. —
 Ich fühl's an meines Herzens mitterm Schlage,
 Hier steh' ich an den Marken meiner Tage; —
 Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
 Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
 Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
 Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligthum erkannte, —
 Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
 Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
 Und wie die Sinne langsam mir vergehen, —
 Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

In den ersten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit noch die verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; aber nachher schlief er ein, und beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei Landleute vor sich stehen, die ihm, durch einige Kameraden veranlaßt, ihren Beistand anboten. Sie brachten ihn auf abgelegnen Wegen heimlich nach dem Dorfe Groß-Ischocher, wo er verbunden wurde und hierauf zu einem Freunde in Leipzig. Nach fünftägiger Pflege begab er sich nach Karlsbad und später nach Berlin. Kaum war er aber geheilt, so eilte er zu seinen Waffenbrüdern zurück, um an ihrer Seite den unterbrochenen Kampf wieder zu beginnen. Nach geendigtem Waffenstillstand kämpfte er in mehreren Gefechten gegen die Franzosen unter Davoust mit kühnem Muth. Am 17. August, dem Todestage des großen Königs, das Körner für eine Vorbedeutung ansah, erneuerten sich die Feindseligkeiten, und das Lühow'sche Corps, das zu den Vorposten gebraucht wurde, war von nun an fast täglich im Gefechte. An diesem Tage dichtete er das Lied: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los u.

Am 25. August wurde ein neuer Streifzug in den Rücken des Feindes gewagt. Man kam an demselben Tage bis in den Wald bei Rosenberg, wo man im Versteck auf die Kundschaft wartete. Hier dichtete Körner sein Schwertlied, einen der höchsten Laute unserer Sprache; da werben schon die Trompeten. Er wirft den Stief weg und ergreift die Eisenbraut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glücks tritt ihn der Tod an, rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hatte.

257. Körner's Tod und Begräbniß.

Der Major von Lühow hatte mit zweihundert Reitern einen Streifzug gegen die Franzosen beschlossen. Sie sollten im Rücken angegriffen werden. Am Nachmittag des 25. August brach er auf. Ein Haufen Kosaken und eine kleine Abtheilung Tyroler Schützen und Jäger folgten ihm. Während der Nacht legten sie sich in ein Gehölz unweit Rosenhagen, rechts von der Straße, die von Gadebusch nach Schwerin führt. Gegen Tagesanbruch meldete der ausgestellte Wachtposten die Ankunft einer Reihe beladener Wagen unter einer starken Infanteriebedeckung. Lühow befahl den Transport anzugreifen. Die Wagen wurden bald eingeholt und zum Stehen gebracht. Die feindliche Bedeckung aber verbarg sich zum Theil in einem Graben, zum Theil zog sie sich in das Gehölz zurück. Dabei schoss sie aus ihrem sicheren Versteck unaufhörlich auf die angreifenden Lühower und Tyroler. Darüber entzündet, rief Körner: „Seht dort die Schelme! Wer ein braver Soldat ist, folge mir!“ Mit diesen Worten sprengte er auf seinem Schimmel muthig auf das Gehölz zu, woraus die Schüsse fielen. An seiner Seite befindet sich der Oberjäger Helfritz, von Herz und Faust ein Pommer, wie es keinen tüchtigeren geben konnte. Auch Andere schlossen sich ihnen an. Es wurden mehrere Gefangene gemacht; allein die Reiter waren in dem Gehölze gegen die feindlichen Fußkämpfer, welche sich hinter Bäumen verbergen konnten, bedeutend im Nachtheil. Von den vielen Kugeln, die aus dem Dickicht pffiffen, traf eine Körner in dem Unterleib, und der für Freiheit und Vaterland begeisterte Sängler und Kämpfer, der zweiundzwanzigjährige Heldenjüngling sinkt tödtlich verwundet vom Rosse herab und färbt mit seinem Herzblute die grüne Heide von Rosenhagen. Während der treue Helfritz und noch ein paar Freunde dem Verwundeten zu Hülfe eilen, werden andere seine Rächer; kein Feind entrinnt. Die erbeuteten Wagen mit Waffen und Lebensmitteln werden in Sicherheit gebracht. Körners Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur von einer schmerzhaften Empfindung. Nichts wurde vernachlässigt, was seine Erhaltung noch hätte möglich machen können; allein menschliche Hülfe war vergebens. Der Leichnam wurde in das nahe Dorf Böbbelin gebracht. Körner's vertraute Freunde und Landsleute, Förster, Ackermann, von Noftiz und von Thümmel übernahmen die Sorge für eine Grabstätte und für eine angemessene Leichenfeier. Zwei Schreiner aus der Compagnie des Gefallenen erbaten sich für ihren Lieutenant einen Sarg zu zimmern. Andere Waffengefährten wanden Kränze von Eichenlaub, Sarg und Grab damit

zu schmücken. Die Freunde bestimmten ganz in der Nähe auf der Feldflur unter zwei hohen Eichen die Ruhestätte für den entschlafenen Bruder. Der ehrwürdige Feldwebel Markwort, ein bejahrter Schreiblehrer aus Berlin, übernahm die Besorgung der Gräber, denn auch noch andere Geliebene, darunter ein Graf Hardenberg, sollten hier beerdigt werden. Die Freunde nahmen Körner's Brieftasche an sich, um sie den Eltern zu übersenden. In ihr fanden sie mit Bleistift geschrieben; „Das Schwertlied.“ Förster nahm von seinem Halse eine Schnur mit einem österreichischen durchbohrten Zwanziger, den ihm die Braut beim Abschiede als schützendes Amulett umgebunden hatte. Helfriz, an dessen Seite Körner gefallen war, hat um den Siegelring des Dichters. Förster nahm noch einen kleinen goldenen Reifen mit einem thränenhellen Diamant in Verwahrung, um ihn Theodor's Braut, von der er ihn erhielt, später wieder zu überreichen, wenn ihn das Schicksal nicht auch im Siegesheimzuge fehlen lassen sollte.

Unter gedämpften Trommelschlag wurde Körner von seinen Waffenbrüdern zur Ruhestätte getragen. Die Bahre, der Sarg und sein Haupt waren mit Eichenkränzen geschmückt. Ein erster Friede war über die edlen Züge des Gesichts ausgebreitet; vollkräftig in jugendlicher Schöne, ohne alle Entstellung, lag er da. Eine Ehrensalbe durfte, der Nähe der Feinde wegen, nicht gegeben werden. Unter Anstimmung des Liebes: „Vater, ich rufe dich“ senkten die Waffenbrüder den entschlafenen Freund in die Gruft und verließen den Grabhügel mit dem Abschiedsgruße:

„Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.“

Körner fehlte im Siegesheimzuge, aber sein Andenken lebt im deutschen Volke. Er erreichte seines Strebens höchstes Ziel, wie er es sich selbst gewünscht und was er ahnungsvoll gesungen:

„Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was berauscht die Leher vorgesungen,
Das hat des Schwertes kühne That erungen.“

258. Körner's Ruhestätte.

Körner's Grabstätte befindet sich unter einer Eiche auf dem Wege von Lübelow nach Dreifrug bei dem Dorfe Wöbbelin im Großherzog-

thum Mecklenburg-Schwerin. Sie ist jetzt mit einer Mauer eingefast, bepflanzt und mit einem in Eisen gegossenen Denkmale bezeichnet.

Auf der Vorderseite liest man!

„Hier wurde Karl Theodor Körner von seinen Waffenbrüdern
„mit Achtung und Liebe zur Erde bestattet.“

Auf der Rückseite steht:

„Karl Theodor Körner, geboren zu Dresden am 30. September
„1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst,
„zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung. Diesem Beruf
„weihete er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten
„Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend. Als Lieutenant
„und Adjutant in der Lützow'schen Freischaar wurde er bei einem
„Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch am 26. August 1813
„schnell durch eine feindliche Kugel getödtet.“

Die beiden übrigen Seiten schmückten folgende Stellen aus Körner's Gebichten:

„Dem Säng' er Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde.

Vaterland, Dir woll'n wir sterben,
Wie ein großes Wort gebeut;
Un're Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit!
Wachse, Du Freiheit der deutschen Sichen,
Wachse empor über un're Leichen!“

259. Schlacht bei Großbeeren,

am 23. August 1813.

Nach dem Ablauf des Waffenstillstandes schickte Napoleon seinen Marschall Dubinot mit 70,000 Mann gegen Berlin. Der Kronprinz von Schweden sollte mit der Nordarmee die preussische Hauptstadt beschützen. Er konnte sich aber zu keiner Schlacht entschließen und wollte Berlin dem Verderben preisgeben und abziehen. Als ihm der preussische General Bülow, der mit einer bedeutenden Heeresabtheilung unter seinem Oberkommando stand, deshalb Vorstellungen machte, antwortete er: „Was ist Berlin! Eine Stadt, nichts mehr!“ „Aber,“ erwiderte ihm Bülow mit Ungestüm, „es ist die Hauptstadt Preussens“

die Residenzstadt meines Königs; die ich mit meinem Leben zu verteidigen die heiligste Pflicht habe. Kein Preuße wird über die Brücke gehen, die ihn hinter die Stadt führt." Und zu seinen Offizieren sprach er: „Mich bekommt er nicht gutwillig zum Rückzuge. Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen! Nicht rückwärts!" Wie Bülow, so dachte auch der tapfere General Tauenzien, der ebenfalls unter dem Kronprinzen von Schweden stand.

Das französische Heer rückte in drei großen Heersäulen, die aber durch Wald und Sumpf von einander getrennt waren, neben einander vorwärts, um sich auf der waldfreien Ebene bei Großbeeren, wo verschiedene Wege zusammenlaufen, zu vereinigen. Tauenzien hielt mit 12,000 Mann Landwehr ein französisches Korps zwischen den Sümpfen und Mooren von Jahnsdorf auf, während Bülow seine Truppen bei Heinsdorf in Schlachtordnung stellte, um die Feinde anzugreifen, sobald sie einzeln aus dem Walde hervorbrechen würden. Am Nachmittag des 23. August kommen die ersten Franzosen bei Großbeeren an, das auf einer Anhöhe nahe am Walde liegt. Die wenigen Preußen, die das Dorf besetzt hielten, mußten weichen. Seit zwei Tagen hatte es ununterbrochen geregnet, die Wege waren fast bodenlos. Das Bülow'sche Korps stand in der Nähe von Großbeeren. Der heftige Regen verbarg es aber den Franzosen. Ein Theil der Preußen war acht Stunden lang ohne Speise und Trank marschiert und kam eben erst hungrig, mit Roth bedeckt und bis auf die Haut durchnäßt an. Als es aber hieß: Es geht gegen den Feind! da fühlte Keiner Müdigkeit oder Hunger, sondern Alle antworteten mit einem dreifachen Hurrah. Nun ließ Bülow die Trommeln rühren und die Hörner blasen. Dazwischen klangen die Schlachtgesänge der Soldaten, der Angriff begann. Donnernd brüllten die preussischen Kanonen, kräftig gaben die französischen Antwort. Noch immer goß der Regen rauschend nieder. Die einschlagenden Kugeln wühlten die Erde auf und schleuderten den Roth weit umher. Ringsum schien der schwarze Horizont in Feuer zu stehen. Bald erfolgte ein allgemeiner Angriff. Mann focht gegen Mann, und da kein Gewehr mehr losging, gebrauchten die kräftigen Landwehrmänner das Bajonnet oder schlugen mit den Kolben darein, wobei sie in ihrer pommerschen Mundart ausriefen: „So flucht et bätter!“ Manche warfen ihre zerbrochenen Gewehre weg und gingen mit der Faust auf ihren Mann los. Der Hauptmann Röll rief seiner Kompagnie zu: „Dort stehen zwei Kanonen, die nehmen wir!“ „Hurrah!“ antworteten die braven Pommern und nahmen sie. Der Major von Sageren griff mit drei Geschützen ein ganzes sächsisches Regiment an

und schlug es auseinander. Großbeeren wurde im Sturm genommen. Bald zerstreute sich das ganze Heer der Franzosen in Busch und Sumpf. Die hereinbrechende Nacht schützte dasselbe vor Verfolgung.

Die ermüdeten Sieger blieben auf dem Wahlplatze und pflegten der Ruhe. Diese Finsterniß bedeckte das Schlachtfeld. Die Berliner, welche mit fieberhafter Angst den Kanonendonner gehört, schickten Boten über Boten, um sich nach dem Stande der Schlacht zu erkundigen und als noch spät in der Nacht die 14 eroberten Kanonen, 60 Pulverwagen und 1800 Gefangene in die Stadt gebracht wurden, da erhob sich unenblicher Jubel über die Rettung aus der drohenden Gefahr. Man stürzte aus den Häusern auf die Straßen, umarmte und beglückwünschte einander und pries die Tapferkeit des jungen Heeres. Am nächsten Morgen aber in aller Frühe sah man ganze Reihen von Karren und Wagen mit Erfrischungen aller Art, selbst Frauen mit Körben, Männer mit schweren Lasten nach dem Schlachtfelde eilen. Es galt den unglücklichen Verwundeten, die auf nasser Erde in ihrem Glende lagen. Sie wurden verbunden nach Berlin gebracht und von zarten Frauenhänden mit höchster Sorgfalt gepflegt. Und was dabei am schönsten war: Freund und Feind empfingen dieselbe Pflege. Auch der Kronprinz von Schweden erschien, besah das Schlachtfeld, lobte die Tapferkeit der Preußen, denen er gestern jede Hülfe versagt hatte, nahm aber den Ruhm des Sieges für sich selber in Anspruch.

260. Schlacht an der Raßbach,

am 26. Aug. 1813.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Setzt und hernach! —

Rückert.

Drei Tage nach der Schlacht bei Großbeeren gewann Blücher einen glorreichen Sieg über die Franzosen. Er sollte Schlessien decken und stand bei Zauer an der wüthenden Neiße. Napoleon, der sich dem Hauptheere gegenüber bei Dresden befand, hatte den Marschall Macdonald in Schlessien zurückgelassen. Blücher beschloß, über die Raßbach zu gehen und die Franzosen anzugreifen; Macdonald wollte dasselbe thun. Der Himmel hatte aber beiden eine so dicke Re-

gen- und Nebelkappe über den Kopf gezogen, daß sie selbst in der Mittagsstunde kaum Hand vor Augen sehen konnten. Bis zehn Uhr tappten beide im Ungewissen auf einander los. Macdonald fürchtete, Blücher habe Reißaus genommen und sei in ungeordnetem Rückzuge auf Zauer begriffen, so daß er sich beeilte, die Raabach und wüthende Meise zu überschreiten, um ihn einzuholen. Blücher in gleicher Besorgniß, daß Macdonald ihm entwischen und nach Löwenberg und Bunzlau entweichen werde, vermeinte nicht rasch genug die Raabach und Meise überschreiten zu können, wozu er die nöthigen Befehle schon ertheilt hatte. Zum Heil für das schlesische Heer waren die leichtfüßigeren Franzosen ihm zugekommen, hatten die beiden Gebirgswasser überschritten, waren die steilen Uferländer herauf geklettert, und nun trafen sie unvermuthet auf die Preußen und Russen.

Die Brigade Hünerbein, von York geführt, gerieth zuerst auf den Feind. Das brandenburgische Bataillon (Ottegraben) ging unter Kartätschenhagel im Sturmschritt vor. Was fiel, das fiel, erzählt uns ein Mitkämpfer, wir andern blieben im Vorrücken. Bald waren wir im Bereich der Flintenkugeln. Nun verdoppelten wir unsere Schritte und griffen, unter fürchterlichem Hurrahgeschrei, die Franzosen mit gefälltem Bajonette an. Die Feinde standen in ihrem Viereck, wie festgemauert. Wir näherten uns bis auf wenige Schritte. Einen Augenblick standen unsere Leute so den Franzosen gegenüber. Freund und Feind blickten einander starr in die Augen. Plötzlich erschallte von unserer Seite der Ruf: Hurrah, drauf! Da nahmen die Soldaten ihre Gewehre verkehrt und schlugen mit den Kolben auf die verdühten Franzosen. Bald war das Viereck umzingelt und so von allen Seiten mit Bajonett und Kolben angegriffen. In ein Pardongeben war nicht mehr zu denken, und nach einer viertelstündigen Blutarbeit lag das ganze Viereck zu Boden geschlagen. Etwa 150 noch Lebende und Verwundete wurden aus dem Leichenhaufen hervorgezogen und in Gefangenschaft geführt.

Bald löste sich die Schlacht in viele dergleichen einzelne Gefechte auf. Hier führt ein Major sein Landwehrebataillon gegen eine feindliche Batterie, dort erobert die Bunzlauer Landwehr unter Kugel- und Platzregen drei Geschütze. Feindliche Chasseurs brechen hervor, hauen auf die Landwehr ein, die sie mit dem Bajonett wiederum zurückschlägt. Oberst Jürgaß hält an der Spitze seiner Reiterei und wartet ungeduldig auf den Befehl zum Einhauen. Ein vorübersprengender Graf Brandenburg ruft ihm zu: Der Feind ist am Weichen. Da hält er es nicht mehr aus. Wozu noch länger warten, meint er, der rechte Mo-

ment ist da; Trompeter, Marsch! Marsch! Und mit Hurrah geht's auf die Feinde los. Der kühne Schak führt sein Kavallerie-Regiment gegen die feindlichen Reiter und Geschütze, die aus einem Hohlwege herauf auf die Höhe kamen, und wirft sie in die Schluchten zurück. Zu derselben Zeit stürzen sich westpreussische und litthauische Dragoner auf die feindlichen Batterien, wagen sich aber zu weit vor, gerathen in die französischen Vierecke und kommen vollständig auseinander. Sie müssen zurück, der Feind verfolgt sie, dringt in die preussischen Batterien, nimmt deren nächste und richtet große Verwirrung an. York fährt mit heftigen Worten auf Jürgaß los, daß er seine Reiterei ganz aus der Hand gegeben habe und eilt selbst mit einer Schaar Brandenburger nach den Geschützen. Hillers Bataillons gehen mit gefälltem Bajonett gegen die feindlichen Reiter, Prinz Karl führt seine Musketiere, ohne einen Schuß zu thun unter Trommelschlag mit Hurrah mitten unter die französische Kavallerie. Die Feinde werden zur Umkehr gezwungen, die abgeschnittenen Bataillone befreit, die verlorenen Geschütze gerettet.

Aber in immer größerer Anzahl, in immer dichteren Massen rücken die Feinde heran. Dem alten Blücher wird es fast zu arg. Mit Jünglingsfeuer sprengt er an die Front der vorderen Reihen und ruft seinen Kriegern zu: „Setzt, Kinder! habe ich genug Franzosen herauf; aber wir wollen ihnen die Nasenflügel umkrämpfen, daß Alle rückwärts Kobold schießen sollen!“

Ein allgemeiner Angriff erfolgt nun; allein die Preußen müssen weichen; die in geschlossenen Massen hervorbrechende französische Kavallerie treibt Alles in bunter Verwirrung vor sich her. Die Gefahr ist groß. Da, in dem entscheidenden Augenblicke, zieht Blücher den Säbel stellt sich an die Spitze seiner Reiterei und führt mit lautem Vorwärts die Geschwader in die dichtesten Reihen der Feinde. Die französische Reiterei wird geworfen, allein die Preußen werden von dem dahinter stehenden Fußvolke und den Geschützen so übel empfangen, daß sie in einem noch bunteren Durcheinander, wie bei dem früheren Angriffe zurücksagen. Da fällt aber zur rechten Zeit die russische Reiterei den von Neuem vordringenden Franzosen in die linke Flanke. Die Preußen sammeln sich wieder und fassen die Feinde von vorn; das mecklenburgische Husarenregiment kommt ihnen zu Hülfe, und mit diesen vereint dringen sie in die französische Infanterie und Artillerie hinein und bringen ihnen eine vollständige Niederlage bei. Kopfüber kopfunter stürzen die fliehenden Feinde die steilen Hohlwege hinab nach der wüthenden Raabach zu; aber die Wege sind schlüpfrig und von dem anhaltenden Regen grundlos geworden, die Kanonen und Pulverwagen werfen um,

es entsteht eine gräßliche Verwirrung, Tausende von Feinden fallen in die Hände der Sieger; eine große Menge aber findet in den hochangegeschwollenen Fluthen der Meise und Raibach ihr Grab. Dabei kamen schreckliche Scenen vor. Das Ringen der Verwundeten mit den Wellen, das Geschrei der fechtenden Soldaten, das Umherschweben von Menschen und Pferden, Lebenden und Todten, Tornistern, Helmen, Czako's u. gewährte einen grauenvollen Anblick.

261. Des Fähnrichs Tod.

Bei seinen todtten Brüdern
Auf blutigem Ehrenfeld
Mit der zerschossnen Fahne
Liegt stumm ein bleicher Held.

Er fühlt nicht, wie aus Wunden
Sein Blut in Strömen bricht,
Er kann nicht leben bleiben,
Und sterben will er nicht.

Vorüber mit klingendem Spiele
Zieht seiner Brüder Heer,
Fern hallen die Kanonen, —
Er achtet's nimmermehr.

Da schmettert's von den Hügelu,
Es schallt Victoria,
Da steht er wieder aufrecht
Mit seiner Fahne da;

Schwingt hoch sie in den Lüften
Und sinkt dann hin zur Ruh,
Nun kann er ruhig schlafen, —
Die Fahne deckt ihn zu. —

262. Das Lied von der Raibach.

Der Regen rauscht, wild brausen Wogen,
Es donnert dumpf der Wald,
Da kommt gar grimmig angezogen
Der Marshall Macdonald.

Hervor durch Nebel, Sturm und Regen
Bricht jach das Preußenheer.
Hei! welch ein Gruß von Kolbenschlägen,
Und Klang von Schwert und Speer!

Sinab, hinab, zu Fuß, zu Pferde!
 Im Wasser kühlt den Muth!
 So stürzen sie die ganze Heerde
 Hinunter in die Fluth.

Der Regen rauscht, wild brausen Wogen,
 Die Katzbach schäumt und brüllt;
 Ein Leichentuch hat grau umzogen
 Das düstere Gefild.

Bei Wahlstatt, an der Katzbach Mande,
 Da ist die That gescheh'n;
 Und Alles ruft im ganzen Lande:
 „Fürst Blücher, das war schön!“

Christian Niemeyer.

263. Aus der Schlacht an der Katzbach.

„Dort, Brandenburger, dort prahlt der Feind!
 Geschlossen in mächtiger Säule;
 Auf denn, ihr Vurschen, wer's redlich meint,
 Der mache die Kolbe zur Keule,
 Und brecht in die Reihen mit Sturmesmacht,
 Denn heut ist die große Franzosenschlacht!“

Der Führer spricht es, der Dhegrav,
 Und zitternd vernahmens die Franken;
 Die Brennen stürmen so treu und brav,
 Zu brechen die feindlichen Schranken;
 Doch ohne zu weichen die Wälschen steh'n! —
 Hier muß eine Sempacher That gescheh'n!

Das Rächerschwert in getreuer Hand
 Ruft Dhegraven, der Kühne:
 „Heut gilt's für König und Vaterland!
 Auf, Brüder, zur blutigen Eühne!
 Es folge ein Jeder, der's ehrlich meint!“
 Er ruft es, und stürzet sich in den Feind.

Und mit ihm Meja, der tapf're Held,
 Aus edlem schlesischen Blute,
 Und ob durchstochen er niederfällt,
 Doch kämpft er mit eisernem Muth'e —
 Und als sie gebrochen die blutige Bahn,
 Da ward eine preussische Schlacht gethan.

Dem dicht umschlossen, im Ring gepreßt,
 Verzagen die Wälschen am Leben,
 Die Preussen feiern der Rache Fest,
 Quartier wird Keinem gegeben,
 Und freudig versöhnet der deutsche Muth
 Den zürnenden Himmel mit wälschem Blut.

Da rauschet stolzer zur Oder hin
 Die Katzbach mit blutigen Wellen,
 Und neu erfrischt sich der Wiesen Grün
 An jenen heiligen Stellen,
 Wo Vaterlands-Retter im Männerstreit
 Von fremdem Verderben das Land befreit.

W. v. Chappuis.

264. Aus dem Gefechte bei Hagelberg,

27. August.

Habe ich in meinem Leben brave Kerle gesehen, erzählt ein märkischer Landwehrmann, so waren es die vom Bataillon Ischüschen, das muß ihnen der Meid lassen. Lauter Lebuser, Oderbrücker, na, und wo die hinschlagen, wächst bekanntlich kein Gras. Die Sache fing gleich damit an, daß zwei französische Kanonen genommen wurden. Nun kam das Bataillon und wir als Schützen an das Dorf heran. Eine lange, niedrige Gartenmauer aus Feldsteinen ging hier um die Gärten des Dorfes herum. An dieser entlang zog sich ein Feldweg, auf dem die französischen Colonnen marschirten, um rechts in die Dorfstraße hineinzukommen. Von dem Feldwege gingen die Acker in mehreren langen Streifen in das Feld hinein und waren ebenfalls durch niedrige Feldsteinmauern von einander getrennt. Wie die Franzosen sahen, daß wir schon bis an die Acker heran waren, machten sie Bierecke und

standen so dicht gedrängt mit den hintersten Gliedern an der Gartenmauer des Dorfes. Das Bataillon Iſchüſchen ſtürmte, das Gewehr rechts genommen, über die Aecker. . . Man ſagt immer: Attacque mit dem Bajonett, da kommt es ſehr ſelten zum Handgemenge. Hier aber kam es dazu, denn die Feinde kehrten nicht um und liefen davon, konnten es auch nicht, die Mauer hielt ſie auf, an die ſie wie angekeilt und gedrängt ſtanden. Die Franzoſen feuerten ſo ſchnell ſie konnten, aber der Regen hatte ihre Gewehre eben ſo gut, wie die unſeren verdorben, und ſo war es eine ſchlechte Bekanntschaft, die ſie hier mit den Neumärkern und Kurlmärkern machten. Ich ſehe es noch, wie ein paar ſtämmige Burſchen auf dem linken Flügel der Angriffſcolonne ſchon von weitem den Schießprügel umkehrten und die Kolbe ſo hoch in die Luft ſchwangen, als hätten ſie Dreschſlegel in der Hand. Die Czako's knickten bei den Franzoſen zuſammen wie Nußſchalen, und die Hirnkäſten, die darunter ſaßen, blieben auch nicht ganz. Es war eine gräßliche Wirthſchaft. Wie unſere hinterſten Züge das Nußknackern hörten, liefen ſie rechts und links um das Bataillon herum, den Franzoſen in die Flanken, wo denn das Kolbendreschen auch ſogleich loſging. An dieſer Gartenmauer wurde den Franzoſen die Quittung für alle die Bedrückungen, Mißhandlungen und Placereien, die wir ſechs Jahre lang hatten ausſalten müſſen, ausgestellt. Ihr könnt es euch nicht vorſtellen, was damals ein jeder von uns eine Wuth auf die Franzoſen hatte! Ich habe geſehen, daß einer von uns weinte und ſich vor Wuth in den Arm biß, weil er vor den anderen nicht mit heran zum Todſchlagen kommen konnte. Es war aber auch ein fürchterliches Gedränge. In den erſten paar Minuten ſtanden die Franzoſen ſtramm und vertheidigten ſich ſo gut ſie konnten, biß die erſten Glieder von allen Seiten fielen und die Kolben immer weiter in die Mitte hinein reichten. Da mochten wohl die hinterſten denken: Wozu abwarten, biß es an uns kommt? Die Mauer iſt ja nicht hoch und alſo frißch hinauf und hinüber. — Kaum war der erſte glücklich mit Saß und Paß oben, ſo kribbelte Alles wie Ameiſen hinterher. Als aber die vorderſten ſahen, daß ſie an ihren Hintermännern keinen Rückhalt hatten, verloren ſie den Muth, viele ſanken in die Kniee und riefen: Pardon! Pardon! Ja, du lieber Gott! wenn ſie es eine halbe Stunde früher gerufen hätten; aber jetzt kannten weder die Kurlmärker noch Neumärker ein Erbarmen; auch die auf den Knieen lagen und um Gnade baten, wurden niedergeschlagen und ſonderbarer Weiße ganz ohne Lärm und Geſchrei. Schießen hörte man gar nicht, hier und da einen Fluß, Todesgeſtöhn und Röcheln, ſonſt ging die gräßliche Blut-

arbeit ganz still, aber desto ingrimmiger vor sich. Der Mensch ist doch stellenweis eine recht bestialische Kreatur. Ich hatte nie einen Ochsen, oder ein Schwein schlachten sehen, ohne das Thier zu bedauern und hier schlug ich unbarmherzig auf die jungen, unbärtigen Rekrutengesichter los, als ob jeder mich tödtlich beleidigt hätte; und unsere Bekanntschaft war doch erst von heute. Unser Lieutenant Krause schonte auch nicht, und stach mit seinem Degen drauf los, aber nicht bloß so oben hin wie die Köchin mit der Spicknadel. An einem französischen Offizier fand er endlich seinen Mann, der verstand sich besser auf den Stoß wie er; wir aber uns noch besser auf den Schlag und so ein doppelt kurmärkischer half meinen Fechtmeister vom Brode. So einen Schlag, als ihn unser langer Berliner Meyer hier vollführte, hab ich mein Lebtag nie wieder gesehen. Er traf mit dem Schloß des Gewehres den Franzosen grade auf die Stirn, schlug ihm den Hirnkasten in Stücke und den ganzen Kopf so zu Brei, daß man gar nicht erkannte, wo das Gesicht gewesen war. Uebrigens wehrten sich die, welche in der Mitte aushielten, wie Verzweifelte. Da war besonders ein alter Offizier, es schien ein Capitain zu sein, der war so wüthend, daß er den Schaum vor dem Munde stehen hatte, er knirschte mit den Zähnen, warf seinen zerbrochenen Säbel uns an die Köpfe, riß sich die Uniform auf und gab zu verstehen, daß er sterben wolle; einer von unsern Offizieren bot ihm Pardon an, der Franzose spie vor ihm aus; das war denn sein Ende, wie ihr euch denken könnt. Aber es war doch eine unbarmherzige Mezelei! In Zeit von kaum drei Vaterunser war vor der ganzen Mauer auch nicht ein einziger Franzos mehr auf den Beinen. Alles lag todt oder schwer verwundet am Boden. In unseren Reihen war auch eine merkliche Unordnung eingerissen; erst nach und nach sammelten sich die Leute wieder. Ein Trupp von etwa 50 Landwehrmännern schlenberte ganz still für sich, die blutigen Gewehrkolben über die Schulter gelegt, zurück. Lieutenant Curiol, der Adjutant des Bataillons, hielt ihn an und fragte wohin? Feierabend machen! erhielt er zur Antwort, es giebt nichts mehr todtzuschlagen. Und das sagten die guten Leute mit einer Gleichgültigkeit, als ob sie vom Dreschen nach Haus gingen!

Von den 6 Bataillons Franzosen, die im Dorfe und an der Mauer entlang gestanden, kam nicht ein Mann davon. Die Leichen lagen so hoch wie die Mauer des Amthofes, der überhaupt vor Leichen zuletzt gar nicht zu betreten war. Ein Leich dicht dabei war zum rothen Meere geworden und ganz voll von Leichnamen.

265. Das Lied von Hagelsberg.

Wer reitet so leise den Berg hinan,
 Von wackeren Degen begleitet?
 Der Hirschfeld der ist es, der treffliche Mann,
 Der leise bergan dort reitet.
 Dem Franzmann dort unten im grünen Thal
 Will er versalzen das Mittagsmahl.

Die Franzosen aus Garben wohl Hütten sich haun,
 Die Heerde muß bluten zum Mahle,
 Der Häuser Geräth ist zum Feuer zerhaw'n;
 So schwelgen sie lustig im Thale;
 Wie nahe das blutige, schwere Gericht,
 Das wissen die frechen Gefellen noch nicht.

Der Hirschfelder stunt nun den klüglichen Plan:
 Die Reissigen schießt er zur Linken
 Durch Wald und Gebüsch auf verborgener Bahn,
 Den Franzen eins zutrinken.
 Er selbst mit dem Fußvolle säumet nicht
 Und schlägt dem Gefindel in's Angesicht.

Da fliegen die Töpp' und die Köpfe zugleich,
 Da geht's an ein Laufen und Schreien.
 Wie Staare, vom Jäger ereilet am Teich,
 So sieht man den Schwarm sich zerstreuen.
 Und Alles rennet dem Hagelsberg zu.
 Sie denken: „Da haben wir gute Ruh!“

Der Hirschfeld, der Marwitz saust stürmend nach,
 Durch das Thal zu den buschigen Höhen.
 Da hagelt's Kugeln vom Felsendach,
 Und die Schelme sind nicht zu sehen.
 Doch hauet, so hoch ihr nur wollt, euer Nest,
 Wir geben euch droben, wie unten den Nest.

Hurrah! Hurrah! Nun die Klippen hinauf!
 Hurrah! durch die Kugeln und Blitze!
 Die Führer, die herrlichen Helden, vorauf!
 Hinauf zu des Hügels Spitze!
 Hinauf, wo die wälsche Bande steckt!
 Hinauf, und die Brut zu Boden gestreckt!

Nun sind sie schon oben! Nun sind sie hinan!
 Die Franzosen drücken zusammen,
 Und stechen und schießen und wollen nicht dran.
 Die eisernen Schlitze flammen.
 Was Stechen und Schießen? die Kolbe gebraucht,
 Frisch drunter geschlagen, daß es raucht!

Da stiegen die Köpfe, da bricht das Herz.
 Die Franzosen suchen das Weite.
 Doch Tschernischeck, hurrah! dort hinterwärts,
 Der Schnelle, er giebt das Geleite.
 Er sticht gar scharf mit dem blinkenden Speiß.
 „Ach!“ schrei'n sie, „ach wären wir in Paris.“

Gen Magdeburg läuft da, was laufen kann.
 Held Girard der läuft am besten.
 Ein winziges Häuflein nur kommt dort an
 Von allen den garsigen Gästen.
 O Hagelsberg, du berühmter Ort!
 Viel Schläge hat es gehagelt dort.

Ehr. Niemeher.

266. Bei Dennewitz,
 (6. September.)

Zweimal schon war die Eroberung Berlin's mißlungen, das dritte Mal aber sollte es nicht fehlen. Deshalb stellte Napoleon den Marschall Ney, den Tapfersten seiner Tapfern, an die Spitze von 80,000 Mann Kerntuppen gegen die preussische Hauptstadt. Am Abend des 5. September brach Ney aus dem Lager von Wittenberg auf und marschierte auf Züterbogn zu. Hier stand, als äußerster linker Flügel der Nordarmee, die auf 10 Stunden in der Umgegend zerstreut war, das 10,000 Mann starke Corps Tauenzien's. Das wollte Ney mit Gewalt auf die Seite schieben und sich so den Weg nach Berlin frei machen. Vor dem Kronprinzen von Schweden hatte er keine große Furcht. Daß aber auch Bülow in der Nähe stand, ahnte er nicht. Als dieser wackere Preußenheld von einem Kirchthume aus die Franzosen in langen Zügen heranrücken sah, erkannte er auf der Stelle die Gefahr, welche der Hauptstadt drohte und schickte eilig in's Hauptquar-

tier zum Kronprinzen von Schweden. Der wollte aber keine Schlacht wagen. Da beschloß Bülow, wie bei Großbeeren, auf eigene Verantwortung die Franzosen anzugreifen. Unterdessen traf der General Bertrand auf Tauenzien in den Weinbergen bei Züterboak. Die Kanonen begannen alsbald zu spielen, und die Bataillone rückten zum Kampfe. Als Bülow den Kanonendonner hörte, ließ er seine Schaaren zusammentreten, erzählte ihnen mit feurigen Worten, wie ihre Waffenbrüder unter dem alten Blücher an der Ratzbach in Schlesien einen glorreichen Sieg erfochten, und ermahnte sie, heute mit gleicher Tapferkeit zu kämpfen. Mit unendlichem Jubel wurde diese Nachricht aufgenommen und mit flammender Begeisterung gingen die Krieger in die Schlacht. Voran die Brigade Thümen. Ihr folgte die Brigade Krafft. Die Brigade Borstell war noch nicht zur Stelle. Tauenzien wartete unterdessen sehnsüchtig auf Hülfe. Sie kam. Nachmittags gegen vier Uhr erscholl plötzlich Kanonendonner rechts von Dennewitz her. Dadurch wurden die Franzosen unangenehm überrascht. Sie stuzten. Tauenzien's Truppen empfangen frischen Muth. Er machte mit ihnen einen neuen Angriff. Mit Hurrah sprengte die Reiterei in die Feinde, durchbrach ihre Reihen und richtete große Verwirrung unter ihnen an.

Der Kanonendonner von Dennewitz wurde lauter; man war hier hart an einander gerathen. Ein fürchtbares Geschützfeuer der Franzosen riß große Lücken in die Reihen der Preußen, die ihr Geschütz nicht so rasch durch die Schlucht hatten bringen können, aus welcher sie so eben heraufgestiegen. Vergeblich ist das heldenmüthige Beispiel der Offiziere, vergeblich alle Tapferkeit der Soldaten; sie müssen zurück. Da ruft Thümen den Weichenden zu: „Ein Feigling, wer noch einen Schritt zurückgeht!“ und die Reihen standen wie Mauern.

Bülow selbst befand sich bei dem Dorfe Gölsdorf. Hier floß Bruderblut, denn seine Gegner waren Sachsen. Sie wurden aus dem Dorfe geworfen, nahmen es wieder, und wurden abermals hinausgeworfen. So wogte die Schlacht hin und her. Thümen, der von Bülow Hülfe erhalten, hatte den Angriff wieder erneuert. Er war überall, dort ermunterte, hier ordnete er die Schaaren, dabei wurden ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Hüben und drüben donnerten die Kanonen und spieen Kartätschen und Granaten, die bei ihrem Aufschlagen von der pommerischen Landwehr mit Hurrah und Borwärts begrüßt wurden. Im Gehölz und am Bach, in Gärten und in Scheunen knatterten die Gewehre. Dort klorren die Bajonette, hier jagten Reitergeschwader durch die Staub- und Rauchwolken, welche

das Schlachtfeld umhüllten, und die nur von Zeit zu Zeit einmal zerrannen, um den Kanonieren zu zeigen, wohin sie zielen mußten.

Überall gingen die Führer vom General bis zum Fähndrich mit mutthiger Todesverachtung voran. Beispiele des größten Heldennuthes kamen vor.

Dem Muskettier Dodrowski vom dritten ostpreussischen Infanterieregiment entriß eine Kanonenkugel das Bein. Seine Kameraden wollten ihn aufheben. Er wies ihren Beistand zurück. „Helft dort den gesunden Kampfbrüdern,“ rief er ihnen zu, „hier ist keine Hülfe mehr möglich.“ Als ihm darauf einer der Zurückgebliebenen erwiederte: „Ich kann doch nicht helfen: mein Gewehr ist von einer feindlichen Kugel zerschmettert,“ zeigte Dodrowski auf das seinige und rief mit angestrenzter Stimme: „Da ist noch ein Schuß drin; feure ihn auf die Franzosen ab!“ So verschied er.

Der Dragoner Schwarz vom brandenburgischen Regimente hatte sich in der Hitze des Kampfes zu weit vorgewagt. Sieben feindliche Reiter umringten ihn; er hieb sich aber durch und sprengte davon. Im nächsten Augenblicke geräth er zwischen eine Rotte Scharfschützen. Diese geben Feuer, und sein Pferd bricht mit ihm zusammen. Da eilen die Feinde herbei, um sich seiner zu bemächtigen. Er ist aber bald wieder auf den Beinen und haut so entschlossen um sich, daß sie zurückweichen müssen. Jetzt erhebt sich das verwundete Pferd, und stürzt sich mit einem gewaltigen Sprunge unter die Feinde. Angst und Schrecken überfällt sie. Das benützt der Dragoner, entreißt dem nächsten das Gewehr, und da die andern sich verschossen haben, gelingt es ihm, sich fechtend aus der sehr mißlichen Lage zu ziehen. Für diese Heldenthat erhielt er das eiserne Kreuz.

Ein pommerisches Bataillon sollte wegen schwerer Verluste ganz aus dem Gefechte zurückgezogen werden. Sobald aber die Tapfern solches vernahmen, riefen sie einmüthig: „Keinen Schritt zurück! Vorwärts! Vorwärts!“ Und ohne das Kommandowort abzuwarten, dringt das Bataillon mit gefälltem Bajonette auf's Neue vor. Kartätschen und Gewehrfeuer empfangt die Braven.

Dort treibt der Major von Polizinski eine feindliche Schaar von dem eigenen Geschütze weg seinen Landwehrreitern zu, die sie niederreiten und zusammenhauen; das Dragonerregiment Prinz Wilhelm fällt siegreich auf eine stärkere Reiter-schaar. Der Unteroffizier Haak, vom Kolberger Regiment, reißt einem Tambour die Trommel aus der Hand, weil er ihm zu langsam geht und eilt sturmschlagend voran. Zwei Heerhaufen stürmen unterdeß die Höhen und das Dorf, Dennenwik.

Fürchterliches Kugelwetter empfängt sie. Der Major von Mirbach sinkt dreifach durchschossen, der Fahnenträger stirbt den Heldentod, die Fahnenstange wird zerplittert. Da nimmt der Hauptmann von Hülsen den Stumpf derselben, bringt durch den Kugelregen bis dicht vor das feindliche Viereck, und seine Tapfern schlagen die Feinde nieder. Die Begeisterung der Truppen ist so groß, daß einige die Schuhe ausziehen, um schneller vorwärts zu kommen. Das Laden und Schießen ist ihnen zu umständlich; sie schlagen mit den Kolben drein und stechen die Feinde mit den Bajonetten nieder.

Beim Dorfe Gölsdorf kämpften 17 preussische Bataillone gegen 47 französische. In Gassen und Häusern, sogar in der Kirche wurde hartnäckig gestritten. Da krachte es von brechenden Balken, von Gewehrfalben, von platzenden Bomben, da tönt es ringsum in den Gärten und auf den Straßen von Trommelwirbel, Hörnerklang, Kommandoruf und Hurrah, da wirbelte Staub, Pulverdampf und Rauch um die kämpfenden Haufen, da lagen rings Tode und Verwundete, über welche die Lebenden hinwegsteigen mußten. Das Dorf wurde genommen und wieder verloren, und mitten im heftigsten Kampfe fanden sich Preußen und Franzosen friedlich am Dorfbrunnen, umsaust von Kugeln, um den Durst zu löschen und dann von Neuem gegen einander zu streiten. Die Preußen mußten der Uebermacht weichen, behaupteten sich indessen in einem Graben vor dem Dorfe. Endlich, Nachmittags gegen vier Uhr erscheint zur rechten Stunde der General Borstell mit seiner Brigade und giebt den Ausschlag. Nochmals entbrannten die heftigsten Kämpfe. Die feindlichen Anführer boten Alles auf. Ney wagte sich so weit in's Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges getödtet wurde. Dubinot, mit dem Degen in der Faust, stellte sich an die Spitze seines Heerhaufens, Neynier setzte sich den preussischen Kugeln so aus, wie einer, der den Tod sucht. Die Wuth der Franzosen war so groß, daß sie sich an den Leichnamen der Gefallenen vergriffen: ein Todter mit dem eisernen Kreuze auf der Brust, wurde von 10 Bajonetten zugleich grimmig durchbohrt. Es half aber Alles nichts. Die Feinde müssen ihre Rettung in wilder Flucht suchen. Abends gegen 6 Uhr erschien auch der Kronprinz von Schweden auf dem Schlachtfelde und half noch ein wenig bei der Verfolgung.

Bei Dennenwiß siegten 30,000 Preußen über 40,000 Franzosen und Rheinbündler. 15,000 Gefangene, vier Fahnen achtzig Kanonen, 400 Pulverwagen und Tausende von weggeworfenen Gewehren, Tornistern und dergleichen Gepäck fielen in die Hände der Sieger.

Und Friedrich Wilhelms Degen gräbt in Bülow's grauen Schicks
Die That von Dennenwiß, sie lebt, ein unvergänglich Bild.

267. Erstürmung der Dämme von Wartenburg.

In der Nacht vom 2. auf den 3. October ließ Blücher zwei Brücken über die Elbe schlagen, um seine Armee in der Stille auf das andere Ufer zu führen. Plötzlich stieß er bei Wartenburg auf ein 20,000 Mann starkes französisches Heer unter dem General Bertrand. Beide Heerführer staunten über das unerwartete Zusammentreffen; aber es galt hier kein Zaudern. Während Blücher noch an den Brücken hielt und den ankommenden Russen zurief: Pascholl! Pascholl! Vorwärts, ihr alten Moskowiten!" hatte York bereits Befehle erttheilt, geraden Weges im Sturmschritt auf Wartenburg vorzugehen. General Horn setzte sich mit seinen Schaaren in Bewegung. Ihr Unternehmen aber war sehr schwierig. Die vorausgeschickten Schützen sanken bis an die Knie in den Sumpfboden ein. „Ihr führt uns ja Mordwege!“ rief Horn dem Bauer zu, der bei ihm tapfer aushielt. „Dafür heißt es auch hier der Sauanger,“ lautete die Antwort. Ein freiwilliger Jäger meinte: Ungeheuer wohl wird es uns hier nicht werden. Mit großen Anstrengungen und bedeutendem Verluste wurde der Sauanger durchwatet. Nun stand man vor zwei nebeneinander laufenden Dämmen, hinter denen die Franzosen wie hinter Wall und Brustwehr die Preußen mit einem vernichtenden Kugelregen und Kartätschenhagel empfingen. Horn ritt an York heran und fragte, ob er die Dämme erstürmen solle. „Ja! Ja!“ rief York: „jetzt ist es Zeit.“ Nun wurden die Truppen zu Kolonnen formirt. Darauf begann der Sturm. Voran das zweite Bataillon vom Leibregiment, dann die Löwenberger Landwehr, welcher das erste Leibregiment folgte. York rief den Vordersten zu, sich möglichst links zu halten, um nicht in tiefere Sumpfstellen zu gerathen. Je näher man dem Dämme kam, desto größere Verwüstung richtete das feindliche Feuer in unseren Reihen an; was half es, dasselbe mit voller Ladung zu erwiedern, — unsere Kugeln schlugen in die Wälle ein, hinter denen der Feind sich versteckt hielt. Da brach des tapfern Generals Horn Pferd, von einer Kugel getroffen, unter ihm zusammen; ein Schreck durchzuckte die Kameraden, die ihren Führer getroffen glaubten. Bald raffte er sich mit Hülfe einiger Donnerwetter und Landwehrmänner auf, ergriff die Muskete eines Gefallenen und voranschreitend rief er: „Ein Hundsfott, der noch einen Schuß thut! Das Gewehr zur Attake rechts! Marsch! Marsch!“ Mit tausendstimmigem Hurrah! folgten die Ostpreußen und Schlesier, der Morast wurde durchwatet; der vordere Damm erstiegen, mit Bajonett

und Kolbenschlägen wurden fünf Bataillons Italiener von der Brigade Fontenelli niebergemacht und auseinander gesprengt. Als sie hinter einem zweiten Damme sich zu ordnen und zu halten versuchten, saßen ihnen hier sogleich die Scharfschützen des Hauptmanns von Holleben auf dem Dache, eine Kanone wurde von der Mannschaft auf dem Damme hinaufgezogen, und eine einzige Salve reichte hin, die Schritte der leichtfüßigen Italiener noch mehr zu beflügeln. Im Dorfe selbst gab es noch einen heftigen Kampf. Oberst Welzien mit seinen beiden Landwehr-Bataillons hatte, bis an den Gürtel im Wasser, den Graben durchwatet, den Damm erstiegen. Das Hirschberger Bataillon drang in das Dorf hinein, wurde jedoch von der Brigade Morand, die aus lauter Franzosen bestand, zurückgeworfen. Hier that nun ein zweites, auf den Damm hinaufgezogenes preussisches Geschütz treffliche Dienste; unter seinem Schutze drangen ein paar Landwehr-Bataillons im Sturm lauf nochmals in das Dorf. Die Franzosen wurden daraus vertrieben, und das kleine Wagniß, das schlesische Heer auf das linke Elbufer zu führen, war gelungen, und es konnte sich mit der Nordarmee vereinigen. Als nach dem glorreichen Kampfe die tapfern Schaaren an York vorüberzogen und das zweite Bataillon des Leibregiments, welches zuerst den Wall erstiegen hatte, ankam, nahm er sammt seinem ganzen Gefolge den Hut so lange ab, bis der letzte Mann vorbei war.

Den Helden des Tages ehrte der König später durch den Namen: „York von Wartenburg.“

268. General York.

Gen'ral York thät wohl verspüren,
Wie er müsse honoriren
Heut das zweite Bataillon;
Zog den Hut vor jedem Streiter,
Und das Heer zog jubelnd weiter,
Wollte keinen andern Lohn.

269. Bei Kulm.

An demselben Tage, als Blücher die Franzosen an der Katzbach schlug, stand der General Schwarzenberg in einem heißen Kampfe bei

Dresden. Hier ging es aber nicht so glücklich wie dort. Dresden sollte im Sturme genommen werden. Anfangs schien dieser Plan zu gelingen. Als aber Napoleon mit seinen Garden herbei eilte, nahm der Kampf plötzlich eine andere Wendung. Die Franzosen leisteten überall den hartnäckigsten Widerstand. Die Preußen, welche bereits eine Vorstadt Dresdens genommen hatten, wurden zurückgetrieben; auch die Oesterreicher mußten einige eroberte Schanzen wieder aufgeben. Der einbrechende Abend brachte eine kurze Waffenruhe. Am folgenden Tage erneuerte Napoleon den Angriff, und die Verbündeten mußten trotz aller Tapferkeit den Rückzug nach Böhmen antreten. Dieses Land wird von Sachsen durch ein hohes Gebirge getrennt, über das nur einzelne Straßen führen, die von einem Heere zu passiren sind. Um nun den Verbündeten den Weg nach Böhmen zu versperren, hatte ihnen Napoleon seinen General Wandame mit 30,000 Mann vorausgeschickt. Dadurch wurde ihre Lage höchst gefährlich, denn die Truppen konnten, wie sie einzeln von den Gebirgspässen herab stiegen, völlig aufgegeben werden. Aus dieser drohenden Gefahr rettete der aufopfernde Heldennuth von 8000 Mann russischer Garden, unter ihrem Generale Ostermann, die sich bei Kulm, einem böhmischen Dorfe unweit Töplitz, den Franzosen entgegen warfen. Wie Mauern standen die russischen Männer. Die Hälfte von ihnen lag bereits in ihrem Blute, ihrem Führer riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg; dennoch behauptete die Heldenschaar, der vom Könige Friedrich Wilhelm ein österreichisches Reiterregiment als Verstärkung zugeführt wurde, bis zum Abend muthig den Platz. Am folgenden Tage griffen die Verbündeten, durch neue Zuzüge verstärkt, die Franzosen auf den Höhen bei Kulm an, stießen aber auf heftigen Widerstand. Da brachte der General von Kleist, der mit seinen Preußen von den Nollendorfer Höhen herab den Feinden in den Rücken fiel, die blutige Entscheidung. Die Franzosen wurden umzingelt und mußten sich, 10,000 an der Zahl, mit ihrem General gefangen geben. Die Hauptarmee war nun gerettet. Der tapfere Kleist erhielt aber von seinem Könige für sich und seine Nachkommen den ehrennden Beinamen „Graf Kleist von Nollendorf.“

270. Die Schlacht bei Leipzig,
am 16., 18. und 19. October 1813.

Es klingt ein Lied von Leipzig,
Wohl von des Kometen Fall;
Von Flucht und Polenleichen
Klingt's mit bewegtem Schall.

Ortlepp.

Im Anfange des October zog Napoleon seine Truppen in den Ebenen von Leipzig zusammen. Auch die Heere der Verbündeten bewegten sich auf diese Stadt zu. Hier sollte die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. An 300,000 Mann Bundesstruppen standen gegen 200,000 Franzosen. Den Oberbefehl über das Bundesheer führte der Fürst Schwarzenberg. Beide Heere bereiteten sich zum Kampfe vor. So dämmerte der Morgen des 16. October. Ein grauer Nebel lag auf der herbstlichen Erde; bald aber brach die Sonne durch und beleuchtete den ganzen Tag die Blutarbeit der Hunderttausende. Mit dem Glockenschlage neun fielen im Lager der Verbündeten drei Kanonenschüsse; sie waren das verabredete Zeichen zum Angriffe, und es erfolgte nun eine furchtbare Kanonade: die Erde erbebt, viele Fenster in Leipzig zersprangen. Der Kampf schwankte unentschieden, Dörfer wurden genommen und verloren. Am blutigsten war der Kampf bei den Höhen von Wachau, wo Napoleon selbst hielt, und bei den Dörfern Müldengossa und Auenhain. Alle Anstrengungen der Verbündeten sprengte wiederholt mitten im Feuer umher und munterte seine Truppen auf. Seinen neuen Marschall, Fürsten Boniatowski, den er mit seinen Polen im heftigsten Gedränge fand, spornte er mit dem Zurufe: „Vorwärts, König von Polen!“ Um drei Uhr Nachmittags hielt Napoleon die Schlacht schon für gewonnen und ließ in Leipzig die Siegesglocken läuten. Schwarzenberg, der von einem Kirchturme aus die Schlacht leitete, sandte Hülfe an die bedrohten Stellen, die Franzosen wurden wieder zum Stehen gebracht, und hier blieb an diesem Tage die Schlacht unentschieden. An einer andern Seite Leipzigs aber, beim Dorfe Möckern, gewann Blücher einen herrlichen Sieg. Dreimal erstürmte der graue Held das Dorf, dreimal wurde er heraus geschlagen. Bei erneutem Sturm brüllten ihm 40 Kanonen entgegen, und reihenweise stürzten die Preußen nieder. Da kommt York zu Hülfe, führt seine Schaaren gegen die Feuerschlünde, nimmt sie in wenigen Augenblicken und wirft den Feind zurück. Bald aber braust der Marschall

Ney mit neuen Truppen heran. Da kommandirt York: „Brandenburgisches Husarenregiment vor!“ und General Horn ruft: „Wir wollen einmal ein Hurrah machen!“ Da sausen die Schwerter, da krachen die Kolben, da färben sich die Bajonnette mit rothem Blute, und die Feinde fliehen bis vor die Mauern Leipzigs.

Beim Anbruche der Nacht ruht der Kampf. Acht brennende Dörfer beleuchten das Schlachtfeld. Das Wehklagen und Winseln der Verwundeten und Sterbenden tönt durch die Stille der Nacht. Ach, wie viel Jammer und Glend ist da auf engem Raume beisammen! Wie viele junge Herzen, glücklicher Eltern Hoffnung und Freude, mögen da in der rauhen Herbstnacht verblutet sein! Am folgenden Tage ruhete die Schlacht. Es war ein Sonntag. Napoleon machte Friedensvorschläge, sie wurden aber verworfen.

Düster und trübe war der Morgen des 18. October. Die Heere der Verbündeten hatten noch bedeutende Verstärkungen erhalten. Während der Schlacht gingen auch einige sächsische und württembergische Heerhaufen von den Franzosen zu ihren deutschen Brüdern über. Auf einem Raume von einer Quadratmeile standen nun 500,000 Krieger zum Kampfe bereit. Bei Connewitz entbrannte die Schlacht von Neuem, Napoleon bot alle Kunst und alle Kühnheit auf, um zu siegen, allein sein Glückstern neigte sich. Die Verbündeten drangen überall siegreich vor, doch jeder Fußbreit Landes mußte mit Strömen Blutes erkauft werden. Furchtbar war der Kampf um das Dorf Schönfeld, das von den Russen unter Langeron angegriffen wurde. Siebenmal rückt man im Sturmschritt vor, das große Dorf steht in Flammen, der Marschall Marmont aber weicht nicht. Am gräßlichsten wüthete der Kampf beim Dorfe Proppstheida, wo sich die Hauptstellung der Franzosen befand. Jedes Haus war zu einer Festung eingerichtet worden. 300 Kanonen donnerten von hieraus gegen die Verbündeten. Berge von Leichen thürmten sich auf, das Blut floß in Strömen durch die Dorfgassen, und hier hat mancher Jüngling unsere Freiheit mit seinem blühenden Leben bezahlt. Napoleon saß in der Nähe auf einer Anhöhe und leitete die Schlacht. Gegen Abend haben die Verbündeten einen vollständigen Sieg erfochten. In der Nacht schon befahl Napoleon den Rückzug. Am 19. früh begann der Sturm auf Leipzig von drei Seiten. Der Preußen unter Bülow nahmen zuerst das grimma'sche Thor. Der Major Frickius schlug mit dem Gewehrkolben eine Wand des Thorschreiberhauses ein; die Soldaten folgten und drangen in die Stadt. Ueberall lag es hier schon voll von Verwundeten und Todten. Man hatte Schleusen öffnen müssen, um das Blut ablaufen

zu lassen. Nach zehn Uhr verließ Napoleon selbst die Stadt, nachdem er vom Könige von Sachsen Abschied genommen hatte. Macdonald und Poniatowski sollten die Stadt bis auf den letzten Augenblick verteidigen und dann den Rückzug decken. In den Straßen Leipzigs herrschte ein furchtbares Gewühl. Da zog Fußvolf und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde und Kranke, Verwundete und Sterbende, Frauen und Kinder, Markendenter und Viehherden im wildesten Gefühmel bunt durcheinander. Noch sind über 12000 Franzosen in der Stadt. Da fliegt plötzlich die unterminirte steinerne Elsterbrücke in die Luft; ein Feuerwerker hat sie zu frühzeitig gesprengt. Da erneuerte sich der Tag von der Beresina; es war kein Ausweg mehr. Tausende stürzten sich in die kalten Fluthen der Elster, um sich durch Schwimmen zu retten; Tausende ertrinken, darunter auch der edle Polenheld Poniatowski; Tausende werden gefangen.

Die Franzosen verloren in der dreitägigen Bäckerschlacht gegen 80,000 Mann; an 50,000 hüßten die Verbündeten ein. Napoleon floh mit den Trümmern seines Heeres dem Rheine zu. Das Joch der Fremdherrschaft war abgeworfen. Die deutschen Stämme waren einmal wieder einig gewesen bei einer großen Sache.

O wären wir doch immer eins, ihr deutschen Brüder,
Vor unserer Brust zerbräche eine Welt!

271. Kameraden auf dem Schlachtfeld.

An den Trümmern einer Laffete,
Auf dem Schlachtfeld hingestreckt,
Liegen zwei stille Gefährten,
Mit blutenden Wunden bedeckt.

Sie hatten im Leben immer
So innige Freundschaft gepflegt,
Nun hat sie zur letzten Stunde
Der Tod von einander gelegt.

Noch fällt in die matten Augen
Der Sonne letztes Licht,
Da erkennen sie sich und blicken
Einander in's bleiche Gesicht.

Sie strecken die Hand sich entgegen
Zum letzten Liebeswort,
Sie raffen empor sich mühsam
Und streben am Boden fort,

Bis sie zusammen liegen,
Wohin sie sich sterbend gesehnt,
Und eng umschlungen sich halten,
Die Brust an die Brust gesehnt;

Da athmen sie Seele in Seele,
Das Sterben dünkt ihnen nicht schwer,
Ihr Blut strömt dunkel zusammen, —
Jetzt trennt der Tod sie nicht mehr.

Fedor von Köppen.

272. Ein Bild aus dem Gefechte bei Mückern.

Es mochte 9 Uhr sein. Drei Schüsse aus schwerem Geschütz verkündeten den Beginn der Schlacht. Der Kanonendonner von 2000 Feuereschlünden durchbrüllte das Feld, und die Erde erbebt. Unser Major von Krosigk sprengte vor die Front und redete uns mit folgenden Worten an: „Wackere Kriegerleute! Die Stunde schlägt, rüstet euch zum Streit. Ihr alle kämpfet für Eine Sache, für die Freiheit Europas. Alle für Einen, Jeder für Alle. Mit diesem Feldgeschrei eröffnet den heiligen Kampf.“ Wir marschirten nach Eroberung des vor uns liegenden Dorfes vorwärts, blieben aber dann, vom schrecklichsten Kanonenfeuer umbrüllt, bis gegen Abend auf freiem Felde stehen. Manche Granate stäubte uns auseinander und streckte hier und da Einen zu Boden. Eine Kugel riß dem Major den Sattelnopf weg, doch, obgleich das Pferd darüber wild zu werden anfing, strich er sich gelassen den Bart und sagte: „Seht, Hüßliere, da hätten sie mich bald erschossen, aber sie sollen mich nicht treffen.“ Gegen Abend endlich kamen plötzlich Generale und Adjutanten auf uns losgesprengt, schwenkten die Hüte und riefen: „Alles mit Sturm! Alles mit Sturm!“ Nun setzte sich der Major im Sattel zurecht und donnerte: „Ich kommandire nicht eher Feuer, als bis ihr nur zehn Schritte entfernt seid. Wer dann schießt und trifft nicht, dem haue ich den Kopf herunter.“ Wie aber die Trommeln in der ganzen Ebene den Sturmarsch wirbelten und wir mit gefülltem Gewehr vorwärts liefen, hoben sich unsere Haare vor Entsetzen in die Höhe, und alle meine Glieder zitterten am Leibe. Ich wollte beten, aber der Wirrwarr war so groß, und wir liefen zu schnell — ich konnte nur seufzen. Die Franzosen sahen uns kommen und fingen so heftig an zu schießen, daß ich glaubte, wir müßten Alle stürzen. Die Salven krachten, und unsere Leute fielen wie gemäht, aber noch war ich nicht im Bereich der Kartätschen. Doch jetzt — ich fühlte meinen Nebenmann zur rechten Hand nicht mehr, und wie ich hinsehe, war im selben Nu Alles neben mir zerschmettert und auf dem Boden gestreckt. Da hörte ich den Feldwebel zu mir sagen, „Hochel, rücke heran!“ was ich denn auch that, und wobei mir die Andern, die noch standen, folgten. Ich war vom Blut und Gehirn der Zerschmetterten so bespritzt, daß ich kaum aus den Augen sehen konnte. Wie ich mir eben das Gesicht abwische, sieht mich mein Nebenmann plötzlich starr an, und ich ihn. Sein Mund stand offen, die rechte Backe war weggerissen, er fiel. Im Sturmschritt ging's weiter. Unsere Kanoniere

schossen nun auch mit Kartätschen. Der Major jagte auf das feindliche Geschütz zu, hieb die Artilleristen von den Kanonen und wir nahmen die ganze Batterie. Nun ging's auf das dahinter stehende Quarré los. Unser Major stürmte uns wieder weit voraus, hieb mit dem Säbel rechts und links um sich, sank aber, ehe wir herankommen konnten, von Bajonettschüden und Kugeln durchbohrt, vom Pferde, und stürzte nach. Als wir ankamen, war das Quarré schon wieder geschlossen, aber die Feinde zitterten am ganzen Leibe. Ich war gedrängt und stand dicht vor ihren Bajonetten, mußte aber erst einen Augenblick Luft schöpfen. Dann nahmen der Unteroffizier Böttcher und ich die Gewehre verkehrt, schlugen mit den Kolben die gefällten Bajonette von der Seite, und dann den Franzosen immer „patsch, patsch“ in's Gesicht. Unsere Kameraden folgten dem Beispiele, und noch heute kann ich nicht begreifen, warum die Feinde so fest ineinander gedrängt standen und sich nicht wehrten. Sie ließen sich ohne Widerstand todtschlagen.

Jetzt erst traten wir zu unserm Major von Krosigk, der uns so tapfer geführt. Er lag auf dem Boden, bleich und blutend, den Säbel fest in der Faust. Einige wollten ihn aus der Schlacht tragen, doch er sagte: „Füßliere laßt mich liegen, es ist aus mit mir. Gehet und thut eure Schuldigkeit!“ Darauf befahl er seine Seele Gott und starb.

Neben ihm verschied auch sein tapferer Adjutant Honig, ein Rechtsgelehrter. Nun ging's auf das zweite Quarré los. Wir hieben wieder wacker drauf ein und kamen an das dritte Viereck. Als wir uns noch mit demselben herumschlugen, schickte Blücher einen Adjutanten und ließ fragen, was das unsere für ein Regiment wäre? Wir antworteten: Das zweite Brandenburgische. „Ach, sind's die braven Brandenburger?“ rief der Adjutant: „Blücher läßt Euch sagen, er wird so gleich Kavallerie schicken.“ Wir fochten neu ermutigt weiter, aber Welch' ein Schreck. Von seitwärts rückten wieder zwei große Vierecke auf unsere blutenden Ueberreste los, und dahinter sprengte feindliche Kavallerie an. Den gewissen Tod vor Augen, sammelten nun auch wir uns zum Quarré, entschlossen unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Wir hatten drei französische Fahnen erbeutet, die nahmen wir in unsere Mitte und wehrten uns durch Schießen so, daß ich fast taub vor dem gewaltigen Krachen wurde. General York hatte unsere Noth bemerkt und sandte uns brandenburgische und lithauische Dragoner. Die hieben die feindlichen Vierecke in Stücke, und die französische Reiterei jagte davon. Jetzt ritt der General an uns heran und rief

uns voller Freuden zu: „Euer Quarré gehört unter die Sterne am Himmel!“ Endlich brach die Nacht herein. Die letzten Kanonen donnerten bei Lindenau, wo der Feind sich hinter Dämme und Gewässer des Sturms erwehrt hatte. Hin und wieder ging noch ein Geschütz los, und die Schlacht verendete in dem immer schwächer werdenden Röcheln der Verwundeten und Sterbenden. Die Flamme von acht rings um uns brennenden Dörfern und die hoch auflobernden Wachtfeuer waren die Fackeln, die den weiten schwarzen Todtensaal erleuchteten. Unsere elfte Compagnie zählte am Morgen des sechszehnten Octobers 210 Mann, und am Abend waren wir noch unser acht. Am folgenden Tage fanden sich noch etliche Versprengte wieder ein, so daß wir's bis auf 15 Mann brachten. In dieser Nacht, die dem schrecklichsten aller Tage folgte, kam ich nicht viel zur Besinnung. Das Stöhnen, Wimmern, Schreien und Röcheln um mich her wollte gar kein Ende nehmen. Und als es Tag ward, gingen mir vollends die Augen über. Fast alle meine guten, treuen Kameraden waren dahin. Ich mußte auf die Seite gehen und mich satt weinen. War's mir doch, als ich alles dieses Glend übersah, als müßte ich an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln, und doch gerade hatte ich die Güte des Herrn so wunderbar im Wetter der Schlacht erfahren.

273. Das Bülow'sche Korps beim Aufmarsch in die Schlacht. (18. October.)

Es war ein prächtiges Schauspiel. Nie begann wohl ein Heer mit heiligerer Begeisterung den Kampf. Bis zum Mittag war der Himmel mit einem Nebelschleier bedeckt. Der Wind jagte düstere Wolken vor sich her. Der zusammengedrängte Heerzug quoll aus den engen Gassen des Städtchens Taucha wie ein Wildbach hervor, bereit sich in breiter Strömung in die Ebene zu ergießen. „Eine niedere Hügelkette,“ so erzählt Giner, der dabei war, „zog sich vor uns hin, welche uns den Anblick des Feindes verbarg und ihm unsern Aufmarsch nicht bemerken ließ. Jenseit der Hügelreihe in der Ebene schlug sich leichte Kavallerie und Artillerie mit den Franzosen und sicherte unsern Vorrücken. Von allen Seiten, selbst jenseits Leipzigs sah man die funkelnden Blitze und hörte das Donnern der Kanonen. Vor dem erwähnten Hügel formirte sich das Bülow'sche Korps, rechts die Brigade Kraft, in der Mitte Borstell, links der Prinz von Hessen-Homburg.

Als nun das Heer in Schlachordnung stand, erscholl das erste Kommandowort: Brigade Marsch! Wie ein Echo hallte es nach: Regiment Marsch! Bataillon Marsch! Die Heerfäulen setzten sich in Bewegung wie zur Parade vor dem Könige. Gestriegelt und gebügelt waren die Krieger freilich nicht; aber unter den vom Regen- und Kugelwetter zerfetzten Landwehr-Uniformen schlugen Heldenherzen. So ging es die Hügelreihe hinauf, ein seltenes Naturwunder, ein Strom, der bergan seinen ungestümen Lauf nahm. In diesem Augenblicke brach die Sonne hell durch die trüben Wolken, als wollte sie uns Glück und Sieg verkünden, und die Bajonette funkelten in leuchtendem Glanze. Da stimmten die Colberger und die vom Regiment Kronprinz voll der Begeisterung das Volklied an:

Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!

Alle Musikchöre stimmten ein; aus vielen tausend Kehlen ertönte der Gesang; jubelnd stiegen wir die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonette darüber fortblitzen, als die erste feindliche Granate in unsere Reihen schlug und krachend zerplagte. Mit Hurrah wurde dieser unhöfliche Gruß erwidert. Nun war die Anhöhe erstiegen. Leipzig mit seinen Thürmen und Giebeln in der Ferne, die Gärten der sonst so freundlichen Liederstadt, das Getümmel der Kasse und Geschütze in der Ebene entfalteten ein an Scenen aller Art reiches Bild vor unsern Blicken. Die leichten Truppen, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, kehrten zurück, unsere Batterien wurden losgebrannt und übertönten mit ihrem Donner unsern Gesang. Für uns war die Schlacht nun eröffnet.

274. Einzug in Paris, (31. März 1814.)

Wo liegt Paris? — Paris? — da hier!
Den Finger drauf, das nehmen wir!
A. Kopisch.

Noch bevor das Jahr 1813 zu Ende ging, fielen die meisten Festungen, welche die Franzosen in Deutschland besetzt hielten, in die Hände der Verbündeten. Aber der Krieg konnte nur in Paris, der Hauptstadt Frankreichs beendet werden; dort allein war der Friede zu finden. Dies erkannte besonders Blücher. In der Neujahrsnacht

von 1813 zu 1814, mit dem Schlage 12 Uhr, ließ er seine Truppen über den Rhein setzen. Von Holland aus drang zugleich Bülow, von Süden her Schwarzenberg in Frankreich mit einer Armee ein. Es gab einen harten Wintersfeldzug, denn Napoleon hatte noch einmal ein bedeutendes Heer zusammengebracht, und von Friedensvorschlägen wollte er nichts hören. In mancher blutigen Schlacht maß man sich noch auf französischem Boden, und obgleich Napoleon öfter auf's Haupt geschlagen ward, so geriethen doch auch die Preußen in den harten Wintertagen oft in schwere Bedrängniß. Aber ihr Muth blieb ungebrochen, und als Blücher am 9. März 1814 den herrlichen Sieg bei Laon erworben hatte, ging es nach Paris.

Napoleon suchte zwar die Verbündeten von seiner Hauptstadt abzuziehen, indem er mitten durch die Heere derselben dem Rheine zu marschirte; aber man ließ ihn ziehen und strengte alle Kräfte an, nach Paris zu gelangen. Das schönste Frühlingswetter begünstigte den Zug gegen die stolze Stadt. In Mitten ihrer Schaaren zogen Friedrich Wilhelm und Alexander; lustig erscholl das Feld ringsum von Trommelwirbel, Hörnerklang und fröhlichen Gesängen. Am 29. März erblickten unsere Truppen Paris, das sich endlos vor ihren Blicken ausdehnte, und dessen Prachtgebäude und Thürme von den Strahlen der Abendsonne vergolbet wurden. Es war noch der letzte Kampf zu bestehen. Die Pariser hatten sich auf einem Berge, den Montmartre, im Osten der Stadt verschanzt. Am 30. März wurde er mit Helbenmuth gestürmt. Nun erst baten die Pariser um Frieden. Am 31. März hielten die verbündeten Monarchen ihren feierlichen Einzug. Napoleon aber, der seiner bedrängten Hauptstadt nicht hatte zu Hülfe kommen können, dankte ab, von allen seinen Marschällen verlassen, und ward ihm die Insel Elba im mittelländischen Meere zum Wohnsitz angewiesen. Die Freiheitskämpfer wurden in die Heimath entlassen. Der Krieg schien beendigt.

275. Blücher's Rheinübergang.

„Gott mit uns! und nun zu Schiffe,
Du getreue Preußenschaar; —
Steuert um die Felsenriffe
Glücklich mit dem Königsaar!“

Riefs der kühne, greise Sieger,
Marschall Blücher, durch die Nacht;
Und es jubeln seine Krieger:
„Gott mit uns, so wird's vollbracht!“

Wilde Winterstürme brausen
Um die hohe Pfalz im Rhein,
Und die dunkeln Schiffe sausen
Zu den Wogenkampf hinein.

Gorh! da schlägt die zwölfte Stunde,
Und das Jahr beschließt die Bahn;
Zubel tönt von jedem Munde,
Und die Gläser klingen an.

Aber sich! ein erster Becher,
Gleich den Helden alter Zeit,
Schleubert seinen vollen Becher
Zu den Schwall der Wogen weit.

Dean er hört's mit dumpfem Grimme
Daß ein langes Jahr vorbei;
„Vorwärts!“ ruft die Schlachtenstimme,
„Noch ist unser Rhein nicht frei.“

Adelheid v. Stolterfoth.

276. Neue Kämpfe. 1815.

Der alte Blücher hatte nach der Einnahme von Paris mit prophetischem Geiste ausgerufen: „Die Bonapartistische Geschichte ist noch nicht aus!“ Seine Ahnung sollte in Erfüllung gehen. Während die verbündeten Herrscher in Wien Mancherlei beriethen, unter andern auch, wie die wieder eroberten Länder zu vertheilen seien, verließ Napoleon mit 1100 Soldaten seiner alten Garde heimlich die Insel Elba und landete, trotz der englischen Wachtschiffe im mittelländischen Meere, am 1. März 1815 an der Küste von Frankreich, um den verlorenen Kaiserthron wieder zu gewinnen. Ueberall wurde er mit Jubel empfangen. Er zog rasch auf Paris zu. Die festen Städte öffneten ihm die Thore, seine alten Feldherren und Soldaten sammelten sich unter seinen Fahnen. Der König von Frankreich schickte ihm ein großes Heer entgegen, die ganze Armee aber, mit dem Marschall Ney an der Spitze, ging zu ihrem alten Kaiser über, und wie im Triumphe zog Napoleon schon am 20. März 1815 in Paris ein. Durch gleichnerische Verheißungen von Freiheit und Ruhm brachte er das französische Volk bald ganz wieder auf seine Seite. Ludwig XVIII. hatte die Flucht ergriffen. Napoleon sprach zu den Verbündeten Worte des Friedens. Diese erklärten aber einmüthig, sie würden ihn als den Aufseher von Europa bis auf den letzten Mann bekämpfen. Unverzüglich wurde aufs Neue zum allgemeinen Kampfe gerüstet. Die alte Begeisterung flammte wieder in den Gemüthern auf, und die jungen preussischen Freiwilligen legten mit derselben Freudigkeit, wie vor zwei Jahren, den Waffenschmuck wieder an. Als Oberbefehlshaber der Preußen rückte der 73 jährige Blücher mit

vier großen Haufen in die Niederlande ein, nahe den Grenzen Frankreichs. Neben ihm sammelten sich die Engländer, Holländer, Hannoveraner u. unter dem englischen Feldherrn Wellington. Blücher hatte sein Hauptquartier in Namur, Wellington in Brüssel. Beide Heerführer hatten sich gegenseitige schleunige Hilfe zugesagt. Fürst Schwarzenberg mit Oesterreichern und Bayern u. nahm seine Stellung am Mittelrhein. Napoleon ließ nicht lange auf sich warten. „Wenn die Fürsten in Frankreich einrücken, so werden sie in Frankreich ihr Grab finden,“ ließ er sich vernehmen. Sein Heer war so glänzend, so zahlreich, so kampfeslustig, als je. Blücher stellte seine Truppen am Lignybache auf. Hinter demselben sammelten sich die Franzosen. Auf beiden Seiten sind Anhöhen. Auf den nördlich gelegenen standen die Preußen, auf den südlichen die Feinde; drei Dörfer, die unten am Bache lagen, waren von Preußen stark besetzt, das Dorf Ligny war das mittlere.

277. Schlacht bei Ligny.

(16. Juni 1815.)

Am 16. Juni rückten die Franzosen heran; erst Nachmittags begann die Schlacht bei Ligny. Da die Entscheidung derselben von dem Besitze der Dörfer abhing, so richteten die Franzosen ihren Angriff auf diese. Besonders um Ligny wurde mit äußerster Anstrengung gekämpft. Von beiden Seiten wurden Massen auf Massen hineingeworfen, so daß alle Gassen, Gärten und Häuser voll Soldaten waren. Zuletzt fehlte zum Laden der Gewehre der Raum; Mann gegen Mann schlugen sie sich mit Flintenkolben, stachen sie sich mit den Bajonetten nieder. Schon lagen hohe Haufen von Leichen und Verwundeten über einander, die von den Kämpfenden unter lautem Kriegsgeschrei überklettert wurden. Jedes Haus, jeder Garten, jeder Baum wurde wie eine Festung verteidigt und erobert; bald drangen die Preußen, bald die Franzosen vor, während von den beiden Höhen an 200 Kanonen ihre Kugeln unaufhörlich in das Dorf warfen. Zuletzt gerieth es in Brand, und viele Verwundete fanden in den Flammen einen gräßlichen Tod. Jeden Augenblick hoffte Blücher auf die Ankunft Bülow's, der aber zu fern stand, um an diesem Tage noch ankommen zu können. Alle Abtheilungen waren schon im Gefechte gewesen und von der schweren Arbeit ermüdet. Die Schlacht zu gewinnen, war nicht möglich; darum wollte Blücher sie abbrechen, ehe sie ganz verloren würde. Schon

dämmerte es, und immer noch wurde um die Dörfer mit Wuth gestritten. Da drang plötzlich ein starker Haufen Franzosen, die sich um das Dorf geschlichen hatten, auf die auf den Höhen stehenden Preußen ein, während von der andern Seite französische Reiter daherrauschten, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Die Gefahr war groß. Aber der alte Blücher verlor nicht den Muth. Schnell raffte er sechs Schwadronen zusammen, die er gerade zur Hand hatte, und stürzte damit auf die feindlichen Reiter los. Aber diese waren stärker und warfen die Preußen zurück. In dem Augenblick durchbohrte eine Klintenfugel das Pferd des Fürsten. Das edle Ross, ein Geschenk des Prinz-Regenten von England, machte, vom Schmerze gepeinigt, einige ungeheure Sprünge; dann stürzte es todt zu Boden, mit ihm der betäubte Feldherr, und eben jagten brausend die französischen Reiter an ihm vorbei. Wie leicht konnte er nicht entdeckt, gefangen oder getödtet werden! Nur sein Adjutant, Major Graf Rositz, war bei ihm, und hielt treulich bei ihm aus. Aber Gott wachte über sein Leben. Die Preußen trieben die Franzosen zurück; diese stürmten wieder vorbei, ohne ihn zu bemerken. Man half ihm nun unter dem todtten Pferde hervor, brachte ihm ein Dragonerpferd, und in wenigen Augenblicken war er wieder an der Spitze seiner Soldaten. Jetzt zogen sich die Preußen zurück, aber mit so guter Haltung, daß die verfolgenden Franzosen immer abgewiesen, und fast alle Kanonen gerettet wurden.

278. Das Treffen bei Quatrebras.

Schlimmer wäre es den Preußen gegangen, wenn nicht ein Theil des französischen Heeres zu gleicher Zeit anderweitig beschäftigt gewesen wäre. Es war nämlich an demselben Tage noch ein anderer Kampf, das Treffen bei Quatrebras. Wellington, der sich in Brüssel befand, erhielt in der Nacht vom 15ten zum 16ten Juni die erste Nachricht von dem Vorrücken der Franzosen auf einem Balle. Schnell sandte er überall Boten umher, die zerstreuten Truppen herbeizurufen, und die, welche zur Hand waren, Engländer, Niederländer, Hannoveraner und Nassauer wurden schnell den Franzosen entgegengeschickt. Napoleon nämlich hatte den Marschall Ney beordert, während er selbst bei Ligny die Preußen angriffe, auf der großen Straße, die nach Brüssel führt, vorzugehen, um die Engländer zurückzudrängen. Bei Quatrebras, drei Häusern, welche da liegen, wo jene Landstraße von einer andern durch-

kreuzt wird, traf Ney auf jene Truppen, die Wellington unter dem Erbprinzen von Oranien vorausgeschickt hatte, und das Treffen begann Nachmittags um 2 Uhr. Endlich kam auch der Herzog Wilhelm von Braunschweig, derselbe, der 1809 den kühnen Marsch mitten durch Deutschland machte, ein ewiger Feind Napoleons, mit seinen Soldaten auf dem Schlachtfeld an. Lange schwankte der Sieg. Als nun der Feind mit großen Massen vordrang, setzte sich der Herzog an die Spitze seiner schweren Uhlanen und sprengte vor; aber er wurde durch ein lebhaftes Flintenfeuer zurückgeworfen, und indem er sich bemühte, die Ordnung wiederherzustellen, erhielt er einen Schuß in die Brust. Er sank vom Pferde. Seine Treuen trugen ihn aus dem Gefechte; aber als sie ihn niederlegten, war ihm schon das Leben entflohen. In dessen rückten immer neue Verstärkungen von Brüssel her heran, so daß Ney nicht hindurchbrechen konnte, sondern sich am späten Abend zurückziehen mußte. Franzosen und Verbündete hatten sich an diesem blutigen Tage mit großer Tapferkeit geschlagen. Der Prinz von Oranien z. B. hatte sich zu weit gewagt, und wurde vom Feinde umringt; aber ein Bataillon Niederländer befreite ihn wieder. Da rief er seinen eigenen Orden ab, warf ihn mitten unter sie, und rief: „Kinder, ihr Alle habt ihn verdient!“ Man befestigte darauf das Ehrenzeichen an die Fahne.

279. Entscheidungsschlacht bei Bellealliance,
18. Juni 1815.

Von Waterloo ertönt
Das letzte Lied daher,
Das ist ein dumpfes Heulen,
Wie Todtengefang so schwer!

Es tönt von einer Sonne,
Die untergeht in Blut,
Es tönt von einer Insel,
Die ragt aus Meeresfluth.

Es tönt von einer Eiche,
Die Wettersturm zerbrach;
Das Lied wird klingen und schallen
Bis an den jüngsten Tag!

Ortlepp.

Wellington hatte seine Stellung in der Nähe von Brüssel genommen. Im Rücken der Anhöhen, die er besetzt hielt, ward er durch einen Wald gedeckt. Vor ihm lagen zwei Meierhöfe, die er in Festungen umgewandelt hatte. Am 17. ließ er Blücher sagen, wenn er ihm nur zwei Heerhaufen schicken könne, so wolle er getrost mit 80,000 Mann gegen 120,000 Franzosen den Kampf wagen. „Mit meinem ganzen Heere will ich kommen,“ war die Antwort, „und wenn die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir es thun.“ Als er am Morgen des 18. aus dem Bette auf's Pferd wollte, hielt ihn der Wundarzt zurück, um ihm die gequetschte Seite noch einzureiben. Er wehrte aber mit beiden Händen ab und rief: „Ach, nicht erst noch schmieren: ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wohl so ziemlich eierlei sein.“ Das Heer brach auf. Die Truppen waren aber noch sehr angegriffen von der vorgestrigen Schlacht. Der Weg war weit, der Boden ganz durchweicht, der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und nur mit unsäglicher Mühe konnte das Heer vorrücken. Blücher war überall; den Regen nennt er seinen Bundesgenossen von der Raibach, wodurch dem Könige wieder viel Pulver erspart werde. Er räth, ermahnt, befiehlt, ruft sein bekanntes: „Vorwärts Kinder!“ Trotz alledem muß er das Gemurmel hören: „Es geht nicht! Es ist unmöglich!“ Da redet er mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen! Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen, hört Ihr wohl? Und Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Das wirkte. Doch erst gegen 5 Uhr Nachmittags kamen die ersten Züge auf dem Schlachtfelde an. Es war die höchste Zeit, denn Wellington wurde hart gedrängt. Napoleon hatte des Morgens froh ausgerufen: „Ha, nun habe ich sie, diese Engländer.“ 130000 Mann stürzten sich auf 80,000. Den ganzen Tag ging's Sturm auf Sturm. Die Engländer singen endlich an zu wanken. Wellington rief ihnen zu: „Brüder, wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden, was würde man in England sagen?“ Und seine Truppen hielten sich über ihre Kräfte. Er schickte Boten über Boten an Blücher ab. Er kam nicht. Seine Reihen wurden immer dünner. Schon sind die Straßen nach Brüssel mit Flüchtlingen aus dem englischen Heere bedeckt, und Napoleon sendet Boten mit der Siegesnachricht nach Paris. Da setzt sich Wellington fast in Verzweiflung auf die Erde und spricht: „Hier will ich bleiben und keinen Fußbreit von dannen weichen.“ Und gegen 5 Uhr ruft er seufzend: „Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!“ Bald darauf hörte er im

Rücken und in der rechten Seite der Feinde heftigen Kanonendonner. Da springt er begeistert auf und jubelt, mit Thränen in den Augen: „Nun, Gottlob, da kommt der alte Blücher!“ Die Preußen warfen sich auf den siegenden Feind. Der Kampf wurde heftiger, denn je. Die Franzosen verrichteten Wunder der Tapferkeit; allein ein Haufe nach dem andern wird geworfen. Nur der Kern der französischen Armee hält noch Stand! Ihre Adler sind mit Trauerslor umwunden; erst nach dem Siege sollen sie entschleiert werden. Doch die treue Schaar kämpft den Kampf der Verzweiflung vergebens. Die englische Reiterei ruft ihr zu sich zu ergeben. Darauf erschallt die Antwort: Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht! Und ihre Worte wurden zur blutigsten Wahrheit. Kurz vor neun Uhr war der Sieg errungen, und die französische Armee löste sich in grauenvolle Flucht auf. Blücher befahl: Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Verfolgung des Feindes aufgeboden werden. Da gings, den tapfern Gneisenau an der Spitze, unter dem Klange der Flügelhörner lustig in die Nacht hinein. Bei Genappe erbeuteten die Unsern den Reifswagen Napoleons. Er selbst hatte sich bei dem Geschrei: „Die Preußen kommen!“ kaum zum Schlage hinaus retten können und seinen Hut und Degen im Stiche lassen müssen. In den Dörfern, im hohen Korne wurden die todtmüden Franzosen durch den Schall der Hörner, das Wirbeln der Trommeln und das Knallen des Kleingewehrfeuers aufgejagt. Hell stand der Vollmond am Himmel als wollte er den tapferen Preußen leuchten. Aber immer dünner wurde die Schaar der verfolgenden Truppen. Zuletzt waren nur noch einige Reiter und ein paar Füsilierkompagnien übrig geblieben. Einen unermüdblichen Kerl von Tambour setzte man in froher Siegeslaune auf eins der von Napoleons Wagen genommenen Kutschpferde, der mußte fortwährend die Trommel rühren, und diese Hand voll Leute, dieser eine Tambour, jagte jetzt die Reste des fliehenden Heeres vor sich her, wie der Wind die fallenden Blätter. Noch in derselben Nacht schrieb Blücher an den Fürsten Schwarzenberg: „Der herrlichste Sieg ist erkochten. Ausführliches wird folgen. Ich denke, die bonapartistische Geschichte ist nun vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß.“ Und in der nämlichen Nacht richtete er folgende schriftliche Ansprache an die Armee! „Ihr habt gezeigt, daß tapfere Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann. Empfangt meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten. Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen.“

Und die bonapartistische Geschichte war nun wirklich aus. Auf St. Helena's einsamen Felsen hat der Gewaltige geendet, der einst die Welt mit seinem Machtgebote beherrschte.

280. Blücher und Wellington.

Als Blücher, der Held, und Wellington	Da sprach zu Blücher Wellington:
Als Sieger zusammen traten,	Du Held an starker Tugend,
Die beiden, die sich lange schon	Von Locken so gealtert schon,
Bekannt aus ihren Thaten;	Das Herz so frisch von Jugend! —
Da sprach zu Wellington Blücher bald:	Da stand der Jüngling und der Greis;
Du Held, so jung an Jahren,	Sie gaben sich die Hände
An Klugheit und Bedacht so alt	Und fragten, ob auf den Erdenkreis
Wie ich mit grauen Haaren!	Noch so ein Paar sich fände.

Fr. Rückert.

281. Blücher und Sneyenau.

Der Blücher hat die Macht,	Der Sneyenau in der Nacht
Der Sneyenau den Bedacht,	Hat guten Plan erdacht,
Drum hat's Gott wohl gemacht,	Der Blücher am Tage der Schlacht
Der sie zusammen gebracht;	Hat's drauf noch besser gemacht;
Drum sei den beiden,	Drum sei den beiden,
Den beiden	Den beiden
Ein Lebehoch gebracht!	Ein Lebehoch gebracht!

Fr. Rückert.

282. Bellealliance-Lied.

Und als es war zu Ende, da ging es erst recht an,
Da kam der alte Blücher mit sechszigtausend Mann
Der fuhr wie ein Gewitter von Frichermont einher
Und das betäubte wahrlich den Bonaparte sehr.

Und als er wies die Zähne, da war der Teufel los,
Ihr hättet's hören sollen, nie toll er um sich schoß —
Gar mancher brave Junge verlor da sein Gehör!
Hurrah! Gott mit uns Preußen! und: Vive l'empereur!

So schrie es durcheinander, Kanonen Donner drein!
Wir aber avancirten: Marsch! trab und drauf und drein!
Wir trafen's rechte Fleckchen, die Feinde schrie'n: O weh!
Sie fingen an zu laufen, die Losung: Sof ki pöh!

Das heißt bei uns im Deutschen: wer irgend Beine hat,
Der steck sie in die Tasche, wir haben Prügel satt!
Wir Preußen aber ritten bei Mond und Sternenschein
Mit Säbeln und mit Lanzen wie's Wetter hinterdrein.

Da klangen die Trompeten: „Der König vivat' hoch!“
Der Bonapart' zu Fuße entwischte er uns noch.
Wir haben lange Beine so Manchem da gemacht,
Und uns're Flügelhörner die riefen: „Gute Nacht!“

Darauf am andern Tage ward dieses Lied vollbracht; —
Wir waren zwei Trompeter auf einer Reiterwacht,
Ein Offiziercommando von fünfundzwanzig Mann; —
Mag's blasen oder pfeifen, wer's grad' nicht singen kann.

George Hefetiel.

283. Schluß.

Sende Segen Preußens Krone unserm König Friederich,
Gott, von Deinem Himmelsthron! blick hernieder gnädiglich,
Laß' Ihn auf des Lebens Höhen, hingestellt von Deiner Hand,
Glücklich und beglückend stehen! Schütze unser Preußenland.

Alle Deine Gaben sende gnädig Ihn und Seinem Haus!
Alle Deine Engel sende, Herr, auf Seinen Wegen aus!
Sieh, daß Recht und Licht und Wahrheit, wie sie Ihn im Herzen glüh'n,
Lang in reiner, ew'ger Klarheit noch zu unserm Heile blüh'n!

Palmen laß Sein Haupt umkränzen, schenke Krieg und Zwietracht fort,
 Laß Ihn hoch und herrlich glänzen als des Friedens Schirm und Hort!
 Laß Ihn, wenn Gewitter grauen, wie ein Sternbild hingestellt,
 Tröstend Licht herniederhauen in die sturm bewegte Welt!

Gold'ne Ruh' und Eintracht walte, wo Er sanft das Scepter schwingt;
 Seines Volkes Liebe halte freudig Seinen Thron umringt;
 Unaufhörlich fest geschlungen bleibe ewig dieses Band!
 Rufet: „Heil“ mit tausend Zungen, „Heil Ihm und dem Vaterland!“

Inhalts-Verzeichniß.

Nr.	Seite	Nr.	Seite
		33. Kurfürst Joachim	44
1. Vorwort	1	34. Joachim I. und die Reformation	45
2. Die Mark in alter Zeit	1	35. Die Kurfürstin Elisabeth	47
3. Ursprung des Preussischen Staats	2	36. Judenverfolgung in der Mark	49
4. Preussens Ursprung	5	37. Der heilige Adalbert	51
5. Albrecht der Bär	6	38. Boleslav	53
6. Das Schildhorn	7	39. Christian von Oliva, der erste Bischof der Preußen	55
7. Albrecht der Bär	9	40. Der deutsche Orden	57
8. Markgraf Otto mit dem Pfeil	10	41. Der deutsche Orden in Preußen	58
9. Die Mark unter den Bayern	12	42. Blüthe und Verfall des deutschen Ordens	59
10. Der falsche Waldemar	13	43. Die Schlacht bei Tannenberg	61
11. Die Mark unter den Luxemburgern	15	44. Des Preußen Heldenthat	64
12. Die Quithows	16	45. Die Feier der christlichen Feste in alter Zeit	67
13. Aus der Mark	18	46. Die Mongolenschlacht bei Wahlstadt	70
14. Das Wunderblut zu Wilsnack	19	47. Das Gottesurtheil zu Burg a. d. Wupper	73
15. Die Hohenzollern	21	48. Erzbischof Engelbert von Köln	76
16. Burggraf Friedrich von Nürnberg	22	49. Der Tod des Erzbischofs von Köln	80
17. Burggraf Friedrich als Statthalter in der Mark	24	50. Das Turnier	83
18. Die faule Grete	25	51. Das Turnier zu Neuf	86
19. Die faule Grete und die schöne Else	26	52. Die Wiederläufer zu Münster	88
20. Kurfürst Friedrich I. und die Hussiten	27	53. Johann von Leyden	92
21. Der starke Mann	28	54. Die jülich-crevische Erbschaft	93
22. Friedrich II.	29	56. Die späte Ernte	96
23. Kampf gegen die Städte	31	57. Die Eichenfaat	97
24. Der Schwannorden	32	58. Georg Wilhelm	99
25. Eisenzahn	33	59. Der 30jährige Krieg	100
26. Albrecht Achilles	34	60. Tilly	102
27. Albrecht und die Märker	35	61. Wallenstein	103
28. Albrecht Achilles und Johann v. Prießus	36	62. Gustav Adolph	104
29. Hansgesetz der Hohenzollern	38	63. Gustav Adolph und Wallenstein	106
30. Herzog Hans von Drossen	38	64. Friedrich Wilhelm der gr. Kurfürst	108
31. Johann Cicero	39		
32. Albrecht Cicero	41		
33. Joachim I., Nestor	42		

Nr.	Seite	Nr.	Seite
65. Wie der gr. Kurfürst stüchtig ward	110	110. Zwei Berliner, die etwas taugen	169
66. Sein Regierungsantritt	111	111. Ein Gericht Hammelsfaldbaunen mit Weisfiohl	169
67. Der Frieden	112	112. Ach de Könen, Herr König	170
68. Der Trompetersprung	113	113. Ein Mann, ein Wort	171
69. Der gr. Kurfürst als Landesvater	115	114. Das Tabackskollegium	171
70. Preußen wird ein unabhängiges Herzogthum	116	115. Die Sparsamkeit des Königs	172
71. Die Brandenburger im Türken- kriege	118	116. Seine Thätigkeit	173
72. Der Schöppenmeister Rhode	119	117. Narr! Narr!	174
73. Der Oberst von Kalkstein	120	118. Der Keel hat Recht	174
74. Einfall der Schweden in die Mark 1674	121	119. Lehre Er nur fort	175
75. Die Schweden in der Mark	122	120. Des Königs liebe blaue Kinder	175
76. Edle Rache	123	121. Ausbildung der Soldaten	178
77. Die Ueberumpelung von Rathe- now 1675	124	122. Friedrich Wilhelms Tod	179
78. Rathenau	126	123. Sein Begräbniß	181
79. Schlacht bei Fehrbellin	127	124. Karl XII. und der pommerische Bauer Müjebaeß	182
80. Fehrbellin	130	125. Friedrich II. 1740—1786. Ge- burt und Taufe	185
81. Froben	131	126. Kindheit	186
82. Stettins Helbenmuth	133	127. Erziehungs-Vorschrift	188
83. Eine merkwürdige Schlittensfahrt	135	128. Spannung zwischen Vater und Sohn	190
84. Die brandenburgische Flotte	136	129. Fluchtwersuch	192
85. Der große Kurfürst zur See	138	130. Friedrich in Küßtrin	195
86. Unsere Colonien	139	131. Verurtheilung Katte's	196
87. Das Lied vom Feldmarschall Derfflinger	140	132. Hinrichtung	197
88. Die Kurfürstin Louise Henriette	142	133. Neue und Verjöhnung	199
89. Paul Gerhardt	145	134. Regierungsantritt	201
90. Paul Gerhardt	148	135. Der erste schlesische Krieg	204
91. Marschall Derfflinger	150	136. Ins Feld	206
92. Hier steht der Mann	151	137. Was da hoch ist, soll erniedrigt werden	207
93. General oder Lumpenkeß	152	138. Die ersten Schlesier vor dem König	208
94. Derfflinger's Tod	153	139. Schlacht bei Mollwitz	209
95. Seine Persönlichkeit	153	140. Die Schlacht von Mollwitz	211
96. Das Dorf Raptin	154	141. Schlacht bei Czaslan (Chotusitz)	212
97. Defile's	154	142. Der zweite schlesische Krieg	214
98. Kaspar Nagel	155	143. Schlacht bei Hohenfriedberg (Striegan)	216
99. Der Derfflinger	156	144. Die Preußen bei Hohenfriedberg	217
100. Feldmarschall Derfflinger	157	145. Schlacht bei Kesselsdorf und Friede zu Dresden	218
101. Preußen ein Königreich	158	146. Friedrich am SterbebetteDuhans	219
102. Erwerbung der Krone	159	147. Friedrich am SterbebetteDuhans	220
103. Die Krönung	160	148. Friedrichs Thätigkeit	222
104. Der 18. Januar 1701	163	149. Der König und der Müller	224
105. Friedrich Wilhelm I.	164	151. Der Müller und der König	225
106. Seine Jugend	164	152. Der siebenjährige Krieg	226
107. Seine Regierung	166		
108. Ihr sollt mich lieben	168		
109. Der Tanzmeister	168		

Nr.	Seite	Nr.	Seite
153. Geheime Weisung Friedrichs an seinen Minister Finckenstein . . .	227	192. Das Mahl zu Gotha . . .	283
154. Verlauf des 7 jährigen Krieges . . .	229	193. Seydlitz bei Roszbach . . .	284
155. Feldmarschall Schwerin in der Schlacht bei Prag . . .	230	194. Seydlitz bei Zorndorf . . .	285
156. Schwerin bei Prag . . .	232	195. Seydlitz nach dem siebenjährigen Kriege . . .	286
157. Schlacht bei Kollin . . .	233	196. Junker von Seydlitz . . .	290
158. Nach der Schlacht bei Kollin . . .	233	197. Seydlitz . . .	291
159. Schlacht bei Roszbach . . .	234	198. Zur 100jährigen Gedächtnisfeier des Sieges bei Roszbach . . .	292
160. Bei Roszbach . . .	236	199. Hans Joachim von Zieten . . .	294
161. Schlacht bei Leuthen . . .	237	200. Neue Kämpfe . . .	295
162. Nun danket alle Gott . . .	243	201. Eine kühne That . . .	296
163. Ein anderer Mann . . .	244	202. Zieten bei Hohensriedberg und Hemmersdorf . . .	297
164. Bei Lissa . . .	245	203. Eine Heldenthat anderer Art . . .	298
165. Bei Zorndorf . . .	247	204. Zieten im 7jährigen Kriege . . .	298
166. Der Uebersall bei Hochkirch . . .	250	205. Zieten an des Königs Tafel . . .	299
167. Schlacht bei Kunersdorf . . .	251	206. Zietens Antwort . . .	300
168. Ewald Christian von Kleist . . .	254	207. Zietens Ende . . .	301
169. Schlacht bei Kunersdorf . . .	255	208. Hans Joachim von Zieten . . .	302
170. Schlacht bei Liegnitz 1760 . . .	255	209. Die Klerge . . .	303
171. Schlacht bei Torgau . . .	257	210. Zietens Persönlichkeit . . .	303
172. Die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges . . .	260	211. Friedrich und Voltaire . . .	305
173. Der Verräther Barfotsch . . .	262	212. Voltaire und der königl. Page . . .	307
174. Das Ende des Krieges . . .	263	213. Friedrichs Alter und Tod . . .	308
175. Preußen nach dem siebenjährigen Kriege . . .	264	214. Peter Hahn, der Solinger Held . . .	313
176. Friedrich als Landesvater . . .	265	215. Die Markaner vor Friedrich dem Großen . . .	316
177. Der Müller Arnold . . .	268	216. Friedrich Wilhelm II. . . .	317
178. Die Execution . . .	270	217. Napoleon Bonaparte . . .	318
179. Der Leibkutscher Pfund . . .	272	218. Friedrich Wilhelm III. . . .	320
180. Der Leibkutscher Pfund . . .	272	219. Kriegserklärung an Frankreich . . .	322
181. Friedrich als reisender Flöten- spieler . . .	274	220. Jena und Auerstedt . . .	324
182. Was Friedrich an seinen Ge- sandten in London schreibt . . .	274	221. Bei Jena und Auerstedt . . .	324
183. Was Friedrich zu einem Edel- manne sagt . . .	275	222. Folgen . . .	325
184. Drei preussische Witze . . .	275	223. Treßkow und seine Genossen . . .	327
185. Welche Männer Friedrich nicht zu Landräthen will . . .	276	224. Weiteres Unglück . . .	327
186. Friedrich will seine Soldaten menschlich behandelt wissen . . .	276	225. Schlachten bei Eylau und Fried- land . . .	328
187. Friedrich und der Grenadier Mertens . . .	277	226. Der Friede zu Tilsit . . .	329
188. Friedrich und General von Schmettau . . .	277	227. Die Trennen im Lande . . .	329
189. Wie Friedrich sich rächt . . .	278	228. Danzig, Graudenz, Pilsau, Kol- berg . . .	331
190. Der Parademarsch . . .	280	229. Der Kaiser und der Junker . . .	332
191. General Seydlitz . . .	281	230. Königin Louise . . .	333
		231. Der Mutterfuß . . .	334
		232. Die Vermählung . . .	335
		233. Die schönste Königin . . .	336
		234. Die Kinderstube im Königschloß . . .	337
		235. Die Königin im Unglücke . . .	338

Nr.	Seite	Nr.	Seite
236. Die Haube	339	259. Schlacht bei Großbeeren	380
237. Die Königin und der Maurer- meister van der Leeden	340	260. Schlacht an der Kagsbach	382
238. Zwei Briefe an ihren Vater	340	261. Des Fährnrichs Tod	385
239. Ein anderer Brief lautet	342	262. Das Lied von der Kagsbach	385
240. Der Königin Krankheit und Tod	343	263. Aus der Schlacht an der Kagsbach	386
241. Louise	344	264. Aus dem Gefechte bei Hagelberg	387
242. General Scharnhorst	347	265. Das Lied von Hagelberg	390
243. Der Freiherr von Stein	350	266. Bei Dennewitz	391
244. Ferdinand von Schill	355	267. Erstürmung der Dämme von Warzburg	395
245. Schill	357	268. General York	396
246. Schills Ende	358	269. Bei Kulm	396
247. Napoleons Feldzug gegen Ruß- land	359	270. Die Schlacht bei Leipzig	398
248. Preußens Erhebung im Jahre 1813	360	271. Kameraden auf dem Schlachtfeld	400
249. Das eiserne Kreuz	363	272. Ein Bild aus dem Gefechte bei Möckern	401
250. Die Schlacht bei Lützen und Großgörschen am 2. Mai 1813	364	273. Das Wilkowsche Korps beim Aufmarsch in die Schlacht	403
251. Scenen aus der Schlacht bei Lützen	366	274. Einzug in Paris	404
252. Preußens Kronprinz in der Schlacht bei Lützen	370	275. Blüchers Rheinübergang	405
253. Waffenstillstand	370	276. Neue Kämpfe 1815	406
254. Karl Theodor Körner	372	277. Schlacht bei Eigny	407
255. Körner tritt unter die Lützow- sche Freischaar	375	278. Das Treffen bei Quatrebras	408
256. Körner auf dem Kampfsplatz	376	279. Entscheidungsschlacht bei Belle- Alliance	409
257. Körners Tod und Begräbniß	378	280. Blücher und Wellington	412
258. Körners Ruhestätte	379	281. Blücher und Gneisenau	412
		282. Bellealliance-Lied	412
		283. Schluß	413

